

Benjamin Görgen

NACHHALTIGE LEBENSFÜHRUNG

Praktiken und Transformationspotenziale
gemeinschaftlicher Wohnprojekte

[transcript] Soziologie der Nachhaltigkeit

Benjamin Görgen
Nachhaltige Lebensführung

Editorial

Nachhaltigkeit ist ein gesamtgesellschaftliches Transformationsprojekt. Eine intensivere soziologische Analyse ist daher unverzichtbar für das Verständnis von Veränderungsprozessen, zugleich werden hiermit Grundlagenfragen der Disziplin aufgeworfen. Die Reihe »**Soziologie der Nachhaltigkeit**« versammelt Publikationen, die Themen nachhaltiger Gesellschaftsentwicklung aus einer spezifisch soziologischen Blickrichtung untersuchen. Das inhaltliche Spektrum reicht von konkreten Untersuchungsgegenständen (wie etwa nachhaltiger Stadtentwicklung) über nachhaltigkeitsbezogene Grundfragen (wie etwa Zukunft, Wissen oder Macht) bis hin zur Reflektion und Verortung von Nachhaltigkeit selbst. Eine soziologische Blickrichtung wird in dieser Reihe weit verstanden – sie umfasst interaktions-, praxis- sowie gesellschaftstheoretische Ansätze und reicht von empirischer Sozialforschung bis hin zu sozialpsychologischen Perspektiven. Nachhaltigkeit und Normativität, sozialer Wandel und Gestaltung sowie schließlich Reflexivität zweiter Ordnung sind zentrale übergreifende Elemente einer solchen Soziologie der Nachhaltigkeit. Die Reihe versteht sich als Rahmen für disziplinär-soziologische Publikationen, um aus dieser Disziplinarität heraus in inter- und transdisziplinären Dialog zu treten und so das Spektrum soziologischer Analyse für das Verstehen, Erklären und Gestalten von Nachhaltigkeit zu nutzen. Die Reihe wird vom Netzwerk »Soziologie der Nachhaltigkeit« (SONA) herausgegeben.

Benjamin Görgen studierte Sozialwissenschaften, Wirtschafts- und Sozialpsychologie sowie Soziologie an den Universitäten Köln und Münster und promovierte am Institut für Soziologie der Universität Münster zu Thema »Nachhaltige Lebensführung«. Er ist Mitglied des wissenschaftlichen Netzwerks »Soziologie der Nachhaltigkeit« und Mitherausgeber des Open-Access-Journals »Soziologie und Nachhaltigkeit« (SuN). Seine Forschungsschwerpunkte sind Nachhaltigkeitsforschung, Umweltsoziologie, Protest- und Bewegungsforschung, Praxistheorien und empirische Sozialforschung.

Benjamin Görgen

Nachhaltige Lebensführung

Praktiken und Transformationspotenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte

[transcript]

Diese Veröffentlichung wurde gefördert durch den Open-Access-Publikationsfonds der WWU Münster.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-ShareAlike 4.0 Lizenz (BY-SA). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, sofern der neu entstandene Text unter derselben Lizenz wie das Original verbreitet wird.

(Lizenz-Text: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© Benjamin Görgen

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5692-3

PDF-ISBN 978-3-8394-5692-7

<https://doi.org/10.14361/9783839456927>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung – Sozial-ökologische Krisen und Transformation	15
Teil I – Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung	21
1. (Umwelt-)Soziologische Leerstellen in der Nachhaltigkeitsforschung	21
2. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Reallabore sozialen Wandels?	24
3. Erkenntnisinteresse, Forschungsperspektive und methodologische Grundlage	34
3.1 Erkenntnisinteresse und Forschungsfragen	35
3.2 Forschungsperspektive: Zwischen transformativer Wissenschaft und traditioneller Sozialforschung	36
3.3 Methodologische Grundlage: Grounded Theory	39
4. Aufbau der Untersuchung	45
Teil II – Nachhaltigkeit und sozial-ökologische Transformation	49
5. Der Nachhaltigkeitsdiskurs: Von der nachhaltigen Entwicklung zur sozial-ökologischen Transformation	50
6. Zentrale Stränge des Nachhaltigkeitsdiskurses	53
6.1 Dimensionen der Nachhaltigkeit: Ökologisch, ökonomisch, sozial?	53
6.2 Paradigmen des Nachhaltigkeitsdiskurses	68
6.3 Ebenen der Nachhaltigkeit: Zwischen Globalität und Lokalität	73
7. Nachhaltigkeit im Alltag: Vom Umwelthandeln zur nachhaltigen Lebensführung	75
7.1 Entwicklung und Grenzen der Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung	75
7.2 Nachhaltige soziale Praxis	81
7.3 Nachhaltige Lebensführung	88
8. Nachhaltigkeit und Lebensführung: Eine Zwischenbilanz	90
Teil III – Lebensführung und soziale Praxis	95
9. Das Ausgangskonzept: Alltägliche Lebensführung	95
10. Gemeinschaftliche Lebensführung	101

10.1	Forschungsstand zur gemeinschaftlichen Lebensführung	101
10.2	Gemeinschaftliche Lebensführung aus praxistheoretischer Perspektive	108
11.	Gemeinschaftliche Lebensführung: Eine Zwischenbilanz	126
Teil IV – Nachhaltige Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten		129
12.	Forschungsdesign und Vorgehen	129
12.1	Datenerhebung und -auswertung	130
12.2	Forschungsfeld, Feldzugang und Fallauswahl	135
12.3	Forschungsethik und Reflexion der Rolle im Forschungsprozess	140
13.	Varianten des gemeinschaftlichen Wohnens: Die Fallstudien	143
13.1	Das alternative Wohnprojekt Gereonsplatz	143
13.2	Das Mehrgenerationenwohnprojekt Rosengärten	145
14.	Nachhaltige Lebensführung: Standardisierte Annäherungen	148
14.1	Beschreibung der Stichprobe und Vergleich mit der deutschen Bevölkerung	148
14.2	Indikatoren und ihre Grenzen	153
14.3	Ergebnisse der standardisierten Annäherungen	157
15.	Praktiken und Arrangements nachhaltiger Lebensführung	165
15.1	Selbstverwaltung und Kommunikation	167
15.2	Soziale Beziehungen und Gemeinschaft	181
15.3	Konsum	196
15.4	Politische Partizipation und zivilgesellschaftliches Engagement	228
15.5	Erwerbsarbeit und Ausbildung	234
16.	Wechselwirkungen mit der sozialökologischen Umwelt	238
17.	Zentrale Faktoren nachhaltiger Lebensführung	247
17.1	Sozio-materielle Arrangements und Infrastrukturen	247
17.2	Bedeutungen	251
17.3	Subjekte	254
17.4	Soziale Dichte	257
17.5	Zeit	260
Fazit – Nachhaltige Lebensführung und gemeinschaftliches Zusammenleben		263
18.	Gemeinschaftliche Lebensführung als nachhaltige Lebensführung?	266
19.	Realisierungsbedingungen nachhaltiger Lebensführung	274
20.	Implikationen für eine transformative Politik	278
20.1	Allgemeine Vorüberlegungen zu Interventionen in Praxiszusammenhänge	278
20.2	Zur Förderung gemeinschaftlicher Wohnprojekte	280
20.3	Zur Förderung nachhaltiger Lebensführungspraktiken im Allgemeinen	284
Literatur		289

Abbildungsverzeichnis 317

Tabellenverzeichnis 319

– Für meine Eltern –

Vorwort

Seit die sogenannte Corona-Krise die öffentlichen Debatten dominiert, sind die Herausforderungen einer sozial-ökologischen Transformation etwas in den Hintergrund gerückt. Dennoch bleibt die Realisierung nachhaltiger Formen des Zusammenlebens, des Konsums und der Produktion eine der zentralen Herausforderungen unserer Zeit. Einen wichtigen Teil davon stellt die Verwirklichung nachhaltigerer Formen der Lebensführung dar. Wie diese genau zustande kommen und gefördert werden können, ist trotz mehrerer Jahrzehnte der Forschung und Umsetzung weiter offen. Bislang setzen die meisten Ansätze auf Aufklärung und Bildung, doch mit der Zeit wird immer deutlicher, dass dies nicht ausreichen wird. Trotz steigenden Umwelt- und Nachhaltigkeitsbewusstseins, so zeigen Studien immer wieder, nehmen umweltgerechte und nachhaltige Verhaltensweisen nicht in gleichem Maße zu. Vielmehr deutet sich an, dass nachhaltige Lebensführung und ihre Praktiken von vielfältigen Faktoren und Rahmenbedingungen abhängig sind und nicht nur von den rationalen Entscheidungen »aufgeklärter Konsument*innen«.

Entsprechend konzentriert sich diese Studie darauf, am Beispiel gemeinschaftlicher Wohnprojekte im urbanen Raum, die Realisierungsbedingungen nachhaltiger Lebensführung in den Blick zu nehmen. Dabei werden sowohl praxistheoretische als auch sozialisationstheoretische Überlegungen fruchtbar gemacht, um simplifizierende individualistische Perspektiven auf den Gegenstand zu überwinden. In der Folge tritt nachhaltige Lebensführung als eine komplexe Konstellation von sozio-materiellen Arrangements, Bedeutungen, Subjekten, sozialen Beziehungen und Zeitstrukturen ins Relief.

Daraus folgt, dass es für eine sozial-ökologische Transformation erforderlich ist, gesellschaftliche Strukturen, Rahmenbedingungen und Normalitäten gemeinsam politisch so zu gestalten, dass eine nachhaltigere, gerechtere Gesellschaftsentwicklung möglich wird. Anders als durch Floskeln der Alternativlosigkeit und vermeintlicher wirtschaftlicher Imperative suggeriert, zeigt sich auch im Rahmen der Corona-Krise, dass Politik und Zivilgesellschaft sehr wohl in der Lage sind, auf gesellschaftliche Entwicklungen gezielt Einfluss zu nehmen. Mögliche Ansatzpunkte für politische und zivilgesellschaftliche Interventionen in die komplexen Zusammenhänge, die eine nachhaltige Lebensführung konstituieren, werden in

dieser Studie herausgearbeitet. Ich hoffe, damit zum Verständnis und dem weiteren Diskurs über die Möglichkeiten und Hürden einer Realisierung nachhaltigerer Formen der Lebensführung und damit schließlich auch zu einer sozial-ökologischen Transformation beitragen zu können.

Die Studie stellt meine Dissertationsschrift dar, die ich am Fachbereich 6 der Universität Münster verfasst habe. Auf dem Weg dorthin wurde ich von vielen Menschen unterstützt. Sei es durch kritische und konstruktive Anmerkungen, inspirierende Gespräche oder die Eröffnung von Freiräumen und vielfältigen Möglichkeiten. Ohne sie wäre die Studie nicht zustande gekommen. Ich möchte die Gelegenheit nutzen, ihnen aufrichtig zu danken.

Zunächst geht ein besonderer Dank an meine Betreuer Matthias Grundmann und Dieter Hoffmeister sowie meine Kolleg*innen vom Arbeitskreis Gemeinschafts- und Nachhaltigkeitsforschung am Institut für Soziologie der Universität Münster (insbesondere Björn Wendt, Jessica Hoffmann, Niklas Haarbusch und Sebastian Stockmann) für ihre Anregungen, ihre Unterstützung und die schöne und lehrreiche gemeinsame Zeit.

Für die vielen kritischen und konstruktiven Anregungen danke ich darüber hinaus allen Mitgliedern der Graduate School of Sociology Münster (GRASS) sowie des Doktorandenkolloquiums von Matthias Grundmann.

Außerdem danke ich Elizabeth Shove, Noel Cass, Ian Goddard und all den Anderen, die mich während meines inspirierenden Forschungsaufenthalts am DEMAND Centre an der Lancaster University so freundlich aufgenommen, mich mit ihren Ideen vertraut gemacht und meine Überlegungen kritisch kommentiert haben. Auch möchte ich an dieser Stelle das smartNETWORK der Universität Münster sowie das Programm IPID4all des Deutschen Akademischen Austauschdiensts erwähnen, die durch ihre großzügige Förderung den Aufenthalt erst ermöglichten.

Auch den Mitgliedern des Netzwerks Soziologie der Nachhaltigkeit (insbesondere Anna Henkel, Katharina Block, Stefan Böschen, Jens Köhrsen und Thomas Barth) – die auch die Reihe herausgeben, in der diese Studie erscheint – danke ich sehr für ihre Unterstützung und die Möglichkeit, ein Teil des Netzwerks zu werden.

Meinen Kolleg*innen am Institut für Soziologie (IfS) sowie dem Zentrum für interdisziplinäre Nachhaltigkeitsforschung (ZIN) der Universität Münster gilt darüber hinaus ebenso mein Dank, wie allen Kolleg*innen, die mir die Vorstellung meiner Überlegungen und erster Ergebnisse auf vielfältigen und spannenden Veranstaltungen ermöglicht und diese kritisch und zugleich konstruktiv kommentiert haben.

Ein besonderer Dank gilt außerdem allen Bewohner*innen der beiden Wohnprojekte, die ich beforschen durfte, für ihre Offenheit und die Einblicke in ihren Alltag. Ohne sie wäre die Untersuchung in dieser Form nicht möglich gewesen!

Darüber hinaus danke ich Johanna Tönsing und Dennis Schmidt vom transcript Verlag, für die gute Betreuung bei der Veröffentlichung sowie dem Open-Access-Publikationsfond der Universität Münster für die großzügige Unterstützung, die es ermöglicht, dass dieses Buch frei zugänglich ist.

Schließlich danke ich meiner Lebensgefährtin Sophie Burkard, nicht nur für ihr kompetentes Korrektorat des Manuskriptes und ihre klugen Anmerkungen, sondern insbesondere für ihre Liebe, Wärme und Geduld, die mich immer wieder aufgebaut und motiviert haben, sowie meinen Eltern Wilfried Görden und Elke Görden-Schmickler für ihre unermessliche Liebe und Unterstützung.

Benjamin Görden, Januar 2021

Einleitung – Sozial-ökologische Krisen und Transformation

Die Menschheit ist heute mit vielfältigen Krisenphänomenen konfrontiert. Der Klimawandel und die daraus resultierenden ökologischen Verwerfungen bedrohen die natürlichen Grundlagen menschlicher Existenz. Das Artensterben schreitet ebenso voran, wie die Vermüllung der Meere und die Vernichtung ehemals fruchtbaren Bodens. Soziale Ungleichheiten spalten Gesellschaften und führen unter anderem zu globalen Migrationsströmen. Zugleich gehen die Ressourcen, auf deren Verwendung die globale Wirtschaft basiert, allen voran Öl, Gas und seltene Erden, immer schneller zuneige. All diese Entwicklungen sind eng verwoben mit der »imperialen Lebensweise« (Brand/Wissen 2017), die die früh-industrialisierten Gesellschaften, aber auch immer mehr die Ober- und aufstrebenden Mittelschichten der sogenannten Schwellenländer, durchdringt. Vor diesem Hintergrund erscheint ein grundlegender gesellschaftlicher Wandel zwingend erforderlich. Diese Erkenntnis ist zwar nicht neu (vgl. z.B. schon Meadows et al. 1972: 23f.), die Dringlichkeit der Problembearbeitung nimmt angesichts der fortschreitenden Zerstörung der menschlichen Lebensgrundlagen jedoch immer weiter zu.

Bereits in den späten 1980er Jahren schlug die Brundtland-Kommission mit dem Konzept der nachhaltigen Entwicklung ein politisches und normatives Leitbild vor, mit dem auf die beschriebenen Krisen reagiert werden sollte (vgl. Hauff 1987). Das Leitbild der Nachhaltigkeit verbindet dabei Umwelt- und Entwicklungsdiskurse und damit die ökologische mit der sozialen Frage (vgl. Grunwald/Kopfmüller: 24, Görgen/Wendt 2015: 3). Den Vereinten Nationen zufolge ist die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung eine der zentralen Herausforderungen unserer Zeit (vgl. UN 1992: 1, UN 2015a: 1). Zugleich zeichnet sich der Nachhaltigkeitsdiskurs jedoch oftmals durch einen starken ökologisch-ökonomischen Bias aus. Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit wird dagegen häufig vernachlässigt (vgl. Empacher/Wehling 2002: 5, Dillard et al. 2012a: 2, Görgen/Wendt 2015: 6ff., Littig/Zielinska 2017: 52). Schon 1997 verwies Jens Dangschat auf die häufige Verkürzung der Nachhaltigkeitsdiskussion auf eine reine Umweltschutzdebatte und auf Resistenz der dominierenden Entwicklungsvorstellungen in (kommunaler) Verwaltung und Politik (vgl. Dangschat 1997: 190f.). Dies widerspricht jedoch dem

ursprünglichen integrativen Charakter von Nachhaltigkeit als politischem Leitbild, das Fragen der inter- und intragenerativen Gerechtigkeit ins Zentrum stellt und gerade die wechselseitige Abhängigkeit von Umwelt- und Gerechtigkeitsfragen betont (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 24).

Infolge dessen wurden die gesellschaftlichen Anstrengungen vor allem auf eine ökologische Modernisierung der Industriegesellschaften durch technologische Innovationen und Effizienz (vgl. von Weizsäcker et al. 1995, Huber 2011a) gerichtet. Während das Ideal der ökologischen Modernisierung mittlerweile unter Begriffen wie Green Economy oder Green Growth in viele gesellschaftliche Bereiche diffundiert ist und sowohl von politischen als auch von wirtschaftlichen Akteuren adaptiert wurde, finden sich vor allem im wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Bereich in den letzten Jahren verstärkt Ansätze, die an den Vorstellungen einer ökologischen Modernisierung Kritik üben, indem sie an wachstumskritische Überlegungen seit den 1970er Jahren (vgl. z.B. Meadows et al. 1972, Schumacher 1977, Hirsch 1980) anschließen (vgl. z.B. Miegel 2010, Jackson 2011, Schmelzer/Passadakis 2011, Paech 2012, Schmelzer/Vetter 2019). Sie argumentieren, dass eine ökologische Modernisierung nicht ausreiche, um eine nachhaltige Entwicklung zu gewährleisten, da der globale Umweltverbrauch trotz diverser Anstrengungen und internationaler Abkommen im Bereich der Umweltpolitik weiterhin nicht sinkt, sondern vielmehr ansteigt. So verschob sich etwa der sogenannte Earth-Overshoot-Day, also der symbolische Tag an dem die regenerativen Ressourcen der Erde für ein Jahr aufgebraucht sind, seit den frühen 1990er Jahren von Mitte Oktober auf den ersten August (vgl. Global Footprint Network 2018). Dies ist unter anderem auf sogenannte Rebound-Effekte (vgl. Santarius 2015a, 2015b) zurückzuführen, die benennen, dass Effizienzsteigerungen durch Mehrverbräuche (über-)kompensiert werden. Die Kritiker*innen der ökologischen Modernisierung argumentieren dementsprechend, dass die zentrale Annahme, dass es möglich sei, Wachstum und Umweltverbrauch durch technologische Innovationen zu entkoppeln, unrealistisch sei (vgl. z.B. Paech 2018: 438ff.). Vielmehr sei der Übergang in eine »Postwachstumsgesellschaft« (Eversberg/Muraca 2019: 487) oder auch »degrowth« notwendig (vgl. Schmelzer/Vetter 2019: 12). Den Strategien der Effizienzsteigerung werden dabei Suffizienzstrategien zur Seite gestellt, die darauf ausgerichtet sind, durch Verzicht auf Technologien und Konsum den absoluten Umweltverbrauch zu reduzieren (vgl. Paech 2012: 126ff., 2018: 450ff., Ekardt 2016: 3ff.).

Welchem der Ansätze man auch folgt, sei es einem eher schwachen Konzept von Nachhaltigkeit, dass am Leitbild der ökologischen Modernisierung orientiert ist, oder einer eher starken Vorstellung von Nachhaltigkeit, wie sie im Rahmen von Postwachstumskonzepten diskutiert werden, die Einsicht, dass die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel erfordert, verbreitet sich in den letzten Jahren immer weiter. Dies schlägt sich unter anderem in dem Begriff der sozial-ökologischen Transformation nieder, der

oftmals anschließend an Karl Polanys ([1944] 2001) Analyse der »großen Transformation« der europäischen Gesellschaften im Zuge der Industrialisierung, in den letzten Jahren verstärkte Aufmerksamkeit erfährt und den Begriff der nachhaltigen Entwicklung oftmals ersetzt (vgl. z.B. Reißig 2011, Brand, U. 2014, Tauss 2016, Brand 2017).¹ So argumentiert etwa der Wissenschaftlichen Beirat Globale Umweltveränderungen der Bundesregierung (WBGU) (2011: 66), dass eine umfassende, »Große Transformation« aller gesellschaftlichen Lebensbereiche notwendig sei. Dabei geht es »nicht nur um ›kleinere Reparaturen‹, auch nicht nur um das Problem der ›Varieties of Capitalism‹, sondern um eine andere, neue zukunftssträchtige Art und Weise des Wirtschaftens, des Arbeitens und des Lebens.« (Reißig 2012: 11) Für eine gelingende sozial-ökologische Transformation spielen dementsprechend nicht nur der Umbau der Energiesysteme oder technologischer Wandel, sondern auch die Ebene der Lebensführung und die damit verbundenen sozialen Praktiken des Konsums, der Mobilität oder der politischen Partizipation eine entscheidende Rolle (vgl. Evans et al. 2012: 113). Es ist von herausragender Bedeutung, dass wir unsere Lebensweise so umstellen, dass sich ihre negativen ökologischen und sozialen Folgen in Zeit und Raum deutlich reduzieren (vgl. Brand/Wissen 2017: 13ff., Lessenich 2018: 22ff.). Vor diesem Hintergrund rücken die Ermöglichung und Realisierung einer nachhaltigen Lebensführung als gesellschaftliche Herausforderung in den Blick.

An dieser Stelle setzt die vorliegende Untersuchung an, indem sie am Beispiel von gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum die Prozesse und Bedingungen der sozialen Konstruktion nachhaltiger Lebensführung untersucht. Dabei entwirft sie nachhaltige Lebensführung als Bündel von Praktiken, die weder allein den Individuen zugeordnet werden können, noch allein aus den Strukturen hervortreten. Vielmehr basieren sie auf dem komplexen Wechselspiel von sozio-materiellen Arrangements, Subjekten, Bedeutungen, sozialen Beziehungen und Zeitstrukturen. Damit folgt die Untersuchung dem Vorschlag von Theodore Schatzki, der hinsichtlich einer praxistheoretischen Analyse im Bereich der Nachhaltigkeit empfiehlt, bei empirisch beobachtbaren nachhaltigen Lebensweisen und Bündeln sozialer Praktiken anzusetzen und zu analysieren, wie diese zustande kommen (vgl. Schatzki 2013: 44).

Gemeinschaftliche Wohnprojekte stellen für eine solche Untersuchung einen interessanten und vielversprechenden Untersuchungsgegenstand dar, da sie alternative Formen des Zusammenlebens jenseits der traditionellen Wohnformen erproben und damit auf verschiedene gesellschaftliche Problemlagen reagieren (vgl. Fedrowitz/Gailing 2003: 129ff., Kunze 2009: 167ff., BBSR 2014: 9, Lambing

1 Für eine kritische Diskussion der aktuellen Verwendung des Transformationsbegriffs vgl. Brand 2016.

2014: 115). Sie lassen sich entsprechend in vielerlei Hinsicht als Reallabore einer sozial-ökologischen Transformation interpretieren (vgl. Wagner 2013: 72f., Tummers 2016: 2037). Das Spektrum gemeinschaftlicher Wohnprojekte reicht dabei von Kommunen und Ökodörfern, über Frauenwohnprojekte und Mehrgenerationenwohnprojekte, bis hin zu alternativen und explizit sozial-ökologischen Projekten. Die meisten bisherigen Forschungen zum Zusammenhang von Nachhaltigkeit und gemeinschaftlichen Formen des Zusammenlebens konzentrieren sich überwiegend auf Kommunen und intentionale Gemeinschaften im ländlichen Raum. Gemeinschaftliche Wohnprojekte im urbanen Raum werden dagegen im Nachhaltigkeitsdiskurs bislang meist vernachlässigt. Der urbane Raum und die sich in ihm entwickelnden Formen der Lebensführung sind jedoch für eine sozial-ökologische Transformation von entscheidender Bedeutung, da globale Urbanisierungsprozesse weiter voranschreiten (vgl. UNEP 2011: 4). Dem WBGU (2016: 1) zufolge wird das 21. Jahrhundert das »Jahrhundert der Städte« sein. Sie sollen als »wesentliche Motoren der Transformation zur Nachhaltigkeit eine entscheidende Rolle spielen« (ebd.: 8).

In den Diskursen zu einer nachhaltigen Stadt- und Regionalentwicklung dominieren bislang meist administrative oder städtebauliche Perspektiven (vgl. z.B. UBA 2014, UN 2017). Die Frage, wie eine nachhaltige Lebensführung hergestellt und verstetigt werden kann und welche Bedeutung diese Prozesse und Praktiken für gesellschaftliche Transformationen haben, wird dagegen meist vernachlässigt. Die Potenziale der Städte liegen jedoch vor allem in ihrer Vielfalt und Soziodiversität. Sie bieten »Nischen« für eine Vielzahl unkonventioneller Lebensformen [...] – und zukunftsfähige Lebensformen sind aus heutiger Sicht unkonventionell« (Feindt 1997). Dabei sind soziale Ressourcen wie etwa die konkreten Austauschbeziehungen zwischen den Menschen oder die Vernetzung in den Vierteln und Nachbarschaften von entscheidender Bedeutung (vgl. Hoffmeister et al. 2014: 65). Eine nachhaltige Stadtentwicklung hängt somit direkt mit der Lebensführung und den sozialen Praktiken der Menschen vor Ort zusammen.

Um diese Prozesse und Praktiken zu untersuchen, werden in dieser Studie zwei unterschiedliche gemeinschaftliche Wohnprojekte analysiert. Dabei wurden bewusst Projekte ausgewählt, die nicht, wie in anderen Studien häufig der Fall, zu den klassischen sozial-ökologischen Vorzeigeprojekten zählen. Vielmehr war es das Ziel, durch die Auswahl vermeintlich »normale« und weit verbreitete Formen von Wohnprojekten in den Blick zu nehmen, die in der Forschung ansonsten bislang vernachlässigt werden. Bei den untersuchten Projekten handelt es sich um ein alternatives, überwiegend studentisch geprägtes Wohnprojekt, das schon in den 1970er aus einer Hausbesetzung hervorgegangen ist (im Folgenden Wohnpro-

jekt Gereonsplatz²) und ein Mehrgenerationenwohnprojekt, das durch eine städtische Wohnungsbaugesellschaft gebaut und 2015 von einer diversen Gruppe von Bewohner*innen bezogen wurde (im Folgenden Wohnprojekt Rosengärten). Durch die vergleichende Analyse zweier sehr unterschiedlicher Projekte wird eine Varianz erzeugt, die es ermöglicht die Transformationspotenziale gemeinschaftlichen Wohnens differenziert zu analysieren und dabei unterschiedliche Rahmenbedingungen zu berücksichtigen. Durch die Untersuchung verschiedener lokaler Projekte, die einen gemeinsamen sozialen Raum mit seiner spezifischen Eigenlogik (vgl. Löw 2010: 65ff.) teilen³, wird es darüber hinaus möglich, auch die Vernetzungen untereinander und die wechselseitigen Kontakte der Projekte innerhalb der Stadtgesellschaft in der Analyse zu berücksichtigen.

Methodologisch orientiert sich die Untersuchung an der Grounded Theory nach Anselm Strauss (vgl. 1994), einem offenen, qualitativen Forschungsverfahren, das die Bedeutung der induktiven Erkenntnisgenese aus der Empirie für wissenschaftliche Forschungen hervorhebt und Theorien nicht rein deduktiv adaptiert, sondern vielmehr versucht, sie im Laufe des Forschungsprozesses mit den empirischen Erkenntnissen »ins Gespräch zu bringen«. Auf Grundlage der Grounded Theory wurden im Rahmen der Forschung verschiedene Formen der Datenerhebung trianguliert. Neben teilnehmenden Beobachtungen in den Wohnprojekten, qualitativen Interviews und Dokumentenanalysen kommen dabei auch stärker quantitativ ausgerichtete Verfahren der Lebensstilmessung zum Einsatz. Durch diese können die Auswirkungen der Lebensführung hinsichtlich der ökologischen und der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit erhoben und mit der deutschen Gesamtbevölkerung verglichen werden. Mithilfe dieses umfangreichen Datenkorpus ist es möglich, die komplexe Lebensrealität in den Wohnprojekten und ihre Transformationspotenziale differenziert zu erfassen und zu untersuchen.

2 Um eine Anonymisierung der Daten sicherzustellen wurden die Namen der Wohnprojekte pseudonymisiert.

3 Dem Konzept der Eigenlogik von Martina Löw zufolge unterscheiden sich Städte nicht nur im Hinblick auf materielle oder ökonomische Gegebenheiten, sondern auch hinsichtlich des »Ensembles zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen, [durch die] sich Städte zu spezifischen Sinnprovinzen verdichten« (Löw 2010: 78).

Teil I – Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung

Bevor der eigentliche Hauptteil der Untersuchung dargestellt wird, ist einführend eine Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung im Nexus von nachhaltiger Lebensführung und gemeinschaftlichem Wohnen erforderlich. Dabei werden zunächst die bisherigen Forschungen zu ökologischem und nachhaltigen Alltagsverhalten skizziert, um daraus zentrale (umwelt-)soziologische Leerstellen abzuleiten. Anschließend wird die Relevanz gemeinschaftlicher Wohnprojekte für die Analyse nachhaltiger Lebensführung diskutiert bevor Erkenntnisinteresse, Forschungsfragen und Vorgehen dieser Untersuchung erläutert und reflektiert werden.

1. (Umwelt-)Soziologische Leerstellen in der Nachhaltigkeitsforschung

Die Untersuchung nachhaltiger und umweltverträglicher Verhaltensweisen erfolgte in den Sozialwissenschaften lange Zeit vor allem unter den Begriffen Umweltbewusstsein und Umweltverhalten bzw. -handeln. Um dieses Begriffspaar entwickelte sich in den 1980er und vor allem den 1990er Jahren ein vielfältiger Forschungsstrang (vgl. z.B. Ester/Van der Meer 1982, Hines et al. 1987, de Haan/Kuckartz 1996, Diekmann/Jäger 1996, Dunlap/Merting 1996). Die Untersuchungen dieser Zeit basierten überwiegend auf quantitativen Befragungen, die mithilfe handlungstheoretischer und sozialpsychologischer Ansätze (vgl. z.B. Ajzen 1991, Diekmann 1996, Diekmann/Preisendörfer 1998) interpretiert wurden. Dabei war eine zentrale Grundannahme, dass sich infolge des Wissens über die Konsequenzen umweltschädlicher Handlungen umweltbezogene Einstellungen entwickeln würden, die wiederum dazu führten, dass Menschen ihre Verhaltensweisen anpassen und umweltverträglichere Handlungsalternativen vorziehen würden (vgl. de Haan/Kuckartz 1996: 104). Doch während das Umweltbewusstsein infolge von Bildungs- und Informationskampagnen im Laufe der Zeit deutlich anstieg (vgl. Huber 2011b: 79ff.), stagnierten die damit verbundenen Verhaltensweisen. Diese Kluft zwischen Umweltbewusstsein und Umweltverhalten zu erklären war

infolgedessen Ziel umfangreicher Forschungen (vgl. auch Kapitel 7.1). Die Erklärungsansätze reichten dabei vom Einfluss unterschiedlicher soziodemografischer Merkmale (vgl. Ester/van den Meer 1982), über die mangelnde Wahrnehmung von objektiv verfügbaren Verhaltensalternativen (vgl. Tanner/Foppa 1996) bis hin zu Analysen, die argumentierten, es sei für das Individuum rational, sein Umweltbewusstsein an sogenannten Low-Cost-Handlungen, wie z.B. Mülltrennung, zu befriedigen und andere Verhaltensveränderungen, die mehr Aufwand erfordern, zu unterlassen (vgl. Diekmann/Preisendörfer 1998).

Gegen Ende der 1990er Jahre setzte sich dann immer mehr die Einsicht durch, dass der Einfluss des Umweltbewusstseins auf das Umweltverhalten insgesamt begrenzt ist (vgl. Preisendörfer/Franzen 1996: 232, Lange 2011: 38). De Haan und Kuckartz konstatieren gar fast schon resignierend: »Nichts hängt zusammen« (de Haan/Kuckartz 1996: 104). Auch wenn aktuelle Forschungen diese weitgehende Interpretation des völligen Fehlens eines Zusammenhangs als etwas voreilig markieren (vgl. Hoffmeister et al. 2014: 107, Wendt/Görgen 2017: 122), so ist doch festzustellen, dass Erklärungsansätze, die sich (fast) ausschließlich auf das Individuum konzentrieren, an die Grenzen ihrer Erklärungskraft gelangen. Vielmehr ist es stattdessen notwendig, deutlich stärker strukturelle, soziale und situative Faktoren in die Analyse umweltverträglicher Verhaltensweisen einzubeziehen (vgl. Wendt/Görgen 2017: 93ff.).

Dies ist nicht nur für die wissenschaftliche Forschung, sondern auch für politische Programme zur Förderung umweltverträglicher und nachhaltiger Verhaltensweisen relevant, da diese bislang ebenfalls häufig von den Vorstellungen der Bedeutung individueller Aufklärung und Bildung getragen sind und aufgrund des eingeschränkten Zusammenhangs zwischen Bewusstsein und Verhalten nicht die gewünschten Effekte erzielen (vgl. Shove 2010: 1274ff.). Individuen werden dabei überwiegend als (aufgeklärte) Konsument*innen adressiert, die durch moralische Konsumhandlungen auf der Grundlage ökologischer Einstellungen eine verstärkte Nachfrage nach nachhaltig produzierten Waren schaffen. In der Folge – so die Hoffnung – hätten Unternehmen aufgrund ihrer Konkurrenz am Markt keine andere Möglichkeit, als ihr Angebot und ihre Produktionsweise der neuen Nachfrage anzupassen (vgl. Grunwald 2018: 421f.). Auf diese Weise wird den Individuen als Konsument*innen die (Haupt-)Verantwortung für eine nachhaltige Entwicklung zugeschrieben. Die damit verbundenen Hoffnungen erweisen sich jedoch als nicht realistisch, sodass andere Forschungs- und Politikansätze erprobt werden müssen.

Armin Grunwald spricht in diesem Zusammenhang von einer »doppelten Überforderung der Konsument/-innen« (Grunwald 2018: 426) und argumentiert die hohen Erwartungen seien aufgrund verschiedener Faktoren problematisch. So sei erstens eine *funktionale Überforderung* zu konstatieren. Die Erfahrung nach mehreren Jahrzehnten der Umweltsensibilisierung und Umweltbildung zeige, dass diese zwar zu vereinzelt Effekten, jedoch nicht zu einem Durchbruch in Richtung

nachhaltiger Lebensformen geführt hätten. Darüber hinaus erschwerten die hohe Komplexität von Nachhaltigkeitsbewertungen, die Vermittlung von umweltrelevanten Verhaltensweisen und ihren Wirkungen über ökonomische und technologische Systeme, die Problematik der Rebound-Effekte sowie die hohe Volatilität des Konsumhandelns durch kurzfristige Moden und Trends die Realisierung nachhaltiger Verhaltensweisen (vgl. ebd.: 427ff.). Zweitens komme es, so Grunwald, darüber hinaus zu einer *normativen* Überforderung, da die Verantwortungszuschreibung nicht nur von kausalen Faktoren abhängen, sondern auch die »Möglichkeiten und Strukturen berücksichtigt werden [müssen], in denen das betreffende Handeln stattfindet und die über Handlungsspielräume und Rahmenbedingungen entscheiden« (ebd.: 431). Konsum finde eben »nicht in einem abstrakten Raum in absoluter Handlungsfreiheit statt, sondern inmitten einer realen Gesellschaft mit ganz realen Rahmenbedingungen« (ebd.). Diese Rahmenbedingungen und Strukturen sind in gesellschaftliche Entwicklungsprozesse eingebettet und politisch gestaltet. Dementsprechend fordert Grunwald die Individuen nicht nur als Konsument*innen, sondern auch als »verantwortliche Bürgerinnen und Bürger« (ebd.: 433) in den Blick zu nehmen. In der Folge sei die »Gestaltung nachhaltigkeitsfördernder Rahmenbedingungen« (ebd.) eine zentrale Aufgabe für eine nachhaltige Entwicklung. Die Frage welche Rahmenbedingungen genau nachhaltigkeitsförderlich wirken und welche nicht, sind dabei in der sozialwissenschaftlichen Forschung bislang noch unterbelichtet.

Während Grunwald somit an der Bedeutung des Individuums, wenn auch nicht als Konsument*in, sondern als verantwortliche Bürger*in, festhält, wendet sich Elizabeth Shove ganz grundsätzlich gegen sogenannte ABC-Ansätze und stellt die Zentralität des individuellen, rationalen Akteurs in der Theoriebildung infrage (vgl. Shove 2010: 1281ff.). Die Abkürzung ABC steht hierbei für die Begriffe *Attitude*, *Behaviour* und *Choice*, die Shove zufolge, den Kern eines Paradigmas bilden, das sowohl die Forschungen als auch die Politik zu Fragen des Klimawandels dominiert. Shove kritisiert, dass die Rahmung, den Klimawandel vor allem als ein Problem menschlichen Verhaltens zu verstehen, andere (sozialwissenschaftliche) Ansätze marginalisiere und zugleich die Verantwortung der Regierungen für die Aufrechterhaltung nicht-nachhaltiger Institutionen und Lebensweisen verneble. Sie argumentiert weiter, dass es auch nicht ausreiche, die theoretischen Modelle nur um Kontextvariablen zu erweitern, die als Hürden oder Motivatoren das Handeln beeinflussen. Dies reproduziere nur die grundlegende Logik des ABC-Paradigmas, dass rationale Akteure aufgrund von individuellen Einstellungen handeln. Gleiches gilt für die Integration von Routinen, die in der Forschung oftmals als etwas dem Handeln Äußerliches konzipiert werden, was nicht plausibel sei. Vielmehr sei es notwendig Ansätze zu fördern, die die Rolle des Individuums dezentrieren und den Kontext nicht länger als etwas Externes beschreiben, indem sie sozialen Wandel als andauernden co-evolutionären Prozess analysieren (vgl. ebd.: 1277ff.). Einen

vielpersprechenden Ansatz hierzu böten neuere Praxistheorien. Aus ihrer Perspektive erscheint sozialer Wandel als Frage danach, wie soziale Praktiken entstehen und sich entwickeln, wie sie Träger rekrutieren und wie sich Komplexe von Praktiken formen und zerfallen (ebd.:1279).

Wenngleich ein solches Vorgehen besser geeignet scheint, umweltverträgliches Verhalten zu verstehen, ist festzustellen, dass sich die Mehrzahl der praxistheoretischen Untersuchungen im Bereich der Nachhaltigkeitsforschung auf einzelne Praktiken oder begrenzte Praxisbereiche – insbesondere den Bereich Konsum – konzentrieren, ohne die ganze Breite der Lebensführung und die vielfältigen damit verbundenen sich wechselseitig beeinflussenden Praktiken in den Blick zu nehmen (vgl. z.B. Brunner et al. 2007, Spaargaren 2011, Shove/Spurling 2013a, Jonas 2016). Um der Komplexität nachhaltiger Lebensführung gerecht zu werden, erscheint jedoch eine Berücksichtigung dieser ganzen Breite alltäglicher Praktiken und ihrer Wechselwirkungen erforderlich.

Auf die beschriebenen (umwelt-)soziologischen Leerstellen soll durch diese Untersuchung reagiert werden. Als Untersuchungsgegenstand bieten sich dabei gemeinschaftliche Wohnprojekte an, da in ihnen einerseits alternative Formen der Lebensführung erprobt werden (vgl. z.B. Tummers 2016: 2023f.) und das Wohnen andererseits einen zentralen Anker für die sozialen Praktiken der alltäglichen Lebensführung bildet und immer auch einen Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse darstellt (vgl. Häußermann/Siebel 1996: 11ff.). Die vielfältigen »Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zwischen Lebens-, Haushalts- und Wohnformen der Menschen einerseits und gebauter Wohnumwelt [...] andererseits wurden lange Zeit übersehen und ihre Bedeutung verkannt« (Rughöft 1992: 20). Diese Forschung greift diese Zusammenhänge und Wechselwirkungen auf und untersucht am Beispiel gemeinschaftlicher Wohnprojekte nachhaltige Lebensführung als komplexes Bündel sozialer Praktiken, deren Vollzug von einer Vielzahl von Einflussfaktoren und nicht in erster Linie vom individuellen Umweltbewusstsein abhängig ist.

2. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Reallabore sozialen Wandels?

Gemeinschaftlichen Formen des Zusammenwohnens und -lebens werden sowohl in der öffentlichen Debatte als auch im wissenschaftlichen Diskurs immer wieder Potenziale für eine nachhaltige Entwicklung, aber auch für die Begegnung anderer gesellschaftliche Herausforderungen zugeschrieben, wie etwa dem demografischen Wandel, der Ausdifferenzierung von Lebensstilen und der damit verbundene Vereinzelung von Menschen oder der in den letzten Jahren wieder in den Fokus der Öffentlichkeit tretenden Wohnungsfrage (vgl. Fedrowitz/Gailing 2003: 129ff., Kunze 2009: 167ff., Schrader-Stiftung 2013: 28, Wagner 2013: 72f, BBSR 2014: 9, Ginski/Schmidt 2014: 295, Lambing 2014: 115, Becerra/Kunze 2016: 7f., Tummers 2016:

2036). Dabei werden sie als »Reallabore« (Wagner 2013: 72f.), bzw. »micro-laboratories for new urban models for social interaction« (Tummers 2016: 2037) adressiert, in denen neue Praktiken und Lebensformen erprobt werden und die auf diese Weise soziale Innovationen hervorbringen (vgl. Kunze 2009: 182f., Lambing 2014: 67ff., Becerra/Kunze 2016: 7f.).¹ Aus soziologischer Perspektive sind gemeinschaftliche Formen der Lebensführung für Fragen nach einer *nachhaltigen* Lebensführung auch deshalb relevant, da sie Räume für Kooperation und wechselseitige Unterstützung bereithalten. Matthias Grundmann (2016: 6) zufolge ist Nachhaltigkeit auf der Ebene der Lebensführung »keine Tatsache, sondern eine erstrebenswerte soziale Praxis zum Zweck des Erhalts von ökologischen, ökonomischen und sozialen Ressourcen«. Es gehe darum, das gemeinsame Leben so zu gestalten, dass »es allen Beteiligten zugutekommt« (ebd.: 8). Dies impliziert eine Absage an eine individualistische Lebensführung, die allein die Interessen des Einzelnen ins Zentrum stellt und die Notwendigkeit einer gemeinschaftlichen Lebensführung, die weniger auf individuelle, sondern vielmehr auf »wechselseitige Nutzenmaximierung« (ebd.) ausgerichtet ist. Gemeinschaftliche Formen des Zusammenlebens stellen somit ein »Gegenmodell zu den wahrgenommenen Individualisierungs- und Vereinzelungstendenzen dar, bzw. formulieren darauf eine Antwort« (Pätzold 2014: 6).

»Ihre spezifischen kleinteiligen individuellen Lösungen, die als Reaktion auf die sich zuspitzenden sozialen, ökonomischen und ökologischen Probleme unserer Zeit entwickelt wurden, lassen sich auf die Gesellschaft übertragen und als sinnstiftende und effektive Teilbeiträge zur Bewältigung des gesellschaftlichen Wandels werten.« (Zibell/Kietzke 2016: 17)

Doch wodurch zeichnen sich gemeinschaftliche Formen des Zusammenlebens aus, welche Typen lassen sich unterscheiden und wie verbreitet sind sie? Zunächst lässt sich festhalten, dass gemeinschaftliches Wohnen kein völlig neues Phänomen ist. Vielmehr ist »[m]enschliches Wohnen [...] jahrhundertlang immer auch »gemeinschaftliches Wohnen« gewesen« (Fedrowitz 2016: 10). Infolge der sozialen Transformationsprozesse seit der Industrialisierung ging die Bedeutung gemeinschaftlicher Formen des Zusammenlebens jedoch immer weiter zurück. Erst in den letzten Jahrzehnten lässt sich eine Renaissance gemeinschaftlichen Wohnens beobachten (vgl. ebd.: 11). In der Literatur zu gemeinschaftlichen Wohnformen findet sich heute eine große begriffliche und konzeptionelle Vielfalt. Allein im deutschsprachigen Raum reicht die Bandbreite dabei von Wohngemeinschaften und Wohnprojekten über Genossenschaften und Baugruppen bis hin zu Kommunen, Ökodörfern und intentionalen Gemeinschaften². Auch der englische Begriff des Cohousings findet

1 Zur allgemeinen Bedeutung von Reallaboren für eine sozial-ökologische Transformation vgl. de Flander et al. 2014, Schneidewind 2014, S. 3.

2 Zum Begriff der intentionalen Gemeinschaften vgl. Dierschke et al. 2006.

immer stärkere Verbreitung.³ Als eine Art Minimaldefinition formuliert Micha Fedrowitz: »In gemeinschaftlichen Wohnprojekten leben Menschen, die sich bewusst für die gegenseitige Unterstützung und das gemeinschaftliche Leben entschieden haben« (ebd.: 9). Damit grenzt er gemeinschaftliche Wohnformen von Baugruppen und Baugemeinschaften ab, die insbesondere im internationalen Diskurs oftmals als Teil von Cohousing betrachtet werden (vgl. Becerra/Kunze 2016: 7, Tummers 2016: 2025), jedoch in erster Linie »die Synergieeffekte des gemeinschaftlichen Bauens [nutzen], um kostengünstiges individuelles Eigentum zu schaffen« (Fedrowitz 2016: 10). Als weiteres konstitutives Merkmal gemeinschaftlichen Wohnens wird in vielen Definitionen die Selbstorganisation oder zumindest die Beteiligung der Bewohner*innen an der Organisation des Zusammenlebens genannt (vgl. BBSR 2014: 9, Pätzold 2014: 6, Metzger 2016: 19, Zibell/Kietzke 2016: 16). Darüber hinaus findet sich in einigen Definitionen das Vorhandensein von getrennten Wohneinheiten als Merkmal gemeinschaftlicher Wohnprojekte (vgl. BBSR 2014: 9, Pätzold 2014: 6). Dies erscheint jedoch als unnötige Einschränkung, die sowohl stärker gemeinschaftlich ausgerichteten Projekten als auch innovativen Formen des gemeinschaftlichen Wohnens, die mit Zwischenformen experimentieren, wie z.B. Mirko- und Clusterwohnungen (vgl. ETH Wohnforum – ETH CASE 2016), nicht gerecht wird und der aus diesem Grund in dieser Untersuchung nicht gefolgt wird.

Insgesamt steht gemeinschaftliches Wohnen somit für ein »breites Spektrum von Gruppenwohnmodellen mit einer sozialen, solidarischen Komponente« (Schrader Stiftung 2013). Dabei wird in einer Vielzahl der Publikationen zu dem Thema betont, »that every community and therefore each project is unique« (Tummers 2016: 2027). Trotz dieser Einzigartigkeit lässt sich das Feld ordnen und es ist möglich unterschiedliche Formen gemeinschaftlichen Wohnens zu differenzieren. Fedrowitz (vgl. 2016: 10f.) unterscheidet zwischen sechs Typen gemeinschaftlichen Wohnens, die sich historisch in unterschiedlichen Zeiten und gesellschaftlichen Kontexten entwickelt haben. Ein *erster Typ* sind ihm zufolge Projekte, die infolge der Kommunebewegung der 1960er Jahre entstanden und denen auch die Kommune-Projekte der 1980er zugeordnet werden können. Charakteristisch für diesen Typus von Projekten »ist der politische und emanzipatorische Ansatz: Hier erproben Pionier[*innen] ein Gegenmodell zum gesellschaftlichen Mainstream [...]« (ebd.: 10). Ein *zweiter Typus* sind Frauenwohnprojekte, die sich seit den 1980er

3 Im internationalen Diskurs ist die Begriffsvielfalt noch größer und mitunter noch weniger einheitlich. In einer Literaturstudie von Tummers aus dem Jahr 2016 findet sich in Anlehnung an eine Differenzierung von Besson eine Übersicht über die internationale Terminologie kollaborativen Wohnens, die nicht weniger als 40 unterschiedliche Begriffe für alternativer Wohnformen in den Sprachen Französisch, Englisch, Deutsch, Niederländisch und Spanisch identifiziert, die vielfältige Überschneidungen beinhalten (vgl. Tummers 2016: 2025). Dabei werden wichtige Begriffe aus dem deutschen Diskurs, wie etwa »Wohnprojekt«, in der Differenzierung gar nicht berücksichtigt.

Jahren entwickelten und die seit den 2000er Jahren in der Form von sogenannten Beginen-Projekten⁴ erneut an Relevanz gewinnen. Ein *dritter Typus* gemeinschaftlichen Wohnens sind Fedrowitz zufolge Ökosiedlungen, die seit den 1980er Jahren entstanden. Sie verbinden soziale und ökologische Ziele und sind oftmals eher in ländlichen Regionen ansässig. Im Rahmen der »neue[n] Genossenschaftsbewegung« (ebd.: 11) entstand seit den 1980er Jahren ein *vierter Typus* gemeinschaftlichen Wohnens, der »die ursprünglichen Ideen dieser Organisationsform aufgriff] und [...] sie im Sinne gemeinschaftlich organisierter Wohnprojekte neu [belebte]« (ebd.). Mit diesem Typus verbunden ist auch die Legalisierung besetzter Häuser. Einen *fünften Typus* bilden »Lebensformen für ältere Menschen« (ebd., Hervorhebungen im Original), die seit den frühen 1990er Jahren an Bedeutung gewinnen. Diese Projekte, die teilweise durch institutionelle Akteure der sozialen Arbeit und Pflege gegründet oder begleitet wurden, zeichnen sich durch einen starken Fokus auf die »gegenseitige Hilfe im Alter und die Gestaltung der Lebensphase nach dem Beruf« (ebd.) aus und sind mitunter auch mit professionellen pflegerischen Angeboten verbunden. Den *sechsten und letzten Typus* in Fedrowitz Differenzierung bilden Mehrgenerationenprojekte, die vermehrt seit den 2000er Jahren gegründet werden und die stark auf die gegenseitige Unterstützung der Bewohner*innen im Alltag ausgerichtet sind. In den letzten Jahren, so ließe sich ergänzen, finden sich auch immer mehr dezidiert sozial-ökologisch ausgerichtete Projekte im urbanen Raum, die sich zum Ziel setzen nachhaltigere Formen der Lebensführung zu realisieren (vgl. z.B. Leitner/Littig 2016).

Auch wenn sie diskursiv eine gewisse Relevanz erlangt haben und durchaus als Trend bezeichnet werden können, so lässt sich feststellen, dass es sich bei gemeinschaftlichen Wohnformen rein quantitativ immer noch um ein Nischenphänomen handelt (vgl. BBSR 2014: 9, Metzger 2016: 21). Ihre genaue Anzahl ist jedoch schwer einzuschätzen, da es »nach wie vor keine Erhebung gibt, die die quantitative Bedeutung der vielfältigen jüngeren Wohnprojekte erfasst« (Metzger 2016: 21). Joscha Metzger schätzt auf Grundlage von Daten eines Wohnprojekteportals der Stiftung Trias die Anzahl in Deutschland auf deutlich über 750 Projekte. Fedrowitz geht in seiner Schätzung hingegen von »mindestens 2.000 – 3.000« (Fedrowitz 2016: 11) Projekten aus. Auch wenn diese großzügigere Schätzung zutreffen würde, wäre der Anteil am gesamten Wohnungsmarkt jedoch weiterhin gering. So konstatiert Tummers für die Europäische Union auf Grundlage eines breiten Verständnisses von Cohousing: »Outside of Denmark, co-housing rarely exceeds 5 %, or even 1 % of the housing stock« (Tummers 2016: 2028). Zugleich ist davon auszugehen, dass die Anzahl und Relevanz gemeinschaftlicher Wohnformen in den nächsten Jahren wei-

4 Beginen-Projekte sind eine spezifische Form der Frauenwohnprojekte, die an die mittelalterliche Tradition der Beginenhöfe anschließen (vgl. Dachverband der Beginen o.J.)

ter zunehmen wird, ohne jedoch »zu einem Massenphänomen zu werden« (BBSR 2014: 9).

Im Rahmen des Nachhaltigkeitsdiskurses wurden bislang insbesondere Ökodörfer und Kommunen, oftmals verstanden als »intentionale Gemeinschaften« (Kunze 2009: 53ff., Grundmann 2011: 278ff.), in den Blick genommen, die als »Pioniere des Wandels« (Wagner 2013: 73), bzw. »Pioniere nachhaltiger Lebensstile« (Lambing 2014: 89) »zukunftsfähige Lebensweisen« (Kunze 2009: 180), aber auch alternative, oftmals ökologischere Bauweisen und -verfahren erproben (vgl. Fedrowitz 2016: 11). Als »Transformatives System« stellen sie Felix Wagner zufolge »gelebte Versuche und Reallabore einer Kultur der Nachhaltigkeit« dar (Wagner 2013: 72f.). Ähnlich argumentiert auch Martin Schweighofer (vgl. 2018). Er beschreibt Ökodörfer als »Gefäß[e] kulturellen Wandels« (ebd.: 42) und »praktischer Ausdruck der degrowth-Idee« (ebd.: 52) und betont, »dass die große Nachhaltigkeitstransformation sozial-ökologische Gemeinschaften braucht« (ebd.: 54). Und tatsächlich finden sich verschiedene Hinweise, dass in Ökodörfern und Kommunen nachhaltigere Formen der Lebensführung realisiert werden. So zeigt eine explorative Studie von Karl-Heinz Simon aus dem Jahr 2006, die drei Gemeinschaftsprojekte (Kommune Niederkaufungen, Ökodorf Sieben Linden und LebensGut Pommritz) untersucht, dass die Treibhausgasemissionen der Projekte pro Kopf deutlich unter dem Bevölkerungsdurchschnitt liegen und auch im Vergleich mit ökologisch orientierten Familien »z.T. erhebliche Einsparerfolge zu verzeichnen [sind]« (Simon 2006: 161). Julio Lambing listet 2013 in Abwesenheit größerer quantitativer Studien eine ganze Reihe von explorativen Untersuchungen aus verschiedenen Ländern auf (u.a. Schottland, Ungarn, Dänemark, Deutschland und den USA), die hinsichtlich des Ressourcenverbrauchs in eine ähnliche Richtung weisen (vgl. Lambing 2014: 21f.). Darüber hinaus finden sich erste Hinweise, dass die Gemeinschaften auch hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit Vorteile gegenüber Einzelhaushalten aufweisen, da sie unter anderem sozial kooperative Verhaltensweisen begünstigen (vgl. Kunze 2006: 184, Simon 2006: 166f., Schweighofer 2018: 56). Sie bilden ein Setting, »das in Transaktion mit den sich darin befindenden Personen, Valenzen für Nachhaltigkeit hervorbringt und dem eine Ausrichtung auf Nachhaltigkeit immanent ist« (Wagner 2013: 228). Iris Kunze weist außerdem darauf hin, dass die in Gemeinschaften praktizierten konsensorientierten Entscheidungsstrukturen zur »Entwicklung selbstbestimmter und verantwortungsbewusster Individuen« beitragen und somit »als Beitrag zu einer zukunftsfähigen Sozialstruktur gesehen werden können« (Kunze 2006: 183). Zugleich muss festgehalten werden, dass die Datenbasis, die für diese Einschätzungen herangezogen wird, recht dünn ist und oftmals keine differenzierte Analyse der Lebensführungspraktiken beinhaltet.

Neben den Potenzialen der Lebensführung innerhalb der Gemeinschaften, lassen sich auch Wirkungen der Gemeinschaften nach außen identifizieren. Eine gro-

ße Bedeutung kommt dabei dem Wissenstransfer aus den Gemeinschaften in die Gesellschaft zu (vgl. Kunze 2009: 167). Kunze nennt hierfür drei wesentliche Methoden: So werden durch »wirtschaftliche und kulturelle Angebote und Kontakte mit der Region und meist auch darüber hinaus [...] die Werte und sozialen Umgangsformen nach außen getragen« (ebd.). Darüber hinaus unterhielten viele Gemeinschaften Seminarhäuser oder andere Formen von Bildungsangeboten. Schließlich würden auch unterschiedliche Formen der Beratung für Organisationen, Firmen und Verwaltungen angeboten (vgl. ebd.). Auf diese Weise repräsentieren intentionale Gemeinschaften oftmals lokale Keimzellen sozialer Innovation und Transformation, die ihre Umgebung aktiv mitgestalten und dazu beitragen »entleerte und geschwächte soziale Räume wieder zu beleben« (Lambing 2014: 115). Sie produzieren oder reaktivieren »Transformationserfahrungswissen«, das für eine nachhaltige Entwicklung von großer Bedeutung ist und nicht nur den Projekten selbst, sondern auch ihren sozialökologischen Umwelten zu Gute kommt (vgl. Kunze 2009: 179ff.). Abschließend soll noch auf ein kritisches Moment hingewiesen werden, das auch Martin Schweighofer thematisiert und das mit der »heiklen Frage nach dem *Innen und dem Außen und der Durchlässigkeit intentionaler Gemeinschaften*« (Schweighofer 2018: 59, Hervorhebungen im Original) verbunden ist. Denn trotz ihres Anspruchs offen zu sein, ist eine gewisse soziale Schließung für die Stabilisierung von Gemeinschaften von zentraler Bedeutung (vgl. ebd.). Diesbezüglich finden sich immer wieder Vorwürfe, die Gemeinschaften als »abgeschlossene Parallelwelten oder elitäre Zirkel« (ebd.) charakterisieren.

Anders als bei Ökodörfern, Kommunen oder intentionalen Gemeinschaften im ländlichen Raum, wo eine solche zumindest in Ansätzen realisiert ist, steht eine systematische Analyse der sozial-ökologischen Transformationspotenziale von gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum noch weitgehend aus. Und das obwohl gemeinschaftliche Wohnprojekte im Verlauf ihrer Geschichte in erster Linie ein urbanes Phänomen waren (vgl. Fedrowitz 2016: 11). Wohnprojekte im urbanen Raum unterscheiden sich von Ökodörfern und Kommunen aufgrund ihres anders gelagerten Settings zum Teil deutlich. Auch verfügen sie – im Gegensatz zu Ökodörfern und Kommunen – oftmals nicht über einen dezidiert politischen Anspruch. Vielmehr handelt es sich Fedrowitz (2016:11) zufolge oftmals um eine »normale Wohnform« in der Synergieeffekte der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung sowie Möglichkeiten der Selbstgestaltung des Wohnumfeldes genutzt werden«.

Die Publikationen zu gemeinschaftliche Wohnformen im urbanen Raum sind überwiegend von Diskursen über demografischen Wandel und neue Nachbarschaft inspiriert und diskutieren gemeinschaftliche Wohnprojekte weniger im Hinblick auf Fragen der Nachhaltigkeit als vielmehr als »Antwort auf gesellschaftliche Trends wie den demografischen Wandel, die Ausdifferenzierung von Lebensstilen und den Wunsch nach der Einbettung in eine nachbarschaftliche Gemeinschaft« (BBSR 2014: 9). Auch die Frage, ob gemeinschaftliche Wohnprojekte eine Antwort

auf die in den letzten Jahren wieder verstärkt ins Zentrum der öffentlichen Debatten rückenden Wohnungsfrage (vgl. Holm 2014) bilden können, wird diskutiert (vgl. Ginski/Schmidt 2014, Metzger 2016). Aus einer nachhaltigkeitsorientierten Perspektive sind die Ergebnisse dieser Untersuchungen relevant, da viele der bearbeiteten Fragestellungen und Problemlagen – als zentrale soziale Fragen – für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit von Bedeutung sind. Wie in der Einleitung erläutert, greift das Konzept der Nachhaltigkeit diese Problemlagen auf und verbindet sie mit ökologischen Fragen. Aus diesem Grund werden die zentralen Ergebnisse der Untersuchungen in der Folge skizziert, auch wenn sie ursprünglich nicht unter dem Begriff der Nachhaltigkeit verhandelt wurden.

Hinsichtlich der Bedeutung gemeinschaftlicher Wohnprojekte für die Bearbeitung des demografischen Wandels hält eine Publikation Schrader-Stiftung fest: »[I]n der Grundidee gemeinschaftlichen Wohnens liegt eine Antwort auf demografische Herausforderungen und ein Beitrag zur Lösung wohnungspolitischer Aufgaben, der über Maßnahmen zur Eigentumsbildung hinausgeht« (Schrader Stiftung 2013: 28). Eine Studie, die im Auftrag des Netzwerks Soziales neu gestalten (SONG) durchgeführt wurde, versucht diese Potenziale durch eine »Social Return on Investments-Analyse« messbar zu machen (vgl. SONG 2009). Die Autor*innen konzentrieren sich auf die Frage, »wie sich quartiersbezogene, gemeinschaftliche Wohnprojekte auf den konkreten Hilfebedarf unterstützungsbedürftiger Personen auswirken« (ebd.: 11). Sie kommen zu dem Ergebnis, »dass die Gesellschaft auf sehr vielfältige Weise und auf allen Ebenen von gemeinschaftlichen Wohnformen profitiert« (ebd.: 229). Dies sei insbesondere durch die bessere gesundheitliche Entwicklung der Bewohner*innen in den untersuchten Projekten und den verringerten Bedarf an professioneller Pflege vermittelt. Darüber hinaus können sich positive Effekte »in Form der – intensiveren – Wahrnehmung wirtschaftlicher und kultureller Austauschbeziehungen« für das Quartier ergeben (ebd.).

Während die Studie des SONG die ökonomischen Vorteile gemeinschaftlichen Wohnens hervorhebt, erklären Barbara Zibell und Lisa Kietzke (vgl. 2016) seine steigende Attraktivität für viele Menschen mit zunehmenden ökonomischen Unsicherheiten und dem Abbau sozialstaatlicher Unterstützung. In diesem Sinne ist gemeinschaftliches Wohnen eher als ein Symptom gesellschaftlicher Veränderungen zu verstehen. Zwar betonen auch sie die Vorteile gemeinschaftlichen Zusammenlebens, binden ihre Bedeutung jedoch an eine »tiefgreifenden Transformation sozialer Sicherungssysteme« (ebd.: 15), die infolge neoliberaler Reformen seit den 1990er Jahren vermehrt Eigenleistungen von Bürger*innen forderten und mit allen Ambivalenzen des Leitbildes des sogenannten Aktivbürgers (vgl. Evers 2009, Lessenich 2012, Rosa 2012: 215ff.) verbunden sind. Demzufolge wirkten gemeinschaftliche Wohnformen in erster Linie kompensatorisch, da »gemeinschaftliche, in soziale Netzwerke eingebundene Versorgungsstrukturen eine ernst zu nehmende Alternative und für manche Menschen finanziell die einzige Möglichkeit« (Zi-

bell/Kietzke 2016: 13) darstellten, notwendige soziale und pflegerische Unterstützung zu organisieren. Die Bewohner*innen gemeinschaftlicher Wohnprojekte befassen sich demzufolge mit der »Entwicklung von Strategien, eigentlich gesamtgesellschaftlicher Problemlagen« (ebd.: 16).⁵

Hinsichtlich der Bedeutung gemeinschaftlichen Wohnens für die in den letzten Jahren wieder an Relevanz gewinnende Wohnungsfrage kann zunächst festgehalten werden, dass Wohnen ein Menschenrecht und zugleich »ein wesentliches Element der Lebenswelt von Individuen [ist]« (Beck 2012: 48). Gemeinschaftliche Wohnprojekte sollten dabei nicht als

»Wundermittel für gesellschaftliche Problemstellungen gesehen werden und darin überschätzt werden. Aber sie scheinen durchaus bemerkenswerte Potenziale für eine individuell gelingende Lebensgestaltung zu bergen und insbesondere in spezifischen Lebensphasen einen Ermöglichungsraum selbstbestimmten biografischen Handelns zu eröffnen.« (ebd.: 49)

Sarah Ginski und Gisela Schmidt (2014: 296) diskutieren die Frage, welchen Beitrag gemeinschaftliche Wohnformen zur Wohnungsversorgung spielen (können) und beschreiben gemeinschaftliche Wohnprojekte als »etabliertes Nischenprodukt im Aufwärtstrend [...] mit meist hochwertigen Angeboten für (neue) Wohn- und Lebensentwürfe«. Viele der Projekte seien jedoch auch sozial engagiert: »Ihnen geht es um die Schaffung von bezahlbarem Wohnraum [...], die Integration benachteiligter Gruppen und soziale Verantwortung für das Quartier.« (Ebd.) Ricarda Pätzold (2014: 7) stellt unter Verweis auf eine Befragung von Kommunen größerer Städte fest, dass diese »gemeinschaftlichen Wohnformen eine wichtige Rolle bei der Ergänzung und Ausweitung des Wohnangebots beimessen«. Metzger (2016: 21) hingegen mahnt an, dass gemeinschaftliche Wohnformen zwar einen »wichtigen Beitrag zur Schaffung und Erhaltung bezahlbaren Wohnraums leisten [können]«, einzelne Förderprogramme zu ihrer Unterstützung sich jedoch »als Mittelschichtsförderung entpuppen, ohne einen wirklichen Beitrag zu bezahlbarem Wohnen zu leisten«. Dementsprechend erscheint es wichtig, genau hinzuschauen und zwischen unterschiedlichen Formen gemeinschaftlicher Wohnprojekte zu differenzieren. Insbesondere die Zugänglichkeit gemeinschaftlichen Wohnens für unterschiedliche soziale Gruppen muss dabei berücksichtigt werden.

Wie auch im sozialen Bereich lässt sich auch hinsichtlich Publikationen zur ökologischen Bedeutung des Wohnens eine Einengung des Blickfeldes feststellen, die jedoch etwas anders gelagert ist. So wird der Bereich Wohnen zwar immer wieder in Nachhaltigkeitsberichten untersucht, allerdings zeigt sich dabei eine starke

5 Sylke van Dyk (2018) kritisiert die Inanspruchnahme der Bürger*innen für eigentlich sozialstaatliche Sicherungsleistungen und hat hierfür den Begriff des »Community Capitalism« geprägt.

Konzentration auf technologische Aspekte, während soziologische Fragen vernachlässigt werden. So findet sich beispielsweise im Bericht des Umweltbundesamtes zum Thema nachhaltiges Bauen und Wohnen zwar umfassende Analysen zum ökologischen Bauen, jegliche Fragen der sozialen Nachhaltigkeit werden jedoch ebenso wenig berücksichtigt wie die konkreten Formen des Zusammenlebens in den Wohnungen (vgl. UBA 2010). Auf diese Weise werden auch Normalitätsvorstellungen hinsichtlich des Wohnens reproduziert, etwa hinsichtlich der Fragen wer, wie und wo zusammenwohnt. Eine grundsätzliche Infragestellung der gesellschaftlichen Normalwohnverhältnisse findet nicht statt.

Neben den bereits diskutierten Studien gibt es auch einige wenige, die ökologische und soziale Potenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte gemeinsam in den Blick nehmen. So untersuchten Micha Fedrowitz und Ludger Gailing gemeinschaftliche Wohnprojekte schon 2003 als strategisches Element einer sozialen und ökologischen Stadtentwicklung. Hinsichtlich der ökologischen Potenziale heben sie dabei insbesondere die Ebene des ökologischen Lernens und Verhaltens hervor, da auch vermeintlich verhaltensneutrale technologische Innovationen nur im Zusammenspiel mit ihrer kompetenten Nutzung ihre Potenziale voll entfalten können (vgl. Fedrowitz/Gailing 2003: 48). Ihnen zufolge wirken gemeinschaftliche Wohnprojekte als »innovative Lernmilieus« (ebd.: 50). »Allein schon durch die in ihnen stattfindenden intensiveren Kommunikations- und Interaktionsprozesse begünstigen sie ökologisch motivierte Verhaltensveränderungen, die ihrerseits eine Stärkung des Gruppenbewusstseins bewirken können« (ebd.). Darüber hinaus komme es in ökologisch ausgerichteten Projekten mitunter zur gemeinsamen Entwicklung ökologischer Verhaltensnormen, die Verhaltensveränderungen anregen und von der Gemeinschaft in der sozialen Praxis kontrolliert werden (vgl. ebd.). Auch das Teilen von Gerätschaften, ein verstärktes Recycling, Carsharing und die Gründung von Einkaufsgemeinschaften wird in den Projekten, wenn auch nicht im gleichen Maße und nicht in allen, befördert (vgl. ebd.: 51). Insgesamt kommt es dort zu den »größten Lernfortschritten auf dem Weg zu ökologischem Wohnen und Leben in der Stadt [...], wo es am meisten Gemeinschaftlichkeit, Nachbarschaft und Selbsttätigkeit gibt« (ebd.: 52). Bezüglich der sozialen Potenziale betonen Fedrowitz und Gailing vor allem die Stärkung sozialer Netzwerke in Projekt und Quartier. Gemeinschaftliche Wohnprojekte – so die Autoren – wirken mit ihrer »sozial-integrativen Ausrichtung in den Stadtteil hinein« (ebd.: 61) und stellen somit »aktive Zellen einer demokratischen Gemeinde« (ebd.) dar. Darüber hinaus »vermitteln sie Stabilität in einer von Beschleunigung und Flexibilität geprägten postfordistischen Ökonomie« (ebd.: 53) und stärkten somit die Resilienz der Bewohner*innen gegenüber sozialem Wandel und dem Rückbau staatlicher Unterstützungsstrukturen. Neben instrumentellen Formen der gegenseitigen Unterstützung spielen dabei auch affektive Formen der Unterstützung eine wichtige Rolle (ebd.: 56). Schließlich diskutieren die Autoren – ganz ähnlich, wie die oben zitierte Studie des SONG – auch

die ökonomischen Potenziale gemeinschaftlichen Wohnens, wobei sie feststellen, dass es zu Kosteneinsparungen für Bewohner*innen und Gesellschaft durch das gemeinschaftliche Wohnen kommen kann. Zugleich betonen sie jedoch, dass gemeinschaftliche Wohnprojekte nicht unterstützt werden sollten, »weil sie billiger sind, sondern weil sie in sozialer und ökologischer Hinsicht Potenziale aufweisen« (ebd.: 63).

Eine der wenigen soziologischen Untersuchungen zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum wurde von einem Forscherteam um Michaela Leitner und Beate Littig am Beispiel des Wohnprojekts Wien durchgeführt (vgl. Leitner et al. 2015, Leitner/Littig 2016, Littig 2017, Littig 2020). Ebenso wie in dieser Untersuchung werden dabei praxistheoretische Ansätze mit dem Konzept der Lebensführung verbunden und für eine Analyse der Nachhaltigkeitspotenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte fruchtbar gemacht. Die Ergebnisse der Analysen vor und nach dem Einzug der Bewohner*innen sind dabei ambivalent. Einerseits wird die etablierte Gemeinschaft von den Bewohner*innen als »äußerst positives und neuartiges Erlebnis geschildert« (Leitner/Littig 2016: 21). Darüber hinaus lassen sich durchaus, wenn auch moderate, Reduzierungen der CO₂-Emissionen in den Bereichen Ernährung, Mobilität und Energiebedarf für das Wohnen um ca. 17 Prozent nach dem Einzug feststellen (vgl. Littig 2017: 15). Andererseits ändert sich an der Aufteilung der Haus- und Care-Arbeit zwischen den Geschlechtern nur wenig. Außerdem ist das gemeinschaftliche Leben sehr zeitaufwändig und steht mitunter in Konkurrenz zu Praktiken der Erwerbsarbeit und privaten Interessen (vgl. ebd.: 15f.). Schließlich ist das Projekt sozial selektiv und setzt sich überwiegend aus Vertreter*innen eines »akademisch gebildeten, liberal-alternativen Milieu[s]« (ebd.: 16) zusammen. Entsprechend stellt Littig fest, dass es infolge des Umzugs in ein sozial-ökologische ausgerichtetes gemeinschaftliches Wohnprojekt nicht zu einer »völlige[n] Neugestaltung der Lebensverhältnisse [kommt]« (ebd.). Dies gelte sowohl für ökologischere Formen der Lebensführung als auch hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse. »Vielmehr zeigt sich, dass dominante gesellschaftliche Praktiken und ihre sozio-materiellen Bedingungen [...] beschränkend auf sozial-innovative Praktiken wirken.« (Ebd.) Dieser Befund ist nicht sonderlich überraschend. Lokale Situationen und Variationen von Praktiken sind immer auch »Elemente sozialer Phänomene (Praktiken, Arrangements und ihre Bündel), die sich situationsübergreifend in Zeit und Raum erstrecken. Sie bestimmen daher lokale Situationen gerade, weil sie Elemente von Bündeln sind.« (Schatzki 2016: 34) Umso wichtiger erscheint es, weniger die Projekte als Ganzes, wie in den meisten Studien geschehen, sondern vielmehr die mikrosoziologischen Bedingungsfaktoren einer nachhaltigen Lebensführung kleinteilig und differenziert in den Blick zu nehmen, um Ansatzpunkte für sozial-ökologische Transformationsbemühungen zu identifizieren, wie es in dieser Untersuchung angestrebt wird.

Insgesamt deuten die verschiedenen Untersuchungen auf vielfältige Potenziale gemeinschaftlichen Wohnens hin. Zugleich hält Tummers hinsichtlich der Bedeutung gemeinschaftlichen Wohnens für sozialen Wandel fest, »that factual assessment of the volume and performance of co-housing projects is rare. Despite intensified research, it remains unclear to what extent co-housing initiatives de facto contribute to social cohesion and healthy cities« (Tummers 2016: 2024). Darüber hinaus kommt der Großteil der Publikationen zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum aus dem Bereich der Stadtplanung. Die alltäglichen Praktiken der Bewohner*innen werden dabei – bis auf wenige Ausnahmen – nicht berücksichtigt (vgl. Tummers 2016: 2036). Die soziologische Frage, wie eine nachhaltige Lebensführung in der konkreten sozialen Praxis hergestellt und reproduziert wird und welche Bedeutung dabei dem sozio-materiellen Arrangements des Wohnprojektes genau zukommt bleibt somit – insbesondere für Wohnprojekte im urbanen Raum – bislang noch unterbelichtet. Dieser Mikrobereich ist jedoch von entscheidender Bedeutung, wie Fedrowitz und Gailing schon 2003 feststellen: Denn auf der Mikroebene, »in den konkreten Lebens- und Umweltbedingungen der Menschen entscheidet sich der Erfolg einer Strategie ökologischer [und, so ließe sich ergänzen, nachhaltiger] Stadtentwicklung« (ebd.: 49).

3. Erkenntnisinteresse, Forschungsperspektive und methodologische Grundlage

Nachdem nun zunächst die (umwelt-)soziologischen Leerstellen hinsichtlich einer nachhaltigen Lebensführung sowie die Bedeutung gemeinschaftlicher Wohnprojekte für diese erläutert wurden, fokussiert das folgende Kapitel noch einmal genauer Erkenntnisinteresse und Forschungsfragen, die Forschungsperspektive sowie die methodologischen Grundlagen der Untersuchung. Auf diese Weise werden die Grundlagen für die weiteren Ausführungen gelegt. Hinsichtlich des Erkenntnisinteresses wird dabei insbesondere die doppelte Zielrichtung der Untersuchung erläutert, die zum einen in der Analyse der Transformationspotenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte und zu anderen in der Entwicklung eines theoretisch differenzierten Verständnis nachhaltiger Lebensführung und ihrer Bedingungsfaktoren besteht. Die Diskussion der Forschungsperspektive ist für Fragen der Transformationsforschung insbesondere deshalb relevant, da sie im Gegensatz zu anderen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen explizit auf die Analyse von Potenzialen von sozialen Phänomenen für eine nachhaltige Entwicklung ausgerichtet ist (vgl. WBGU 2011: 22f.) und somit immer eine normative Ausrichtung besitzt, die es zu reflektieren gilt. Auch die methodologischen Grundlagen der Forschungsmethodologie der Grounded Theory sind für das Verständnis und die Nachvollziehbarkeit des weiteren Vorgehens von Bedeutung. Eine besondere Rele-

vanz besitzt dabei – wie in der Folge dargestellt wird – das Verhältnis von Theorie und Empirie. Dabei beschränkt sich die Einführung an dieser Stelle zunächst auf die methodologischen Grundannahmen und das allgemeine Vorgehen. Eine Diskussion der verwendeten Erhebungsmethoden finden sich, ebenso wie die Reflexion der Rolle des Forschers im Untersuchungsprozess, in Teil IV dieser Studie vor der Analyse des empirischen Materials.

3.1 Erkenntnisinteresse und Forschungsfragen

Die Untersuchung verfolgt zwei zentrale Ziele mit denen auf bestehende Forschungsdesiderate reagiert werden soll. Zum einen werden die Transformationspotenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte im urbanen Raum in den Blick genommen, um die Bedeutung dieser Form des Zusammenlebens für eine nachhaltige Entwicklung zu analysieren. Zum anderen soll in Reaktion auf die skizzierten (umwelt-)soziologischen Leerstellen hinsichtlich der Untersuchung nachhaltiger Verhaltensweisen im Alltag eine differenzierte Konzeption nachhaltiger Lebensführung erarbeitet werden. Aus diesem Grund nimmt die vorliegende Untersuchung, im Unterschied zu den meisten bisherigen Studien, die gemeinschaftliche Wohnprojekte in erster Linie als relativ geschlossene organisatorische Einheiten analysieren (vgl. z.B. Fedrowitz/Gailing 2003, Kunze 2009, Wagner 2013, Lambing 2014), stärker die konkrete Lebensführung und ihre Praktiken in den Blick und fragt danach, welche möglicherweise nachhaltigeren Praktiken und Arrangements der Lebensführung sich identifizieren lassen, wie diese variieren, von welchen Rahmenbedingungen sie abhängig sind und wie sie sich ggf. für eine sozial-ökologische Transformation nutzbar machen lassen. Es geht somit weniger darum die gemeinschaftlichen Wohnprojekte als »Pioniere des Wandels« (WBGU 2011: 256) oder »change agents« (ebd., vgl. auch Albrecht 2016) zu bestimmen, sondern – im Sinne von gemeinschaftlichen Wohnprojekten als Reallabore sozialen Wandels (vgl. Kapitel 2) – vielmehr um die Frage, welche nachhaltigen Praktiken und Arrangements sich im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung identifizieren lassen und welche Transformationspotenziale diese – möglicherweise auch für andere Formen des Zusammenlebens – bieten.

Ausgehend von diesem Erkenntnisinteresse stehen fünf zentrale Forschungsfragen im Zentrum des Untersuchungsprozesses:

1. Welche Praktiken und Arrangements nachhaltiger Lebensführung lassen sich in den Projekten identifizieren und beschreiben?
2. Wie werden diese Praktiken und Arrangements einer nachhaltigen Lebensführung im konkreten Miteinander hergestellt und institutionalisiert?

3. Fördern die unterschiedlichen gemeinschaftlichen Wohnprojekte als konkrete sozio-materielle Arrangements die Entstehung und Verfestigung nachhaltiger Lebensführungspraktiken?
4. Welche Wechselwirkungen bestehen zwischen den Projekten und ihren sozial-ökologischen Umwelten?
5. Was lässt sich aus der Analyse der Lebensführung in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten für eine differenzierte Konzeptualisierung nachhaltiger Lebensführung lernen?

Die erste Frage bildet die Grundlage der Untersuchung, indem analysiert wird, ob sich die in der Literatur vor allem für gemeinschaftliche Wohnformen im ländlichen Raum beschriebenen Praktiken und Arrangements nachhaltiger Lebensführung auch in den untersuchten Projekten zeigen. Die zweite Frage bezieht sich auf die Prozesse der Entstehung und Entwicklung nachhaltiger Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten. Die dritte Frage ist darauf gerichtet, ob und wie die unterschiedlichen gemeinschaftlichen Wohnformen als konkrete soziale Arrangements die Entstehung und Verfestigung nachhaltiger sozialer Praxis befördern. Die vierte Frage fokussiert die Bedeutung der gemeinschaftlichen Lebensführung für eine nachhaltige Quartiers- und Stadtentwicklung, indem die Wechselwirkungen der Wohnprojekte mit ihrer sozialökologischen Umwelt analysiert werden. Dabei richtet sich das Interesse auf die Bedeutung, die die Wohnprojekte für die Nachbarschaft, das Quartier, urbane Szenen oder gar die Stadtgesellschaft als Ganzes haben. Die fünfte Forschungsfrage richtet sich schließlich auf die allgemeine Konzeption sowie die Identifikation zentraler Bedingungsfaktoren nachhaltiger Lebensführung.

Ziel der Arbeit ist es somit, mögliche Transformationspotentiale gemeinschaftlicher Wohnprojekte zu identifizieren und zu analysieren, wodurch diese entstehen und wie sie für eine nachhaltige Stadt- und Quartiersentwicklung fruchtbar gemacht werden können. Darüber hinaus soll die Arbeit dazu beitragen, eine mikrosoziologische Perspektive in der Nachhaltigkeitsforschung zu stärken. Zu oft wird das Konzept allein auf abstrakt theoretischer Ebene verhandelt, wobei die Bedeutung der konkreten sozialen Praxis aus dem Blick gerät.

3.2 Forschungsperspektive: Zwischen transformativer Wissenschaft und traditioneller Sozialforschung

Aufgrund ihres Bezugs zum politischen Leitbild der Nachhaltigkeit stellt sich im Rahmen der Nachhaltigkeitsforschung bzw. der sozial-ökologischen Transformationsforschung immer auch die Frage nach der Forschungsperspektive, der Rolle der Wissenschaft in gesellschaftspolitischen Prozessen und damit verbunden die Frage nach der Normativität von Forschung. Sozialwissenschaftliche Forschungen,

insbesondere in politisch relevanten Bereichen, sind immer bis zu einem gewissen Grade politisch (vgl. Lessenich 2019) und durch die individuelle Perspektive des*der Forscher*in sowie ihre*seine soziale und politische Position gefärbt (vgl. Mannheim 1929: 79). Dies beginnt bei der Auswahl der Forschungsfragen und setzt sich in den verwendeten Begriffen, Methoden und Theorien fort, mit denen soziale Phänomene beschrieben und analysiert werden. Auch der Forschungsprozess und die Interpretation der Daten erfolgt immer durch ein Forschungssubjekt, das aktiv »epistemologische Geburtshilfe-Arbeit« betreibt (Breuer et al. 2018: 9f.). Es ist (leider) nicht möglich, sich davon durch einfache Postulate einer wissenschaftlichen Neutralität oder Objektivität zu befreien.⁶ Daraus folgt jedoch keineswegs konstruktivistische Beliebigkeit. Vielmehr wird es notwendig, nicht nur die gewählten Theorien und Methoden zu begründen und nach wissenschaftlichen Standards anzuwenden, sondern auch die jeweilige Forschungsperspektive offenzulegen und zu reflektieren, um eine Verortung der Arbeit im Diskurs zu ermöglichen und den Ansprüchen der reflektierten Subjektivität und der intersubjektiven Nachvollziehbarkeit zu genügen (vgl. Breuer et al. 2018: 357).

Hinsichtlich der grundlegenden Forschungsperspektive lässt sich die vorliegende Untersuchung zwischen *Transformativer Forschung* (vgl. WBGU 2011: 23, Schneidewind/Singer-Brodowski 2014: 68ff.) und *traditioneller empirischer Sozialforschung* verorten. Transformative Forschung bzw. Wissenschaft ist auf die Erkundung der Potenziale technischer und sozialer Innovationen für eine nachhaltige Entwicklung ausgerichtet. Sie bezeichnet dabei eine »Forschung, die [...] über das wissenschaftliche Feld hinausreicht, indem sie sich bei der Problemfindung und der Definition von Forschungszielen zur (Zivil-)Gesellschaft hin orientiert« (Schneidewind 2015: 4f.).⁷ Dies gilt bis zu einem gewissen Grade auch für diese Arbeit. Zum einen schließt das grundlegende Forschungsinteresse an gesellschaftliche Herausforderungen an und ergibt sich somit nicht *allein* aus dem wissenschaftlichen Diskurs. Zum anderen sollen aus der Analyse neben der Produktion von sozial-wissenschaftlichem Wissen auch konkrete Vorschläge für die Bedeutung und die Einbindung der verschiedenen Formen der Lebensführung in Strategien einer nachhaltigen (Stadt-)Entwicklung abgeleitet werden. Die Forschungsperspektive ist somit nicht völlig frei von normativen Annahmen.

6 Dies wäre im Anschluss an Stephan Lessenich vielmehr eine »Mystifizierung« des Weberischen Werturteilsfreiheitspostulats (Lessenich 2019). Siehe auch schon Mills 1968: 235.

7 Schneidewind und Singer-Brodowski sprechen im Anschluss an die wissenschaftstheoretische Diskussion in den 1990er Jahren um eine Modus-2-Wissenschaft auch von einer Modus-3-Wissenschaft (vgl. Schneidewind/Singer-Brodowski 2014: 121f.). Das Konzept der Transformativen Wissenschaft wurde vom Präsidenten der DFG Peter Strohschneider scharf kritisiert (vgl. Strohschneider 2014). Dabei wirft er deren Vertreter*innen unter anderem Solutivismus, Ent-Differenzierung und sogar ein »vormodernes Konzept von Wissenschaft« (ebd.: 190) vor. Für eine Replik auf diese Kritik siehe Opielka 2016: 41ff.

Vielmehr liegt ihr die normative Prämisse zugrunde, dass eine sozial-ökologische Transformation der Gesellschaft, ihrer Strukturen und Praktiken angesichts der drängenden sozialen und ökologischen Probleme unserer Zeit notwendig ist. Ziel ist es, von dieser Prämisse ausgehend, die Potenziale eines sozialen Phänomens, in diesem Fall der Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten, der in der bestehenden Literatur vielfältige Potenziale für eine sozial-ökologische Transformation zugewiesen werden (vgl. Kapitel 2), für eine solche Transformation kritisch zu untersuchen. In diesem Sinne besteht auch eine starke Verbindung zur traditionellen empirischen Sozialforschung, die soziale Praxis beschreibt und hinsichtlich ihrer strukturellen Verankerung, ihrer situativen Einbettung und ihrer sonstigen Bedingungsfaktoren analysiert.

Transformative Wissenschaft setzt auf die Verknüpfung von drei unterschiedlichen Wissensformen: (1) *Systemwissen*, d.h. »intersubjektiv reproduzierbares Wissen über die Welt« (Schneidewind/Singer-Brodowski 2014: 69f.), knüpft an klassische Formen wissenschaftlichen Wissens an. (2) *Zielwissen* über wünschenswerte Zukünfte basiert auf normativ-philosophischen Überlegungen und der Kooperation mit gesellschaftlichen Akteuren, worin sich der »normative Turn« (ebd.: 72) der Transformativen Wissenschaft widerspiegelt. Durch die Explizierung und Transparenz von normativen Annahmen, so die Überlegung, wird das Zielwissen diskutierbar und verhandelbar. Auf diese Weise soll verhindert werden, dass implizite normative Annahmen in eine vermeintlich werturteilsfreie Wissenschaft einfließen, ohne kritisierbar zu sein (vgl. ebd.: 72f.). (3) *Transformationswissen* schließlich berücksichtigt die Wissensvorräte der Akteure, die die Transformation gestalten (vgl. ebd.: 71).

Bei der konkreten Umsetzung transformativer Forschung kommt Reallaboren eine besondere Bedeutung zu, da hier komplexe Transformationsprozesse erforscht werden können (vgl. Schneidewind 2014: 6, Schneidewind/Singer-Brodowski 2014: 124ff., de Flander et al. 2014: 285). Auch die in dieser Arbeit untersuchten gemeinschaftlichen Wohnprojekte können als solche Reallabore betrachtet werden, auch wenn sie nicht zu dem Zweck der Forschung eingerichtet wurden, sondern sich vielmehr aus der gesellschaftlichen Praxis entwickelt haben. Im Rahmen der Untersuchung werden die verschiedenen Wissensformen berücksichtigt und integriert, die transformative Forschung kennzeichnen. Das Kernziel besteht in diesem Sinne darin, Systemwissen über die Entstehung und Institutionalisierung nachhaltiger Lebensführung im Rahmen von gemeinschaftlichen Wohnprojekten sowie die Wechselwirkungen zwischen den Projekten und ihrer sozialen Umwelt zu generieren und somit klassisches soziologisches Wissen zu erzeugen. Dies geschieht jedoch unter Berücksichtigung von Zielwissen, in Form von verschiedenen Nachhaltigkeitskonzeptionen (vgl. Teil II) und unter Einbeziehung des von den Akteuren produzierten Transformationswissens. Im Unterschied zur transformativen Forschung werden die Forschungsfragen und das

Forschungsdesign jedoch nicht gemeinsam mit Praxispartner*innen entwickelt, sondern ergeben sich aus dem öffentlichen und dem wissenschaftlichen Diskurs. Darüber hinaus werden soziale Innovationen nicht erst im Laufe der Forschung entwickelt, sondern vielmehr innovative Formen der Lebensführung, die bereits in der Gesellschaft vorzufinden sind und denen im Diskurs Transformationspotenziale zugeschrieben werden, einer kritischen Analyse unterzogen. Schließlich basiert die Analyse auf dem erprobten Methodenrepertoire der empirischen Sozialforschung und orientiert sich an deren Grundlagen und Gütekriterien. Die Kombination von transformativer Forschung und empirischer Sozialforschung ermöglicht, die wissenschaftstheoretischen Anregungen der transformativen Forschung aufzunehmen, ohne jedoch auf das umfangreiche Erfahrungswissen der traditionellen empirischen Sozialforschung zu verzichten.

3.3 Methodologische Grundlage: Grounded Theory

Als methodologische Grundlage der Untersuchung dient die Grounded Theory in der Tradition von Strauss (vgl. Strauss 1994, siehe auch Mey/Mruck 2007, Breuer et al. 2018). Die explorative und stark an den empirischen Daten orientierte Vorgehensweise der Grounded Theory bietet eine vielversprechende Basis für die Untersuchung, da bislang nur wenige wissenschaftliche Erkenntnisse über den Untersuchungsgegenstand vorliegen und somit eine Theorieentwicklung aus dem Material heraus zielführend erscheint.

Grounded Theory lässt sich grundsätzlich als »gegenstandsverankerte Theoriebildung« (Böhm 1994: 121) oder auch »empirisch fundierte Theoriebildung« (Alheit 1999: 1) übersetzen. Ziel der Grounded Theory ist die »Erzeugung gehaltvoller Theorien über sozialwissenschaftliche Gegenstandsbereiche« (Strübing 2014: 2). Sie wurde in den 1960er Jahren im Rahmen eines empirischen Forschungsprojektes von Barney Glaser und Anselm Strauss entwickelt und 1967 in dem programmatischen Buch »The Discovery of Grounded Theory« vorgestellt. Dabei schlossen Glaser und Strauss an zwei Denktraditionen an, die beide soziale Interaktionen und Prozesse in den Mittelpunkt stellten und postulierten, dass Wandel ein konstantes Merkmal des Sozialen sei: den Amerikanischen Pragmatismus und die Chicagoer Schule der Soziologie (vgl. Strauss 1994: 29f.). Mit ihrem Forschungsstil grenzten sie sich von dem zu der Zeit verbreiteten Phänomen ab, dass die Arbeit junger Wissenschaftler*innen darauf reduziert wurde, als »proletarische Tester«, die Theorien »Großer Männer« durch kleinteilige empirische Forschungen zu überprüfen (Glaser/Strauss 2008: 19f.). Ziel von Glaser und Strauss war es hingegen (junge) Forscher*innen zu ermutigen, selbstständig zu theoretisieren und die sozialwissenschaftliche Theoriebildung auf diese Weise zu »demokratisieren« (Charmaz/Keller 2016: 50, Übersetzung B.G.). Dabei betonten sie den Gegenstandsbezug von Theo-

rien, also die Idee von Theorien mittlerer Reichweite nach Merton, sowie den Fokus auf lebensweltliche Handlungs- und Interaktionsfelder (vgl. Breuer et al. 2018: 17).

Bei der Grounded Theory handelt es sich weniger um eine strikte Methode als vielmehr um einen *Forschungsstil*, der auf die Entwicklung einer gegenstandsbezogenen Theorie ausgerichtet ist, ohne an spezielle Theorien, Forschungsrichtungen oder auch Datentypen gebunden zu sein (vgl. Strauss 1994: 29f.). Entsprechend existieren auch keine starren Regeln, wie ein*e Forscher*in genau vorzugehen hat. Zwar gibt Strauss Forscher*innen einige Leitlinien und Faustregeln im Sinne eines »Werkzeugkoffers« (Breuer et al. 2018: 129ff.) an die Hand, zugleich verbindet er damit jedoch die Aufforderung, diese an den Gegenstand, die Daten und den Forschungsprozess anzupassen, ggf. zu erweitern und in einen individuellen Forschungsstil zu integrieren (vgl. Strauss 1994: 32ff.). Forschen wird im Rahmen der Grounded Theory als kreativer Prozess verstanden und weniger als Abarbeiten vorgegebener formaler Schritte. Dabei besteht eine intensive Wechselwirkung zwischen dem*der Forscher*in und seiner*ihrer Arbeit, die Strauss im Anschluss an den amerikanischen Pragmatisten John Dewey mit der Arbeit eines Künstlers vergleicht (vgl. ebd.: 34f.). In der Folge müssen Forschungsgegenstand und Forschungsprozess sowie die Rolle des*der Forscher*in einer intensiven und kontinuierlichen Reflexion unterzogen werden und immer wieder an neue Gegebenheiten und Herausforderungen angepasst werden (vgl. Breuer et al. 2018: 84ff.).

3.3.1 Der iterative Forschungsprozess der Grounded Theory

Der Forschungsprozess der Grounded Theory ist grundsätzlich offen angelegt und zeichnet sich dadurch aus, dass die einzelnen Arbeitsschritte, wie die Datenerhebung und -auswertung, nicht seriell aufeinander folgen, sondern iterativ konzipiert und eng miteinander verwoben sind. Entsprechend beginnt die Analyse nicht erst, wie bei vielen anderen quantitativen und auch qualitativen Verfahren, nachdem alle Daten erhoben wurden, sondern schon im Anschluss an eine erste Erkundung des Feldes oder ein erstes Interview (vgl. Strauss 1994: 56). Auch wird der zu erhebende Datenkorpus nicht in Vorhinein festgelegt, sondern vielmehr im Verlauf des Forschungsprozesses sukzessive auf Grundlage der bisherigen Analysen und theoretischen Überlegungen ausgewählt. Dieses Vorgehen wird als »Theoretical Sampling« (ebd.: 70) bezeichnet. Dabei wird die »Datenerhebung durch die sich entwickelnde Theorie kontrolliert« (ebd., vgl. auch Glaser/Strauss 1967: 45f.). Ein zentrales Prinzip bildet dabei das *Kontrastieren*, also der Vergleich unterschiedlicher Fälle, Konzepte, Zeitpunkte oder auch Interpretationsperspektiven mit dem Ziel, theoretische Aussagen über die zugrundeliegenden Bedingungsfaktoren zu generieren (vgl. Breuer et al. 2018: 8f.).

Im Laufe der Zeit fokussiert sich der Forschungsprozess und richtet sich immer stärker auf die zentralen Bausteine der zu entwickelnden Theorie aus. Dieses

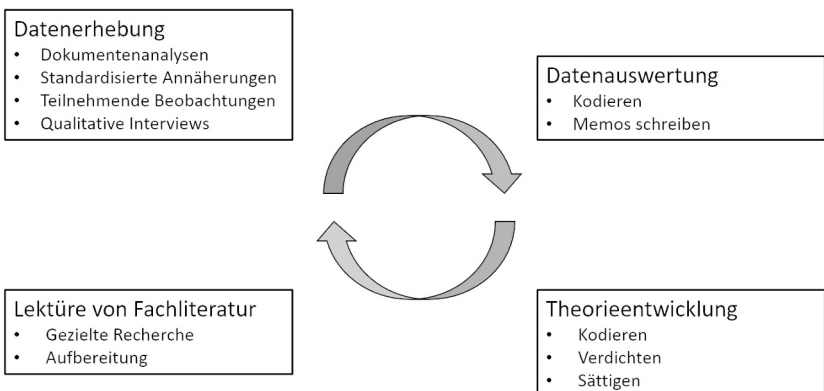
Vorgehen wird von Franz Breuer, Petra Muckel und Barbara Dieris (2018: 9) als »iterativ-rekursive[...] Bewegungsfigur« bezeichnet und mit der Idee des »hermeneutischen Zirkel[s]« oder auch einer »hermeneutischen Spiralbewegung« in Verbindung gebracht, in deren Verlauf sich das zunächst noch offene Forschungsinteresse immer weiter zuspitzt und die theoretischen Überlegungen verdichtet werden (ebd., Hervorhebungen im Original). Dieser Prozess ist jederzeit eng an die generierten Daten gekoppelt und zeichnet sich durch eine »lebendige Beziehung von Theorie und Empirie« (Alheit 1999: 2) aus. Eine Grounded Theory ist folglich immer in den Daten begründet und entsteht durch die Auseinandersetzung, den Dialog, des*der Forscher*in mit dem Datenmaterial. Diese Arbeit wird von Strauss (vgl. 1994: 37) mit den Begriffen der Induktion, Deduktion und Verifikation verbunden, die während des gesamten Forschungsprozesses von Bedeutung sind. Im Rahmen der *Induktion*, werden aus dem Material Hypothesen über Zusammenhänge generiert. Diese sind zunächst sowohl vorläufig als auch konditional, also an konkrete Situationen und Rahmenbedingungen gebunden. Während der *Deduktion* werden aus diesen vorläufigen Hypothesen dann Implikationen abgeleitet, die schließlich im Rahmen der *Verifikation* überprüft und dabei bestätigt oder verworfen werden (vgl. ebd.: 37f.). Diese Trias kann durch den Begriff der Abduktion ergänzt werden, der auf Kritik am Begriff der Induktion reagiert. dieser sei, so die Kritik, »nicht geeignet, die kreative Vorgehensweise beim Zustandekommen *neuen Wissens* abzubilden« (Breuer et al. 2018: 57, Hervorhebungen im Original), da Induktionsschlüsse immer auf bestehenden Hypothesen beruhten. In Abgrenzung dazu verweist der Begriff der *Abduktion*, der auf den pragmatistischen Philosophen Charles Sanders Peirce zurückgeht, auf das kreative Moment bei der Entwicklung neuer Hypothesen über einen Gegenstand, den Geistesblitz, der zu einer neuen Idee inspiriert (vgl. ebd.: 58).⁸ Diese »spekulativen Vermutungen« können anschließend wiederum überprüft und verifiziert oder verworfen werden (vgl. ebd.: 57f.).

Entsprechend dieser Überlegungen wurde auch das Vorgehen im Rahmen der vorliegenden Untersuchung strukturiert (vgl. Abbildung 1). In diesem Fall geht es um eine Analyse der konkreten Lebensführung der Bewohner*innen gemeinschaftlicher Wohnprojekte, ihrer Verhaltensweisen und sozialen Praktiken und um die induktive und abduktive Ableitung theoretischer Annahmen über die Verhältnisse zwischen den untersuchten Phänomenen und ihren spezifischen Kontexten.

8 Diese Idee wird in den Sozialwissenschaften sehr ähnlich auch unter dem Begriff Serendipität, bzw. dem Serendipitätsprinzip diskutiert (vgl. Bude 2008). Dieses verweist darauf, dass man etwas findet, »was man gar nicht gesucht hat – oder man findet das Gesuchte an Stellen, wo man es oder auf Arten und Weisen, wie man es nie gesucht hätte« (ebd.: 262). Während der Begriff der Abduktion jedoch die kreative Leistung des*der Forscher*in fokussiert, betont der Begriff der Serendipität stärker die Bedeutung des »glücklichen Zufalls« (Breuer et al. 2018: 3). Beides erscheint für die Entwicklung einer empirisch fundierten Theorie von Relevanz.

Nach einer ersten Erkundungsphase, in deren Rahmen sich im Sinne eines »No-sing Around« (Breuer et al. 2018: 235f.) durch Teilnahme an Veranstaltungen, Internet- und Literaturrecherchen, Dokumentenanalysen sowie eines qualitativen Interviews ein erster Überblick über das Forschungsfeld erarbeitet wurde, wurden erste Kontakte zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten aufgenommen, die als mögliche Untersuchungsobjekte in Betracht kamen. Auf diese Weise wurde ein Feldzugang hergestellt, der schließlich in einem ersten Forschungsaufenthalt im Wohnprojekt Gereonsplatz im Dezember 2016 mündete. Im Rahmen dieses Forschungsaufenthalts wurden neben umfangreichen teilnehmenden Beobachtungen, die mithilfe von Beobachtungsprotokollen dokumentiert wurden, auch Interviews geführt (vgl. Kapitel 12.1). Infolge dessen wurden erste Auswertungen des Datenmaterials durchgeführt, die einerseits zu ersten Erkenntnissen und neuen Fragen führten, zugleich aber auch verdeutlichten, dass das begriffliche Instrumentarium, mit dem bis dahin gearbeitet wurde, nicht ausreichend geeignet war, um die komplexen Zusammenhänge der Lebensführung in den Projekten zu erfassen. Infolge dessen wurde ein praxistheoretisch erweitertes Konzept der Lebensführung als sensibilisierendes theoretisches Instrumentarium erarbeitet, das die Grundlage für die weiteren Analysen bildete (vgl. Teil III). In diesem Rahmen wurde auch das stark handlungstheoretisch geprägte Kodierparadigma der Grounded Theory, das von Strauss vorgeschlagen wurde (Strauss 1994: 56f.), im Dialog mit dem empirischen Material praxistheoretisch erweitert und damit an das Forschungsinteresse und das sensibilisierende Konzept (vgl. Kapitel 3.3.2) angepasst.

Abbildung 1: Der iterative Forschungsprozess der Untersuchung



Im Anschluss folgte eine mehrmonatige Phase der Analyse, die jedoch immer wieder von kurzen Feldaufenthalten begleitet wurde. Zugleich wurde dem Theo-

retical Sampling folgend ein zweites, kontrastierendes Wohnprojekt ausgewählt. Nach einem längeren Prozess der Kontaktaufnahme und des Kennenlernens wurde schließlich im Frühjahr 2018 eine zweite Feldphase in dem Mehrgenerationenwohnprojekt Rosengärten durchgeführt. Da das Projekt sich in seiner Struktur deutlich von dem Projekt Gereonsplatz unterschied, wurde auch das Format der Teilnahme den Bedingungen entsprechend angepasst: Während die Feldphase im Projekt Gereonsplatz in Form eines einwöchigen Forschungsaufenthalts als Mitbewohner in dem Projekt erfolge, zeichnete sich die Feldphase im Projekt Rosengärten dadurch aus, dass im Laufe mehrerer Monate regelmäßig an gemeinschaftlichen Treffen und Veranstaltungen teilgenommen wurde. Dieses Vorgehen passte zum jeweiligen Projekt, da die Formen des Zusammenlebens zwischen den Projekten deutlich differieren. Während die Bewohner*innen im Projekt Gereonsplatz das gesamte Haus und somit auch ihren Alltag teilen, leben die Bewohner*innen des Projekts Rosengärten in getrennten Wohneinheiten, wodurch sich die gemeinschaftliche Lebensführung in erster Linie in den regelmäßigen gemeinsamen Treffen manifestiert.

Anschließend an diese Feldphase wurden mit allen Bewohner*innen des Projektes Rosengärten, die sich dazu bereit erklärten, Interviews durchgeführt. Die Erhebung erfolgte dabei in einem relativ kurzen Zeitraum, da aus dem Projekt heraus der Wunsch geäußert wurde, die Erhebungsphase in dem Projekt zügig abzuschließen und die Datenerhebung entsprechend angepasst wurde. In der folgenden Zeit wurde wiederum intensiv an der Auswertung gearbeitet, bevor schließlich noch einige komplettierende Interviews mit Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz durchgeführt wurden, um auch hier alle, die sich dazu bereit erklärten, zu interviewen, um möglichst vielfältige Perspektiven und Erfahrungen abzubilden. Diese Interviews wurden unter anderem dazu genutzt, um – ganz in Sinne des Theoretical Samplings – Fragen zu thematisieren, die sich erst im Laufe der Analyse gebildet hatten.

Der Forschungsprozess war somit durch ein ständiges Oszillieren zwischen teilnehmenden Aufenthalten im Forschungsfeld, Datenerhebung und Analyse sowie theoretischen Arbeiten gekennzeichnet. Dabei wurden sowohl die Formen und Zeitpunkte der Datenerhebung als auch das Kontextwissen und die Analyse immer wieder dem Forschungsinteresse und der sich entwickelnden empirisch begründeten Theorie angepasst. Somit entspricht das Vorgehen der Idee der Grounded Theory und ermöglichte einen zirkulären Prozess der Wissensproduktion, in dessen Rahmen das Wissen über die Lebensführung in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten und ihre Bedeutung für eine nachhaltige Entwicklung immer weiter vertieft und verdichtet werden konnte.

3.3.2 Sensibilisierende Konzepte: Zur Rolle von Theorie in der Grounded Theory

Über die Bedeutung von theoretischen Vorannahmen bestehen innerhalb unterschiedlicher Schulen der Grounded Theory, die sich im Laufe der Zeit ausgebildet haben, deutliche Differenzen. Die Frage steht sogar im Zentrum der Auseinandersetzung ihrer beiden Begründer Barney Glaser und Anselm Strauss. Während die Grounded Theory in der Tradition von Glaser für eine »strikt empirische Sichtweise und das Postulat maximaler theoretischer Voraussetzungslosigkeit bei der Forschungsarbeit« (Breuer et al. 2018: 22) steht und stark mit der ursprünglichen, induktiven Idee der *Emergenz* verbunden ist, die davon ausgeht, dass die Theorien selbstständig aus den Daten hervortreten (vgl. ebd.: 56), ist der Rückgriff auf verschiedene Formen des *Kontextwissens*, von theoretischen Konzepten bis zu persönlichen Erfahrungen, in der Grounded Theory in der Tradition von Strauss explizit erwünscht. Das Kontextwissen wird dabei als Ressource begriffen, die genutzt, zugleich jedoch auch immer wieder kritisch reflektiert werden muss (vgl. Strauss 1994: 36). Es verstärkt in Form von heuristischen Konzepten die »theoretische Sensibilität« (Alheit 1999: 9) und ermöglicht es auf diese Weise Dinge zu sehen, die ohne dieses Vorwissen verborgen geblieben wären. Das Vorwissen nimmt dabei die Form *sensibilisierender Konzepte* an (vgl. Alheit 1999: 9f., Bowen 2006, Clarke 2012: 118). Diese dienen für die theoretischen Überlegungen als erste Orientierungshilfen, ohne dass aus ihnen klaren Hypothesen abgeleitet werden, um den induktiven, bzw. abduktiven Erkenntnisprozess im Rahmen der Grounded Theory nicht zu behindern (vgl. Bowen 2006: 2f.).

»Ausgangspunkt der Forschung sind sensibilisierende Konzepte oder Leitideen, die in eine meist vorläufige Fragestellung umformuliert werden bzw. darin eingehen. In der ersten Phase des Forschungsprozesses geht es darum, das eigene Vorverständnis und damit zusammenhängend auch die eigenen Vorurteile über den interessierenden Gegenstandsbereich herauszuarbeiten. Als Methoden empfehlen sich Brainstorming und Diskussion in der Gruppe mit anschließender Protokollierung. Hierher gehört selbstverständlich auch das Lesen einschlägiger Literatur (Fachliteratur, aber auch: journalistische Arbeiten, Romane und Erzählungen).« (Böhm 1994: 124)

Da das Forschungsprojekt nicht im leeren Raum oder einem völlig neuen Feld sozialwissenschaftlicher Analyse stattfindet, sondern in verschiedenen Bereichen an vorhandene Diskurse und damit auch bereits entwickeltes empirisches und theoretisches Wissen anschließt, erschien es für die vorliegende Untersuchung zielführend an bestehende theoretische und konzeptionelle Überlegungen und damit auch die Grounded Theory nach Strauss (vgl. 1994) anzuschließen. In der Folge wurde eine zweifache Sensibilisierung vorgenommen: Erstens eine *normativ-theoretische Sensibilisierung* hinsichtlich des politischen Leitbildes der Nachhaltigkeit, seiner Di-

mensionen, Paradigmen und Ebenen (vgl. Teil II) und zweitens eine *analytisch-theoretische Sensibilisierung* durch eine praxistheoretische Erweiterung des Konzeptes der Lebensführung (vgl. Teil III). Diese Sensibilisierungen stellen einige hilfreiche begriffliche Werkzeuge und theoretische Differenzierungen bereit, die dazu beitragen, Kurzschlüsse in der Analyse des Datenmaterials zu verhindern und bisherige Ergebnisse und Einsichten des wissenschaftlichen Diskurses zu reflektieren.

Es ist jedoch festzuhalten, dass die in den Teilen II und III dieser Untersuchung dargelegten Überlegungen nicht den Ausgangspunkt der Analyse bildeten, sondern vielmehr selbst schon ein Ergebnis des Forschungsprozesses im Rahmen der Grounded Theory sind. Wie auch die Forschungsfragen und die allgemeine Vorgehensweise wurden auch die sensibilisierenden Konzepte im Laufe der Zeit immer wieder in der Auseinandersetzung mit dem empirischen Material überarbeitet und modifiziert. Auch die ursprüngliche Notwendigkeit eines dichteren Theoriebezugs ergab sich direkt aus der empirischen Arbeit. Infolge der ersten Feldbeobachtungen, Interviews und Analysen zeigte sich, dass das begriffliche und konzeptionelle Instrumentarium, das bis dahin ebenso wie die Grounded Theory (vgl. Alheit 1999: 3f.) in erster Linie interaktions- und handlungstheoretisch inspiriert war, nicht geeignet war, um die komplexen Lebenszusammenhänge in den Projekten und dabei insbesondere die empirisch aufscheinende Relevanz von Materialitäten und Routinen im Sinne des Forschungsinteresses zu erfassen. Aus diesem Grund wurde das Konzept der Lebensführung ebenso für die Analyse fruchtbar gemacht wie praxis- und sozialisationstheoretische Überlegungen. Diese sukzessive Verdichtung der sensibilisierenden Konzepte im Laufe der Untersuchung entspricht der Idee der Grounded Theory, den Forschungsprozess als Lernprozess zu begreifen, der immer auch eine »systematische Modifikation der heuristischen Vorannahmen« (Alheit 1999: 9) umfasst und erwies sich für die Untersuchung als sehr fruchtbar.

4. Aufbau der Untersuchung

Nachdem nun zunächst das Forschungsdesiderat bestimmt, die Forschungsfragen dargelegt, die Auswahl des Untersuchungsgegenstandes begründet und das Forschungsdesign vorgestellt wurde, werden in den folgenden Teilen der Untersuchung die theoretischen Sensibilisierungen als begriffliche und theoretische Grundlage für die Analyse der Lebensführung in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten eingeführt (vgl. Teil II und III). Auf dieser Grundlage erfolgt dann die Analyse (vgl. Teil IV) bevor abschließend die Ergebnisse diskutiert und ein Fazit gezogen werden, in dem die Ergebnisse an Diskurse um nachhaltige Lebensführung und eine sozial-ökologische Transformation rückgebunden werden.

Dafür beschäftigt sich der zweite Teil dieser Untersuchung zunächst tiefergehend mit dem Thema Nachhaltigkeit. Nach einer historischen Einordnung wird der komplexe Begriff der Nachhaltigkeit anhand mehrerer Dimensionen, die sich in bisherigen Forschungen und dem allgemeinen Diskurs um eine nachhaltige Entwicklung als relevant erwiesen haben, differenziert. Neben der Unterscheidung zwischen starken und schwachen Nachhaltigkeitskonzepten und dem Verhältnis von Lokalität und Globalität, steht hier vor allem die Frage nach den Dimensionen der Nachhaltigkeit im Zentrum. Infolge einer Kritik des im Diskurs weit verbreiteten Nachhaltigkeitsdreiecks auf Grundlage gerechtigkeits-theoretischer Überlegungen wird argumentiert, dass es notwendig ist, zwischen den Zieldimensionen der Nachhaltigkeit – verbunden mit der Frage »Was soll sein?« – und Prozessdimensionen der Nachhaltigkeit – verbunden mit der Frage »Wie können die Ziele erreicht werden?« – zu unterscheiden. Während sich im Rahmen einer solchen Betrachtung die soziale und die ökologische Dimension als zentrale Zieldimensionen eines guten Lebens und einer nachhaltigen Entwicklung definieren lassen, kann die ökonomische Dimension – ebenso, wie auch eine politisch-institutionelle (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 58) oder eine kulturelle (vgl. Brocchi 2007) Dimension – den Prozessdimensionen der Nachhaltigkeit zugeordnet werden. Infolgedessen ist jedoch die Relevanz, die der ökonomischen Dimension in vielen Konzepten nachhaltiger Entwicklung, wie dem Nachhaltigkeitsdreieck oder dem Dreisäulenmodell, zugewiesen wird, nicht zu rechtfertigen. Ökonomie ist kein Selbstzweck, auch wenn sie, etwa im Bereich der Operationalisierung gesellschaftlichen Fortschritts durch Indikatoren (z.B. BIP) oftmals als solche behandelt wird. Vielmehr muss eine nachhaltige Ökonomie darauf ausgerichtet sein, die Erreichung der Zielvorstellungen, die mit der sozialen und der ökologischen Dimension von Nachhaltigkeit verbunden sind, zu ermöglichen und zu realisieren. Anschließend wird herausgearbeitet, wie sich Nachhaltigkeit auf der Ebene der Lebensführung darstellt und konzeptionell einfangen lässt. Dabei wird unter anderem an Ergebnissen der Umweltbewusstseins-Umweltverhaltensforschung angeschlossen. Diese werden jedoch nicht einfach übernommen, sondern im Sinne dieser Untersuchung modifiziert. Zum Abschluss des zweiten Teils der Untersuchung wird das Konzept der Nachhaltigkeit dann für die Analyse fruchtbar gemacht, indem diskutiert wird, welche Dimensionen und Aspekte der Nachhaltigkeit in der konkreten Analyse berücksichtigt werden müssen.

Nachdem in Teil II das Nachhaltigkeitskonzept behandelt wurde, fokussiert Teil III auf Fragen der Lebensführung und der sozialen Praxis. Ausgehend vom Konzept der alltäglichen Lebensführung, das bereits Ende der 1980er Jahre im Anschluss an die subjektorientierte Soziologie Karl-Martin Boltes entwickelt wurde (vgl. Voß/Wehrich 2001: 9f.), wird dabei im Rückgriff auf aktuelle praxistheoretische Ansätze eine erweiterte Konzeption von gemeinschaftlicher Lebensführung entwickelt, die als sensibilisierendes Konzept im Sinne der Grounded Theory ei-

ne theoretische Grundlage und ein begriffliches Instrumentarium für die weitere Analyse bietet. Auf dieser Basis ist es möglich, die sozialen Praktiken der Bewohner*innen der untersuchten gemeinschaftlichen Wohnprojekte in den Blick zu nehmen, ohne sie auf individuelle Handlungen zu verkürzen. Was auf diese Weise in den Blick gerät, ist das, was die Bewohner*innen verbindet: ihre geteilte soziale Praxis mit ihren Routinen und Regelmäßigkeiten. Darüber hinaus sensibilisiert die theoretische Konzeption im Anschluss an praxistheoretische Überlegungen für die Relevanz der sozio-materiellen Arrangements, der geteilten Bedeutungen sowie der Subjekte, die die Situation in den Projekten mitkonstruieren und auf diese Weise (nachhaltige) Praktiken ermöglichen oder auch einschränken. Damit ist es möglich, auf zentrale Leerstellen der bisherigen wissenschaftlichen Analysen umweltverträglicher Verhaltensweisen zu reagieren; etwa die starke Fixierung auf das vermeintlich rationale Individuum und die Orientierung an einzelnen Entscheidungssituationen anstatt an Routinen und sozialen Regelmäßigkeiten.

Teil IV bildet das Herzstück der Untersuchung. Hier wird die Lebensführung in den zwei ausgewählten gemeinschaftlichen Wohnprojekten vergleichend analysiert. Auf Grundlage der theoretischen Vorarbeiten wird es dabei möglich, Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der gemeinschaftlichen Lebensführung herauszuarbeiten und im Hinblick auf Fragen der Nachhaltigkeit einzuordnen. Die Analyse greift, ganz im Sinne der Prämisse der Grounded Theory »all is data« (Glaser 2007: 57), auf die unterschiedlichen Datenquellen zurück und trianguliert diese, um ein umfassendes Bild der gemeinschaftlichen Lebensführung in den Projekten zu zeichnen. Die verwendeten Datenquellen reichen dabei von Dokumentenanalysen, über ethnographische Formen der Datengewinnung, wie teilnehmende Beobachtungen oder informelle Gespräche und qualitativen Interviews, bis hin zu standardisierten Annäherungen an die Nachhaltigkeit der Lebensführung. Auf Grundlage dieses umfangreichen Datenkorpus werden die Lebensführungspraktiken in den untersuchten Wohnprojekten in unterschiedlichen Praxisbereichen analysiert und schließlich verschiedene Realisierungsbedingungen einer nachhaltigen Lebensführung herausgearbeitet.

Den Abschluss der Untersuchung bildet ein Fazit, in dem die Ergebnisse der empirischen Analyse an die allgemeinen Fragen gesellschaftlicher Transformation zurückgebunden und die Bedeutung gemeinschaftlichen Wohnens und Lebens für diese Prozesse reflektiert werden. Darüber hinaus werden sowohl theoretische als auch praxisorientierte Implikationen der Untersuchung dargestellt und Ansätze für (politische) Interventionen und Fördermöglichkeiten diskutiert.

Teil II – Nachhaltigkeit und sozial-ökologische Transformation

Nach der Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung wird nun in einem zweiten Schritt im Rahmen einer *normativ-theoretischen Sensibilisierung* zunächst ein Überblick über den Diskurs zur Nachhaltigkeit, bzw. nachhaltigen Entwicklung gegeben (Kapitel 5). Anschließend werden drei zentrale Diskursstränge herausgearbeitet (Kapitel 6). Dabei wird erstens auf das Verhältnis der unterschiedlichen Dimension von Nachhaltigkeit eingegangen, zweitens werden bedeutende Diskurspositionen markiert, die sich hinsichtlich der Reichweite und Strategien der sozial-ökologischen Transformation voneinander abgrenzen lassen, und drittens unterschiedliche Ebenen nachhaltiger Entwicklung differenziert.

Diese Aspekte erscheinen zentral, da sie auf grundsätzliche Fragen für eine soziologische Analyse von Transformationspotentialen sozialer Gebilde, sozialer Prozesse oder einzelner sozialer Praktiken und eine Soziologie der Nachhaltigkeit im Allgemeinen verweisen. Da die Analyse von Transformationspotenzialen oder der Nachhaltigkeit verschiedener Aspekte der Gesellschaft immer auch mit einer (impliziten) Bewertung verbunden sind, ist es angezeigt, sowohl die Konzepte und die damit verbunden philosophischen Positionen als auch die Kriterien, die die Grundlage für eine solche Analyse bilden, transparent zu machen und zu begründen, um so eine reflexive Position zum normativen Konzept der Nachhaltigkeit zu erarbeiten (vgl. Wendt et al. 2018: 13ff., Block et al. 2019: 10). Auf welches Nachhaltigkeitskonzept bezieht sich die Analyse? Wieso wurde es ausgewählt? Wie würde sich die Bewertung ändern, wenn andere Konzepte als Grundlage herangezogen werden würden? Welche Kriterien werden aus den Konzepten abgeleitet? Wie werden sie operationalisiert? Dies sind Fragen, mit denen sich eine Soziologie der Nachhaltigkeit auseinandersetzen muss, wenn sie sich Vorwürfen der einseitigen Parteinahme und der undifferenzierten Bewertung entziehen möchte.

Anschließend wird der Fokus noch einmal intensiv auf die bisherigen Forschungen zum Konnex Nachhaltigkeit und Alltag eingegangen, wobei einerseits Leerstellen der bisherigen Forschungen herausgearbeitet werden und andererseits an die Einsichten, die im Rahmen dieser Forschungen generiert wurden, ange-

geschlossen wird (Kapitel 7). Zum Abschluss werden die Ergebnisse dann verbunden und zu einem Zwischenfazit verdichtet (Kapitel 8).

5. Der Nachhaltigkeitsdiskurs: Von der nachhaltigen Entwicklung zur sozial-ökologischen Transformation

Der Verbreitung des Begriffs Nachhaltigkeit hat in den letzten knapp 30 Jahren immer weiter zugenommen. Mittlerweile erscheint er in vielen Bereichen omnipräsent. So gibt es Nachhaltigkeitsräte in der Politik, Nachhaltigkeitsberichterstattung in Unternehmen, nachhaltiges Bauen, Wohnen, Einkaufen und vieles mehr. Auch aus den zentralen Diskursen über eine zukünftige Entwicklung der Gesellschaft ist er nicht mehr wegzudenken. In der breiten Bevölkerung ist der Begriff mittlerweile ebenfalls weit verbreitet. Kurzum: »In der Bevölkerung ist angekommen, dass Fragen der Nachhaltigkeit nicht ausgeblendet werden können, wenn es darum geht Zukunftsaufgaben zu bewältigen.« (BMUB/UBA 2015: 30) Doch trotz – oder gerade wegen – dieser breiten Verwendung des Begriffs und der mittlerweile fast 30-jährigen neueren Begriffsgeschichte ist Nachhaltigkeit immer noch nicht eindeutig bestimmt.

Ursprünglich stammt der Begriff Nachhaltigkeit aus der Forstwirtschaft des 18. Jahrhunderts. Der Grundgedanke war, dass pro Jahr nicht mehr Holz geschlagen werden sollte, als auch nachwächst (vgl. von Carlowitz 1713: 105f.). Das dahinterstehende ressourcenökonomische Prinzip postuliert, von den Erträgen und nicht der Substanz zu leben, und fand auch in der Fischerei Anwendung (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 19). In den späten 1980er Jahren wurde es dann auf die globale wirtschaftliche Entwicklung von Gesellschaften übertragen nachdem im Laufe des 20. Jahrhunderts immer deutlicher wurde, dass die »imperiale« globale Produktions- und Lebensweise, insbesondere in den Industriestaaten, bei dauerhafter Beibehaltung zukünftig ihre eigenen Grundlagen zerstören würde (vgl. Brand/Wissen 2017, Grunwald/Kopfmüller 2012: 20). Diese Erkenntnis wurde vor allem durch den ersten Bericht des Club of Rome »Die Grenzen des Wachstums« aus dem Jahr 1972 und die dadurch angestoßenen Debatten in eine breite Öffentlichkeit getragen (ebd.: 21f.). 1987 griff der Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung, der sogenannten Brundtlandkommission, den Begriff auf und definierte nachhaltige Entwicklung als eine Entwicklung, die »die Bedürfnisse der Gegenwart befriedigt, ohne zu riskieren, dass künftige Generationen ihre eigenen Bedürfnisse nicht befriedigen können.« (Hauff 1987: 46) Mittels dieser bis heute noch bedeutenden und weit verbreitete Definition wurden zwei zentrale gesellschaftliche Problemfelder verbunden: die Verschärfung der globalen ökologischen Probleme und die fortschreitende Vertiefung der Kluft zwischen Arm und Reich, insbesondere zwischen sogenannten Industrie- und Entwicklungsländern

(vgl. Brand, K.W. 2014: 55) oder anders ausgedrückt die ökologische und die soziale Frage (vgl. Görgen/Wendt 2015: 3).

Im Laufe der 1990er und 2000er Jahre verbreitete sich der Nachhaltigkeitsbegriff immer weiter und wurde in mehreren UN-Dokumenten verankert (vgl. Grunwald/Kopfmüller: 25ff.). Einen ersten Meilenstein stellt dabei die UN-Konferenz für Umwelt und Entwicklung dar, die 1992 in Rio de Janeiro stattfand. Hier wurde neben der Rio-Deklaration zu Umwelt und Entwicklung, in der die Industrieländer als Hauptverursacher der Umweltprobleme benannt wurden, und Konventionen zum Klima und zur Bio-Diversität auch das Aktionsprogramm Agenda 21 verabschiedet (vgl. UN 1992). Diese trug entscheidend dazu bei, das globale Prinzip der nachhaltigen Entwicklung auch auf der lokalen Ebene zu verankern (Born/Kreuzer 2002: 5ff.). Auch die Millenniumsziele aus dem Jahr 2000 (vgl. UN 2000) und die im Jahr 2015 verabschiedete Agenda 2030 für eine nachhaltige Entwicklung, in deren Rahmen 17 Ziele nachhaltiger Entwicklung (SDGs) festgeschrieben wurden (vgl. UN 2015a), stehen in der Tradition des Brundlandberichts.

Grundsätzlich lässt sich nachhaltige Entwicklung entsprechend als normatives politisches Leitbild (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 31) und als »Utopie« (Wendt 2018) für die globale gesellschaftliche Entwicklung interpretieren und kann als Antwort auf Zivilisationsrisiken und -krisen der Moderne (vgl. Beck 1986: 17ff., Beck 2007: 37ff.) gelesen werden. Armin Grunwald und Jürgen Kopfmüller (vgl. 2012: 24) zufolge sind hierbei drei Grundprinzipien von Bedeutung: die globale Perspektive, die unzertrennbare Verknüpfung von Umwelt- und Entwicklungsaspekten sowie die Realisierung von Gerechtigkeit – sowohl zwischen heute lebenden Menschen (*intragenerational*) als auch zwischen den Generationen (*intergenerational*). Es geht somit darum, Gerechtigkeit zwischen heute lebenden Menschen und zwischen heute und zukünftig lebenden Generationen herzustellen, ohne dabei die natürlichen Lebensgrundlagen zu zerstören. Nachhaltigkeit ist also genuin mit sozialen Fragen und Gerechtigkeitsüberlegungen verbunden und kann nicht auf einen reinen Ökologiediskurs verkürzt werden, wie mitunter in öffentlichen und politischen Debatten zu beobachten.

Auch jenseits der internationalen politischen Bühne diffundierte das Leitbild der Nachhaltigkeit breit in die Gesellschaft. Heute ist der Begriff in aller Munde und sowohl zivilgesellschaftliche Initiativen als auch öffentliche Institutionen und sogar multinationale Konzerne beziehen sich positiv auf ihn. Mit der Verbreitung des Begriffs ging jedoch auch eine immer stärker zutage tretende Unschärfe einher. Dies ist darauf zurückzuführen, dass mit dem Begriff der Nachhaltigkeit sehr unterschiedliche Konzepte, Zielvorstellungen und Strategien verbunden werden können (vgl. Steuerer 2010: 428ff., Görgen/Wendt 2015: 5, Neckel 2018a: 7). Darüber hinaus wurde Nachhaltigkeit inzwischen von Industrie und Handel als Verkaufsargument und Werbestrategie entdeckt und mitunter genutzt, um sogenanntes »Greenwashing« zu betreiben, also durch einzelne Projekte im Bereich der

Nachhaltigkeit von grundlegenden Missständen in Unternehmen abzulenken (vgl. Hartmann 2009, Kreutzberger 2009), was den Begriff in der Öffentlichkeit weiter verwässerte. Infolgedessen wurde Nachhaltigkeit immer wieder als »Allerweltschlagwort« oder als »Leerwort« (Finke 2012: 24) kritisiert. Dem ließe sich jedoch entgegenhalten, dass dies für die große Mehrzahl gesellschaftlich relevanter Ideen und Leitbilder gilt – sei es Gerechtigkeit, Demokratie, Freiheit oder eben Nachhaltigkeit. Der Begriff dient gewissermaßen als »leerer Signifikant« (Laclau 2017: 235f.), an den unterschiedliche Vorstellungen gesellschaftlicher Entwicklung angeschlossen sind. Ernesto Laclau zufolge sind hegemoniale Signifikanten »immer mehr oder weniger leer« (ebd.: 235). Dies ändert jedoch nichts an ihrer gesellschaftlichen Relevanz. Vielmehr sensibilisiert die Kritik dafür, dass Nachhaltigkeit als gesellschaftlich normatives Leitbild und Utopie auf ein umkämpftes Diskursfeld verweist, indem unterschiedliche Interessen, Vorstellungen und Gruppen miteinander konkurrieren und um Hegemonie ringen (vgl. Brand, K.W. 2014: 54ff. und Kapitel 6.2).

Die unterschiedlichen Positionen im Diskurs sind mitunter auch mit alternativen Begrifflichkeiten verbunden, die dem Begriff der Nachhaltigkeit zur Seite gestellt werden oder diesen ersetzen sollen. Prominente Beispiele hierfür sind der Begriff des Postwachstums (vgl. Schmelzer/Passadakis 2011, Schmelzer/Vetter 2019) respektive des Degrowth (vgl. Konzeptwerk Neue Ökonomie 2014), der Postwachstumsökonomie (vgl. Paech 2012) oder der Postwachstumsgesellschaft (vgl. Jackson 2011) sowie der Begriff der sozial-ökologischen, bzw. der »großen« Transformation (vgl. WBGU 2011, Sommer/Welzer 2014). Während viele Vertreter*innen des Postwachstumsdiskurses im Anschluss an wachstumskritische Überlegungen seit den 1970er Jahren (vgl. z.B. Meadows et al. 1972, 1995, 2006, Schumacher 1977, Hirsch 1980) auf soziale und ökologische Grenzen wirtschaftlichen Wachstums verweisen und eine radikale Abkehr von bestehenden Entwicklungsmodellen und den damit verbundenen Institutionen fordern¹, schließt der Begriff der sozial-

1 Ebenso wie im Nachhaltigkeitsdiskurs existieren auch innerhalb des Postwachstumsdiskurses verschiedene Strömungen, die unterschiedliche Schwerpunkte setzten. So unterscheiden Matthias Schmelzer und Andrea Vetter (2019: 151ff.) in ihrer Einführung idealtypisch zwischen institutionenorientierten, suffizienzorientierten, commons-/alternativökonomischen, feministischen sowie kapitalismus- und globalisierungskritischen Positionen. Während institutionenorientierte Positionen insbesondere den Umbau wachstumstreibender politischer und gesellschaftlicher Institutionen fokussieren (vgl. ebd.: 151f.), setzten suffizienzorientierte Positionen ausgehend von konsumkritischen Argumenten auf private und lokale Räume der Suffizienz und Subsistenz (vgl. ebd.: 152f). Commonsorientierte und alternativ-ökonomische Strömungen argumentieren ähnlich, setzten jedoch noch stärker auf die Schaffung »alternativer Infrastrukturen, solidarische Kooperativen und nicht-kapitalistischer Formen des gemeinschaftlichen produzierend und Auskommens – kurz »Nowtopias« (ebd.: 155). Feministische Strömungen hingegen schließen an feministische Theorien seit den 1970er Jahre an und adressieren insbesondere die Bedeutung von Reproduktion und Care für die

ökologischen Transformation stärker an bestehende Strukturen an und versucht Transformationspfade auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen aufzuzeigen (vgl. WBGU 2011: 5, Brand, U. 2014, Engel/Knieling 2018: 15). Diesen vielfältigen Diskurs zu strukturieren, ist Ziel des folgenden Kapitels.

6. Zentrale Stränge des Nachhaltigkeitsdiskurses

Wie herausgearbeitet wurde, handelt es sich bei Nachhaltigkeit um ein komplexes und vor allem umkämpftes gesellschaftliches Leitbild. Versucht man die unterschiedlichen Ebenen und Ausprägungen zu ordnen, so zeigen sich drei zentrale Diskursstränge, die in der Folge ausführlicher behandelt werden: Der erste rückt die Frage in den Fokus, welche Dimensionen (vor allem ökologisch, ökonomisch, sozial) für die Nachhaltigkeit eine Rolle spielen. Der zweite Diskursstrang behandelt unterschiedliche politische Positionen und damit verbundene Paradigmen und umfasst unter anderem die kontroverse Debatte über die Rolle wirtschaftlichen Wachstums. Der dritte Diskursstrang thematisiert schließlich die unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen – von der lokalen bis zur globalen Ebene – auf denen Nachhaltigkeit verhandelt, realisiert und verhindert wird.

6.1 Dimensionen der Nachhaltigkeit: Ökologisch, ökonomisch, sozial?

Eine zentrale Rolle im Diskurs um eine nachhaltige Entwicklung spielt die Differenzierung verschiedener Dimensionen von Nachhaltigkeit – zumeist die ökologische, die ökonomische und die soziale Dimension – sowie ihr Verhältnis untereinander (vgl. Grunwald/Kopf Müller 2012: 54, Huber 2011b: 155f.). Diese mitunter auch als Säulen bezeichneten Dimensionen werden in den verschiedenen Nachhaltigkeitskonzepten unterschiedlich gefüllt und miteinander in Beziehung gesetzt. Klassischerweise wird bei der Bestimmung von Nachhaltigkeit zwischen Ein- und Mehr-Säulenmodellen sowie integrativen Konzepten unterschieden. Während bei Ein-Säulenmodellen eine der Dimensionen von Nachhaltigkeit (zumeist die ökologische Dimension) als dominant erachtet wird, gehen die Mehr-Säulen-Modelle, ebenso wie das Nachhaltigkeitsdreieck, von einem Gleichgewicht der Dimensionen aus, was in der konkreten Analyse oftmals zu Konflikten zwischen einzelnen Dimensionen – etwa zwischen der ökologischen und der ökonomischen oder der

Wachstums- und Kapitalismuskritik (ebd.: 156f.). Kapitalismus- und globalisierungskritische Positionen im Postwachstumsdiskurs zeichnen sich schließlich durch »eine stark ausgeprägte Analyse der Wachstumszwänge kapitalistischer Gesellschaften sowie durch eine Betonung der damit zusammenhängenden Machtdynamiken aus« (ebd.: 157). In der konkreten Praxis existieren zwischen diesen unterschiedlichen Strömungen jedoch starke Überschneidungen, insbesondere in der Problemdefinition.

ökologischen und der sozialen – führt (vgl. Renn et al. 2007: 27ff.). Dabei implizieren Säulenmodelle eine stärkere Eigenständigkeit der einzelnen Problemfelder, während der Begriff Dimension eine stärkere Verknüpfung hervorhebt (vgl. Pufé 2012: 109ff.). Integrative Konzepte betonen noch einmal besonders die Interdependenzen zwischen den einzelnen Dimensionen und postulieren eine mehrdimensionale Analyseperspektive (vgl. Brandl et al. 2001: 80ff.). Die drei Dimensionen bleiben jedoch weiter, zumindest indirekt, relevant (vgl. Pufé 2012: 101). Doch was wird unter den verschiedenen Dimensionen üblicherweise verstanden?

Die *ökologische Dimension der Nachhaltigkeit* ist auf das Verhältnis der Menschheit zu ihrer natürlichen Lebensgrundlage ausgerichtet und fordert, dieses neu zu bestimmen (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 54f.). Sie postuliert die Entwicklung menschlicher Gesellschaften an ökologische Erfordernisse anzupassen, um einen dauerhaften Erhalt und die Regenerationsfähigkeit der natürlichen Lebensgrundlagen zu gewährleisten (vgl. Huber 2011b: 155). Dabei geraten sowohl Ressourcenprobleme, wie etwa der fortschreitende Verbrauch natürlicher nicht-regenerativer Ressourcen, die unter anderem unter den Stichworten Peak Oil (vgl. z.B. Wanner et al. 2013) und Peak Everything (vgl. z.B. Heinberg 2010) diskutiert werden, als auch Senkenprobleme, also die Aufnahmekapazität natürlicher Ökosysteme wie der Atmosphäre oder der Ozeane, ins Blickfeld (vgl. Pufé 2012: 96). Die Belastbarkeit der Ökosysteme wird oftmals über Leitplanken, wie beispielsweise das 2-, bzw. 1,5-Grad-Ziel, operationalisiert.² Diese bilden keine objektiven ökologischen Grenzen, sondern sind »Ausdruck von Vorsorgeüberlegungen und hängen von der mehr oder weniger großen Risikobereitschaft im Umgang mit natürlichen Systemen ab« (Grunwald/Kopfmüller 2012: 56). Im Anschluss an solche Modelle werden auch Indikatoren auf individueller Ebene berechnet, wie etwa der ökologische Fußabdruck einer Person (vgl. Global Footprint Network o.J.). Neben diesen eher anthropozentrisch ausgerichteten Aspekten, der Systemstabilisierung, werden mitunter – vor allem in ökozentrischen Diskursen – auch normative Überlegungen und Diskurse zu einem Eigenwert der Natur der ökologischen Dimension zugerechnet (vgl. Brand, 2017: 58).

Die *soziale Dimension der Nachhaltigkeit* wird in der Nachhaltigkeitsforschung immer noch vernachlässigt und es ist weiterhin umstritten, was genau darunter verstanden werden soll (vgl. Pufé 2012: 99, Görgen/Wendt 2015: 6ff., Opielka 2016: 33). Betrachtet man den Diskurs zur sozialen Dimension der Nachhaltigkeit, so ist festzustellen, dass es in Deutschland rund um die Jahrtausendwende eine übersichtliche Diskursphase gab, in der die Definition der sozialen Nachhaltigkeit debattiert und erste Vorschläge für eine theoretische Fundierung gemacht wurden (vgl. Hans-Böckler-Stiftung 2000, Empacher/Wehling 2002, Bizer 2000, Feindt 2000, Kneer 2000). Mitte der 2000er Jahre verlor die Diskussion dann jedoch an

2 So etwa in den SDGs (vgl. UN2015a: 9) oder im Pariser Klimaabkommen (vgl. UN2015b: 3).

Bedeutung und wurde nicht mehr oder nur in einem sehr begrenzten Umfang (vgl. z.B. Schachtschneider 2007) fortgeführt, obwohl keine befriedigende Lösung für das Problem einer theoretischen Fundierung der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit gefunden wurde. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass vorhandene (politische) Indikatorensätze eine gewisse theoretische Sättigung implizierten, die jedoch de facto nicht vorhanden war. Erst in den letzten Jahren werden die soziale Dimension und die damit zusammenhängenden Fragen wieder stärker in den Blick genommen (vgl. Omann et al. 2010, Dillard et al. 2012b, Opielka 2015, Grundmann 2016, Opielka/Renn 2017, Ketschau 2019).

Iris Pufé (vgl. 2012: 98) verbindet soziale Nachhaltigkeit vor allem mit dem dauerhaften Erhalt sozialer Systeme. Ganz ähnlich definiert Alexander Nowak (2018) soziale Nachhaltigkeit als »Aufrechterhaltung des Gesundheitszustands« von Sozialsystemen, ergänzt jedoch noch die Verantwortung von Unternehmen gegenüber der Gesellschaft und verknüpft soziale Nachhaltigkeit auf diese Weise mit dem Diskurs zur Corporate Social Responsibility (CSR)³. Grundmann plädiert hingegen für eine sozialisationstheoretische Bestimmung sozialer Nachhaltigkeit und schafft somit eine Anschlussfähigkeit an Fragen der Lebensführung, indem er den Blick auf »das soziale Miteinander, auf soziale Beziehungen, auf wechselseitige, aufeinander bezogene Handlungsvollzüge und sich daraus ergebende, bzw. diese rahmende Handlungsstrukturen« (Grundmann 2016: 1) richtet. Ihm zufolge ist soziale Nachhaltigkeit »keine Tatsache, sondern eine erstrebenswerte soziale Praxis zum Zweck des Erhalts von ökologischen, ökonomischen und sozialen Ressourcen« (ebd.: 5). Andere Autor*innen betonen stärker die Relevanz von Gerechtigkeit für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit (vgl. Görgen/Wendt 2015: 6ff., Ketschau 2019: 29). Als anschlussfähig an diese Überlegungen erweisen sich auch die Arbeiten von Rauschmayer und anderen, die sich daran versuchen, den »Capability Approach« (Fähigkeitenansatz) von Martha Nussbaum (vgl. 1999) und Amartya Sen (vgl. [1999] 2007) für den Nachhaltigkeitsdiskurs fruchtbar zu machen (vgl. Omann et al. 2010, Rauschmayer et al. 2014). Dieser liefert eine »Bemessungsgrundlage für die Beurteilung menschlichen Wohlergehens« (ebd.: 8) und trägt auf diese Weise dazu bei, einen zentralen Aspekt sozialer Nachhaltigkeit zu konkretisieren. Kopfmüller et al. (2001: 172) verweisen schließlich hinsichtlich der sozialen Dimension unter dem Titel der »Bewahrung von Entwicklungs- und Handlungsmöglichkeiten« auf einen bunten Strauß von unterschiedlichen Forderungen: »Chancengleichheit im Hinblick auf Bildung, Beruf, Information; Partizipation an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen; Erhaltung des kulturellen Erbes und der kulturellen Vielfalt; Erhaltung der kulturellen Funktion der Natur; Erhaltung sozialer Ressourcen«.

Die *ökonomische Dimension* verweist zumeist auf die betriebswirtschaftliche Resilienz einer Organisation, bzw. eines Unternehmens (vgl. Pufé 2012: 98), die Leis-

3 Zur Entwicklung des Konzeptes CSR vgl. Schultz 2011.

tungsfähigkeit und Stabilität eines ökonomischen Systems, den Erhalt und Ausbau der gesellschaftlichen Produktivkräfte sowie Vorstellungen eines nachhaltigen wirtschaftlichen Wachstums (vgl. Enquete-Kommission Schutz des Menschen und der Umwelt 1998: 26f., Huber 2011b: 155). Hierbei sind Konfliktpotentiale zwischen der ökonomischen und den anderen beiden Dimensionen zu erkennen. So stellt sich die Frage, ob ein Wirtschaftsmodell, das auf stetiges ökonomisches Wachstum angewiesen ist, als nachhaltig bezeichnet werden kann oder ob an dieser Stelle die ökonomische Dimension mit der ökologischen und der sozialen Dimension kollidiert, wie von Vertreter*innen der Postwachstumsökonomie immer wieder kritisiert wird (vgl. z.B. Jackson 2011: 35f., Paech 2012: 71ff.).

Neben der ökologischen, der ökonomischen und der sozialen Dimensionen finden sich im Diskurs auch immer wieder Vorschläge, bestehenden Nachhaltigkeitskonzepten weitere Dimensionen hinzuzufügen, bzw. diese zu integrieren. So argumentieren Grunwald und Kopfmüller, dass auch eine *politisch-institutionelle Dimension*, notwendig sei, da die »Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung sicher nicht ohne politische und andere Formen der Steuerung aus[kommt]« (Grunwald/Kopfmüller 2012: 58). Auch Forderungen nach der Ergänzung einer *kulturellen Dimension* finden sich in der Literatur. So argumentiert Davide Brocchi (vgl. 2007: 1), unter anderem im Anschluss an das Umweltgutachten des Sachverständigenrates für Umweltfragen (SRU) (vgl. 1994), dass es kultureller Strategien und Lösungen bedürfe, da die Umweltkrise (auch) eine kulturelle Krise sei.

6.1.1 Kritik der Dimensionen: Zwischen Ziel und Prozess

Betrachtet man den Diskurs um die verschiedenen Dimensionen, so wird deutlich, dass die diskutierten Definitionen und Konzepte sehr vielfältig sind und dabei miteinander verschiedene Ebenen vermischt werden. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass die verschiedenen Dimensionen – zumindest die ökologische, die ökonomische und die soziale – oftmals als gesetzt angenommen und anschließend aus unterschiedlichen (professionsspezifischen) Perspektiven heraus gefüllt werden. Während so etwa die Wirtschaftswissenschaftlerin Iris Pufé die Dimensionen stark mit unterschiedlichen Kapitalformen (vgl. Pufé 2012: 89f.) verbindet, werden sie von der Enquete Kommission »Schutz des Menschen und der Umwelt« (vgl. 1998: 24ff.) stärker mit konkreten und abstrakten politischen Leitlinien verknüpft. Darüber hinaus zeigt sich das Problem, dass die Dimensionen und die mit ihnen verbundenen Versuche der Operationalisierung durch Indikatorensätze aufbauend auf ihrer spezifischen Perspektive oftmals auf sehr unterschiedliche gesellschaftliche Ebenen und Teilsysteme verweisen. Schließlich ist festzustellen, dass oftmals grundlegende Ziele nachhaltiger Entwicklung mit Prozessen und Strategien vermischt werden, was eine klare Systematisierung weiter erschwert. Konrad Ott und Ralf Döring (2011: 39) bezeichnen das Drei-Säulen-Modell entsprechend

als den großen »Weichspüler« des Nachhaltigkeitsdiskurses, da jeder Akteur hier eintragen könne, was er für richtig hält.

Aus diesen Gründen erscheint es für die Bestimmung und Konzeptualisierung von Nachhaltigkeit für diese Untersuchung sinnvoll, einen Schritt zurück zu treten und zunächst zu fragen, was mit den Dimensionen genau geordnet und strukturiert wird, bzw. werden soll. Gehen wir davon aus, dass Nachhaltigkeit ein politisches-normatives Leitbild ist, das gesellschaftlich angestrebt werden kann und soll, so ist zunächst zu fragen, welche normativen Prämissen und welche Ebenen hier grundlegend sind. Gordon Walker (vgl. 2012) führt in seinen Arbeiten zur Umweltgerechtigkeit eine Heuristik ein, die dabei helfen kann, die unterschiedlichen Aspekte, die mit dem Konzept der Dimensionen angesprochen werden, zu systematisieren. Er unterscheidet dabei zwischen drei Elementen der Anspruchsformulierung: Erstens, der normativen Frage, wie die Dinge sein sollen (*Justice*), zweitens, der Beschreibung, wie die Dinge sind (*Evidence*) und drittens der Erklärung, wieso die Dinge sind, wie sie sind (*Process*) (vgl. ebd.: 40). Es lässt sich somit zwischen der Analyse der Verhältnisse, den normativen Zielen, die formuliert werden, und dem Prozess der Zielerreichung und den damit verbundenen Strategien unterscheiden.

Überträgt man diese Heuristik auf den Nachhaltigkeitsdiskurs, so lassen sich die unterschiedlichen Dimensionen der Nachhaltigkeit neu ordnen. Gehen wir dabei von der breit akzeptierten Brundtlanddefinition aus, so lässt sich feststellen, dass inter- und intragenerationale Gerechtigkeit auf globaler Ebene unter Berücksichtigung der ökologischen Rahmenbedingungen als normative Ziele im Zentrum des Konzeptes stehen (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 24). Eine entscheidende Grundlage des Nachhaltigkeitsdiskurses bestand von Beginn an in der Einsicht der unzertrennbaren Verknüpfung von Umwelt und Entwicklungsfragen (vgl. ebd.). Anders gesagt, der *ökologischen* und der *sozialen Frage* (vgl. Opielka 2015: 4).

Als zentrale *normative Zieldimensionen* der Nachhaltigkeit lassen sich daraus ableiten und im Einklang mit Walkers Heuristik *Gerechtigkeit* und *ökologische Intaktheit* definieren. Zugleich erschöpfen sich die Dimensionen der Nachhaltigkeit jedoch üblicherweise nicht in diesen normativen Zielen, sondern umfassen auch Aspekte von Prozessen, bzw. Strategien.⁴ So lassen sich etwa hinsichtlich der im Diskurs vertretenen Konzeptionen sozialer Nachhaltigkeit zwei Ebenen unterscheiden, die auf unterschiedliche Verständnisse des Begriffs *sozial* rekurrieren. Zum einen die eben ausgeführte normative Ebene, die auf Gerechtigkeitsfragen und damit verbundene soziale Ungleichheiten – also die klassische soziale Frage – verweist, und zum anderen eine eher soziologische Ebene, die fokussiert, wie gesellschaftliche Transformationsprozesse ablaufen und welche sozialen Bedingun-

4 Diese werden allerdings in gesellschaftlichen Diskursen wiederum mitunter zu (Zwischen-)Zielen erhoben.

gen eine nachhaltige Entwicklung in verschiedenen gesellschaftlichen Teilbereichen fördern, bzw. unterminieren (vgl. Görgen/Wendt 2015: 6ff.).

Ähnlich argumentiert auch Stefan Lorenz, wenn er im Rahmen einer kritischen Reflexion des breit diskutierten Konzeptes sozialer Nachhaltigkeit von Michael Opielka (vgl. Opielka 2015, Opielka 2017)⁵, drei Bedeutungen des Begriffs sozial unterscheidet (vgl. Lorenz 2017: 127ff.): Erstens eine enge Bedeutung, die auf sozialpolitische Fragen verweist, zweitens eine weite Bedeutung, die im Kern auf ein soziologisches Konzept nachhaltiger Gesellschaftsentwicklung gerichtet ist und drittens eine sozialwissenschaftliche Konzeption ökologischer Problemstellungen (ebd.: 129). Während die erste Bedeutung auf die grundsätzliche normative Ausrichtung von Nachhaltigkeit verweist, ließen sich im Rahmen der »soziologischen« Dimension der Nachhaltigkeit Fragen nach nachhaltigen sozialen Systemen oder auch einer nachhaltigen Lebensführung, der damit verbundenen alltäglichen sozialen Praktiken, ihrer Bedingungen und sozialen Einbettung, die im Zentrum dieser Untersuchung stehen, thematisieren. Die dritte Ebene zielt auf gesellschaftliche Naturverhältnisse und wird von Lorenz mit dem Begriff »sozial-ökologisch« beschrieben (vgl. ebd.). Ohne eine genauere Differenzierung dieser unterschiedlichen Bedeutungen sozialer Nachhaltigkeit kommt es immer wieder zu Missverständnissen (vgl. ebd., siehe auch Görgen/Wendt 2015: 14), sodass es für diese Untersuchung notwendig ist, sich genauer damit zu beschäftigen.

-
- 5 Opielka (2015) versucht in seiner Konzeption sozialer Nachhaltigkeit, ausgehend von der historischen Entwicklung der ökologischen sowie der sozialen Frage, den Diskurs um soziale Nachhaltigkeit zu ordnen und unterscheidet hierbei zwischen einem engen, einem internalen und einem weiten Verständnis sozialer Nachhaltigkeit. Das enge Verständnis konzipiert soziale Nachhaltigkeit als »eine der ›drei Säulen‹ von Nachhaltigkeit [...], als Begleitung der ökologischen Dimension, die bei dieser Konzeption im Zentrum steht« (ebd.: 38). Ihr fällt hierbei vor allem die Aufgabe von Konfliktreduktion und Umverteilung, z.B. in Folge der Benachteiligung durch Energiepreise, zu. Das interne Verständnis entwickelt die soziale Dimension aus dem Sozialen selbst heraus. Hierbei rücken Aspekte wie Generationengerechtigkeit, die Verteilung von Finanzlasten oder auch das Konzept der Commons in den Blick. Das weite Verständnis entwirft soziale Nachhaltigkeit schließlich als gesellschaftliches Transformationsprojekt. Dabei wird argumentiert, dass »eine primär technologische und ökonomische Strategie den systemischen Charakter der sozial-ökologischen Problemstellung verfehlt« (ebd.: 39). In seinen neueren Arbeiten führt Opielka darüber hinaus noch ein skeptisches Verständnis von sozialer Nachhaltigkeit ein. Es adressiert soziale Nachhaltigkeit als »Nachhaltigkeit ökonomischer Funktionalitäten« (Opielka 2017: 14). Dabei geht es vor allem um Generationengerechtigkeit in der Verteilung von Finanzlasten zwischen Jung und Alt oder die Begrenzung von Staatsschulden. Zugleich wird eine Förderung von Nachhaltigkeit durch öffentliche Investitionen negativ bewertet. Hier zeigt sich ein skeptisches, an einen liberalen Politik- bzw. Regimetyp angelehntes Verständnis, das soziale Nachhaltigkeit in einem engen, oder gar weiten Sinne negativ bewertet (vgl. ebd.). Es wird deutlich, dass auch bei Opielka Ziele, Prozesse und Analyse nicht klar voneinander abgegrenzt werden.

Auch bezüglich der ökologischen Dimension lassen sich normative Fragen im Sinne einer Zieldimension von Strategien und Prozessen trennen. Die normativen Aspekte der ökologischen Dimension von Nachhaltigkeit sind stark mit der Frage nach dem Eigenwert der Natur verbunden und werden insbesondere in sozialen Bewegungen (vgl. Brand, K.-W. 2014: 60), aber auch im Rahmen der Umweltethik diskutiert (vgl. Ott et al. 2016). Dabei stehen anthropozentrische Positionen, die den Wert der Natur vor allem anhand ihrer Funktion für die menschliche Gesellschaft bestimmen, physiozentrischen Positionen gegenüber, die der Natur und ihren Lebewesen einen Eigenwert zuweisen und die hervorgehobene Stellung des Menschen als willkürlich und moralisch nicht haltbar kritisieren (vgl. ebd.: 10ff.). Innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses dominieren anthropozentrische Perspektiven, die jedoch in den letzten Jahren verstärkt von physiozentrischen Positionen unterschiedlicher Ausprägung – wie radikale Ökologie, Deep Ecology, Ökofeminismus oder Bioregionalismus – herausgefordert werden (vgl. Brand, K.-W. 2014: 57ff.). Prozesse und Strategien, also das »Wie« der ökologischen Dimension, werden üblicherweise unter dem Begriff der gesellschaftlichen Naturverhältnisse verhandelt, der bereits mit Bezug auf Lorenz eingeführt wurde. Dabei geht es um die genaue Ausgestaltung des Verhältnisses von Natur und Gesellschaft (vgl. Görg 1999: 1). In den letzten Jahren finden sich verstärkt Positionen, die danach streben den analytischen Dualismus von Mensch und Natur zu überwinden (vgl. Baerlocher 2013: 63ff.), was eine radikale Neuordnung grundlegender sozialwissenschaftlicher Grundbegriffe und Konzepte impliziert. Prominent sind dabei zum einen die Science and Technology Studies (SST), die infolge des *material turns* in den Sozialwissenschaften auch nicht-menschlichen Entitäten Akteursqualitäten zugestehen (vgl. Lemke 2017: 6), sowie post- und transhumanistische Ansätze, die eine Weiterentwicklung des Menschen mithilfe von Technologien postulieren (vgl. More 2013: 3), was ebenfalls zu einer Infragestellung des Mensch-Natur-Dualismus, allerdings aus einer anderen Richtung heraus, führt.

Die Durchmischung von normativen Zielen und Strategien, zeigt sich auch und insbesondere an der ökonomischen Dimension. So wird beispielsweise im Diskurs über nachhaltige Entwicklung immer wieder Wirtschaftswachstum als eigenständiges Ziel ausgegeben (vgl. Huber 2011b: 155) – so auch kürzlich wieder in den SDGs (vgl. UN 2015a) –, was in der konkreten Anwendung immer wieder zu Zielkonflikten mit ökologischen und sozialen Anliegen kommt. Bei genauerer Betrachtung ist Wirtschaftswachstum jedoch kein eigenständiges Nachhaltigkeitsziel, sondern vielmehr *eine mögliche* Strategie, um nachhaltigkeitsbezogene Ziele – etwa die Reduzierung von Armut – zu erreichen. Eine alternative Strategie wäre beispielsweise die Umverteilung bestehender Produktions- und Konsumptionskapazitäten (vgl. Schmelzer/Vetter 2019: 159ff.). Hinsichtlich der Heuristik von Walker bezieht sich Wirtschaftswachstum also weniger auf die normative Frage, wie die Dinge sein sollen, sondern vielmehr auf die Frage des »Wie«, also den Prozess. Somit han-

delt es sich nicht um eine eigenständige Ziel- sondern vielmehr um eine *Prozessdimension* nachhaltiger Entwicklung, was die Frage aufwirft, ob sie tatsächlich den gleichen Stellenwert für eine nachhaltige Entwicklung besitzt, wie die normativen Zieldimensionen der Gerechtigkeit und der ökologischen Intaktheit und folglich als Teil eines Nachhaltigkeitsdreiecks gesetzt werden kann. Entsprechend erscheint es für diese Untersuchung sinnvoll, sich hinsichtlich der normativen Zieldimensionen der Nachhaltigkeit auf die ökologische und die soziale zu fokussieren, da es sich bei der ökonomischen Dimension weniger um eine eigenständige Zieldimension, einen Zweck, sondern vielmehr um eine Prozessdimension im Sinne eines Mittels handelt.

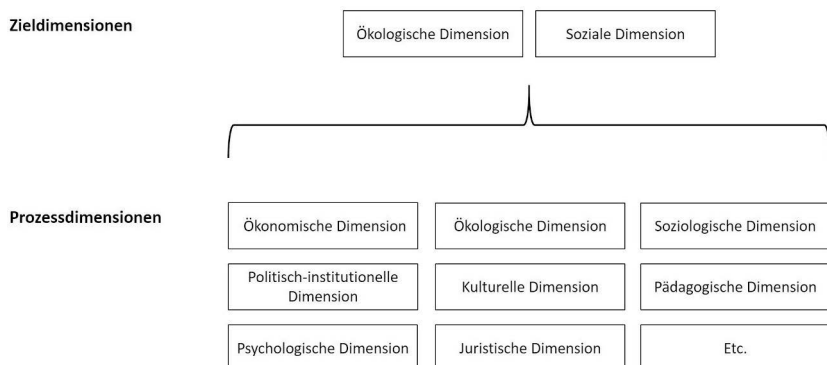
Gleiches gilt auch für die weiteren Dimensionen, die im Laufe der Zeit als Ergänzung des Dreisäulenmodells vorgeschlagen wurden. Bei der politisch-institutionellen Dimension ist dies ganz offensichtlich. Sie bezieht sich schon bei Grunwald und Kopfmüller explizit auf das »Wie« und nicht auf das »Was« einer nachhaltigen Entwicklung (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 58f.). Auch die kulturelle Dimension der Nachhaltigkeit, lässt sich auf diese Weise einordnen, da sie mögliche Strategien der kulturellen Umorientierung thematisiert (vgl. Brocchi 2007: 1). Analog ließen sich auch weitere gesellschaftliche Handlungsfelder bestimmen, die für den Prozess, also die Frage des »Wie« einer nachhaltigen Entwicklung von Bedeutung sind. So könnten in diesem Sinne beispielsweise auch eine pädagogische, eine psychologische oder eine juristische Dimension der Nachhaltigkeit ergänzt werden. Diese sind mitunter im Diskurs bereits angelegt, ohne explizit als Dimensionen adressiert zu werden. Grundlagen einer pädagogischen Dimension der Nachhaltigkeit, die unter anderem Bildungsinhalte und -strukturen beinhalten könnte, werden etwa in dem umfangreichen Diskurs rund um das Schlagwort der Bildung für eine nachhaltige Entwicklung (BNE) (vgl. z.B. de Haan 2002, Michelsen/Fischer 2016, Grundmann 2017) diskutiert. Hinsichtlich einer psychologischen Dimension der Nachhaltigkeit ließe sich auf das Konzept der mentalen Infrastrukturen des Sozialpsychologen Harald Welzer (vgl. 2011) zurückgreifen, der anhand der Wachstumsfrage thematisiert, wie kollektiv geteilte psychologische Denkstrukturen nicht-nachhaltige Praktiken stabilisieren und wie diese aufgebrochen werden können (vgl. ebd.: 37ff.). Aus einer eher wirtschaftspsychologischen Perspektive ließen sich auch Diskussionen zum sogenannten »Nudging« – also der Beeinflussung von (Konsum-)Entscheidungen von Individuen, nicht durch Verbote und Zwang, sondern durch die strategische Platzierung der Angebote (vgl. Thaler/Sunstein 2008: 6) – einer psychologischen Dimension der Nachhaltigkeit zuordnen. Der Bereich des Rechts und der Rechtswissenschaften spielt – so ließe sich argumentieren – ebenfalls für die Ausgestaltung einer sozial-ökologischen Transformation zur Nachhaltigkeit eine wichtige Rolle. Auch in diesem Feld existieren bereits Diskurse, die die Ausgestaltung von Rechtsprinzipien und vor allem deren Inter-

pretation im Hinblick auf Nachhaltigkeit thematisieren (vgl. z.B. Gehne 2008, Kahl 2018). Entsprechend lässt sich zusammenfassen:

Nachhaltigkeit, konzipiert als umfassendes Leitbild und Transformationsprojekt, erfordert hinsichtlich des Transformationsprozesses Veränderungen auf *allen* Ebenen und in allen (Sub-)Systemen moderner Gesellschaften. Zwar ließen sich für alle diese Dimensionen auch (Teil-)Ziele formulieren, die für eine nachhaltige Transformation der Gesellschaft förderlich sind. Es handelt sich dabei jedoch letztendlich immer um Fragen des »Wie« und nicht des »Was« und somit um Prozess- und weniger um eigenständige normative Zieldimensionen der Nachhaltigkeit. Eine herausragende Stellung einer einzelnen Prozessdimension, wie sie der ökonomischen Dimension innerhalb der Säulenmodelle oder des Nachhaltigkeitsdreiecks zugestanden wird, ist in der Folge jedoch nicht mehr zu rechtfertigen. Vielmehr erscheint es – in dieser Untersuchung und darüber hinaus – zielführend, zwischen Ziel- und Prozessdimensionen zu differenzieren (vgl. Abbildung 2).

Mithilfe der Differenzierung zwischen Ziel- und Prozessdimensionen lassen sich die Dimensionen der Nachhaltigkeit neu ordnen. Dadurch wird es möglich, ein reflektiertes Verständnis des Verhältnisses der unterschiedlichen Dimensionen innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses zu generieren und auf diese Weise vermeintliche Zielkonflikte von vornherein aufzulösen, bzw. zu entlarven. Dabei impliziert die Unterscheidung nicht, dass die Prozessdimensionen für Nachhaltigkeit eine geringere Relevanz haben. Sie werden jedoch anders eingebettet und müssen immer zu den normativen Zieldimensionen ins Verhältnis gesetzt werden.

Abbildung 2: Neuordnung der Dimensionen der Nachhaltigkeit (eigene Darstellung)



6.1.2 Ethische Grundlagen der Nachhaltigkeit

Infolge der Differenzierung der Dimensionen konzentriert sich die Argumentation hinsichtlich der weiteren Grundlegung des Nachhaltigkeitskonzeptes für diese Untersuchung auf die beiden normativen Zieldimensionen – also die ökologische und die soziale Dimension. Diese Dimensionen, die sich auch im Begriff der sozial-ökologischen Transformation niederschlagen, können anschließend auf die Ebene der Lebensführung und der sozialen Praktiken bezogen werden. Hinsichtlich der *sozialen Dimension* als normative Zieldimension wurde bereits betont, dass sie grundsätzlich auf Fragen der inter- und intragenerationalen Gerechtigkeit ausgerichtet ist. Um sie jedoch für die Analyse erschließen zu können, sind weitere Konkretisierungen erforderlich. Diese beziehen sich zum einen auf die Frage, wie Gerechtigkeit im Rahmen der Nachhaltigkeit genau gefasst werden kann und zum anderen welche unterschiedlichen Bereiche dabei relevant sind.

Ott und Döring (vgl. 2011) setzten sich im Rahmen der Entwicklung ihres Konzeptes von starker Nachhaltigkeit intensiv mit den gerechtigkeits-theoretischen Grundlagen der Nachhaltigkeit auseinander. Sie argumentieren, dass eine ethische Grundlegung der Nachhaltigkeit notwendig sei, da sich Verteilungsfragen als normative Fragen nicht an die Ökonomik delegieren und sich Gerechtigkeitsprinzipien nicht angemessen als altruistische Präferenzen verstehen ließen (vgl. ebd.: 51). Nachhaltigkeit bezieht sich ihnen zufolge auf inter- und intragenerationale Gerechtigkeit hinsichtlich »a) Chancen zur Befriedigung von Bedürfnissen und zur Ausübung von Fähigkeiten, [...] b) Zugängen zu natürlichen und kulturellen Ressourcen und c) der Bereitstellung von Gütern i.w.S.« (ebd.: 45). Gerechtigkeit wird dabei verstanden als »der Inbegriff all der Prinzipien, Regeln und Verfahren, die die Verteilung von Rechten, Pflichten, Chancen, Kompetenzen, Gütern i. w. S. für alle hiervon direkt oder indirekt Betroffenen auf eine diskursrational annehmbare Weise regulieren« (ebd.: 47). Innerhalb der Ethik konkurrierten dabei egalitäre und nicht-egalitäre Auffassungen der Gerechtigkeit miteinander. Während nicht-egalitäre Ansätze auf die Konzeption und Einhaltung eines Grundstandards für alle Menschen ausgerichtet sind, Ungleichheiten jenseits dieses Standards jedoch als unproblematisch ansehen, argumentieren egalitäre Ansätze darüber hinaus, dass Gleichheit zwischen Menschen (und Generationen) um ihrer selbst willen anzustreben ist (vgl. ebd.: 51). In ihren Ausführungen zu den Gerechtigkeitsgrundlagen der Nachhaltigkeitsidee beziehen sich Ott und Döring insbesondere auf die Theorie der Gerechtigkeit von John Rawls (vgl. 1975).

Rawls Theorie der Gerechtigkeit gilt als einer der wichtigsten Beiträge zur Politischen Ethik des zwanzigsten Jahrhunderts (vgl. Höffe 2013a: 1). Er setzt sich mit seinem liberalen Konzept der Gerechtigkeit als Fairness von utilitaristischen Gerechtigkeitskonzepten ab, die das »höchste Ziel politischen Handelns im maximalen Wohlergehen aller Betroffenen« (ebd.: 14) sehen. Rawls, der Gerechtigkeit vor

allem auf die institutionelle Grundordnung einer Gesellschaft bezieht (ebd.: 8f.), formuliert für seine Theorie die folgenden beiden zentralen Gerechtigkeitsgrundsätze:

»Erster Grundsatz: Jedermann hat gleiches Recht auf das umfangreichste Gesamtsystem gleicher Grundfreiheiten, das für alle möglich ist. Zweiter Grundsatz: Soziale und wirtschaftliche Ungleichheiten müssen folgendermaßen beschaffen sein: (a) sie müssen unter der Einschränkung des gerechten Spargrundsatzes den am wenigsten Begünstigten den größtmöglichen Vorteil bringen, und (b) sie müssen mit Ämtern und Positionen verbunden sein, die allen gemäß fairer Chancengleichheit offenstehen.« (Rawls 1975: 336)

Der erste Grundsatz hat dabei Rawls zufolge Vorrang vor dem zweiten (vgl. Höffe 2013a: 12). Hinsichtlich der Begründung dieser Prämissen greift Rawls auf die klassische vertragstheoretische Idee eines Urzustandes (*original position*) zurück und verknüpft diese mit Ideen rationalen Handelns (vgl. ebd.: 19). Infolge dieser Reformulierung sollen Gerechtigkeitsgrundsätze aus dem »aufgeklärten Selbstinteresse« (ebd.: 18) abgeleitet werden. Entscheidend ist hierbei die Idee des Schleiers des Nichtwissens (*veil of ignorance*). Die Entscheider*innen im fiktiven Urzustand legen die Regeln und Strukturen einer Gesellschaft fest, ohne zu wissen, welche Position innerhalb der Gesellschaft sie selber einnehmen würden (Rawls 1975: 160). Dabei folgen sie Rawls zufolge der sogenannten Maximin-Regel, also der Maximierung des Minimums (das sie selbst treffen könnte), woraus sich die genannten Grundprämissen ableiten lassen (vgl. Höffe 2013a: 18ff.).

Ott und Döring (vgl. 2011: 97) übertragen die Rawlsschen Ideen auf die Frage der Generationengerechtigkeit und begründen hier einen intergenerationalen Egalitarismus.⁶ Diesem entsprechend ist »keine Generation berechtigt, die Bedingungen der Möglichkeit zukünftigen Lebens zu schmälern oder zu untergraben« (ebd.: 99ff.). Der Egalitarismus, der auch intragenerational zur Anwendung kommt (vgl. ebd.: 92f.), ergänzt hierbei einen »unverzichtbaren absoluten Standard« (ebd.: 102), der anhand des Capability Approach interpretiert wird und universell in Raum und Zeit gilt (vgl. ebd.: 102).

Der Capability Approach geht auf Amartya Sen und Martha Nussbaum zurück und setzt sich von anderen gerechtigkeits-theoretischen Ansätzen ab, indem er nicht die grundlegende Güterausstattung oder gerechte institutionelle Verfahren, sondern vielmehr die konkreten Verwirklichungschancen (*capabilities*) bestimmte Funktionen (*functionings*) zu realisieren ins Zentrum stellt (Sen [1999] 2007: 31f.). Funktionen sind dabei definiert als Dinge, »die eine Person gerne tun oder die sie gern sein mag« (ebd.: 95) und reichen »von elementaren Gegebenheiten wie

6 Zur Einordnung der Rawls'schen Überlegungen zur intergenerationalen Gerechtigkeit vgl. auch Höffe 2013b: 156ff.

ausreichender Ernährung oder Freiheit von vermeidbaren Krankheiten bis zu sehr komplexen Tätigkeiten oder persönlichen Zuständen, wie etwa am Gemeinschaftsleben teilzunehmen zu können und Selbstachtung zu besitzen« (ebd.). Auf diese Weise rücken neben den Grundgütern auch die persönlichen und sozialen Charakteristika in den Blick, »die eine *Umwandlung* von Grundgütern in die Fähigkeiten des Menschen ermöglichen, seine Zwecke zu verfolgen« (vgl. Sen [1999] 2007: 95, Hervorhebung im Original). Nussbaum führt im Rahmen ihrer eigenen Überlegungen zum Capability Approach eine Liste von grundlegenden Fähigkeiten ein, die Grundvoraussetzungen für ein gutes Leben umfassen und die daher »jede Gesellschaft für ihre Bürger*innen anstreben sollte« (Nussbaum 1999: 200):

1. »Fähig zu sein, bis zum Ende eines vollständigen menschlichen Lebens leben zu können. Nicht frühzeitig sterben zu müssen.
2. Fähig zu sein, eine gute Gesundheit zu haben (Ernährung, Unterkunft). Sexualität.
3. Vermeidung von unnötigem Schmerz und Leid.
4. Fähig zu sein, die fünf Sinne zu benutzen; fähig zu sein, zu phantasieren, zu denken und zu schlussfolgern.
5. Fähigkeiten, Bindungen zu Dingen und Personen zu unterhalten (Liebe, Fürsorge, Dankbarkeit, Sehnsucht, Trauer).
6. Fähig zu sein, sich eine Auffassung des guten Lebens zu bilden (Authentizität, Lebensplanung).
7. Fähigkeit zur sozialen Interaktion (Anerkennung, Mitgliedschaft, Freundschaft, Beruf usw.).
8. Fähig zu sein, in Anteilnahme für und in Beziehung zu Tieren, Pflanzen und zur Welt der Natur zu leben.
9. Fähigkeit zum Lachen, zum Spielen, zur Erholung, zum Genuss usw.
10. Fähig zu sein, das eigene Leben und nicht das von irgendjemand anderem zu leben.« (Liste nach Ott/Döring 2011: 84, vgl. auch Nussbaum 1999: 200ff.)

Ergänzt wurde diese Liste von Nussbaum in der neusten Version des Konzeptes, um die Rechte auf politische Partizipation, Eigentum und Berufsausübung unter fairen Arbeitsbedingungen (vgl. Ott/Döring 2011: 84). Insgesamt gehe es weniger darum,

»die einzelnen Fähigkeiten (etwa die des Schlussfolgerns) gleich zu verteilen, sondern darum, allen Menschen gleichermaßen die Ausübung aller dieser Fähigkeiten in unterschiedlichen Akzentuierungen zu ermöglichen. Allerdings ist die Ausübung einzelner Fähigkeiten nur in Grenzen durch die Ausübung anderer Fähigkeiten substituierbar« (ebd.: 85).

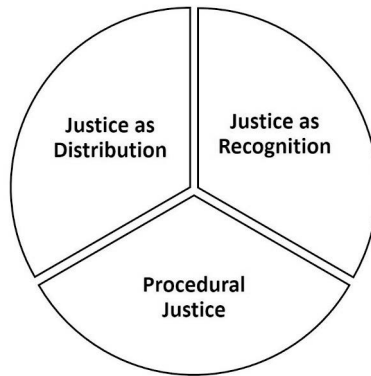
In Kombination mit der Liste der Grundgüter nach Rawls lasse sich daraus ein komplexer absoluter Standard der Gerechtigkeit entwickeln, wie Ott und Döring argumentieren (vgl. ebd.: 86). Die wichtigsten Grundgüter umfassen bei Rawls (1975: 112) »Rechte, Freiheiten und Chancen sowie Einkommen und Vermögen«. Darüber hinaus hebt er auch das Selbstwertgefühl als wichtiges Grundgut hervor. Auch wenn Ott und Döring (vgl. 2011: 101) grundsätzlich für einen komparativen Gerechtigkeitsstandard argumentieren, bewerten sie einen absoluten Standard dennoch als zentrales Moment einer Gerechtigkeitstheorie der Nachhaltigkeit. Gerade im Bereich der distributiven Gerechtigkeit sei es richtig, »einen (anspruchsvollen) humanitären Sockel einzuführen, der festlegt, worauf jeder lebende und jeder künftige Mensch einen legitimen Anspruch hat.« (Ebd.: 88)

Während Ott und Döring sich in ihrer Auseinandersetzung mit den gerechtigkeits-theoretischen Grundlagen der Nachhaltigkeit, trotz dem Bezug auf den Capability Approach, noch überwiegend auf distributive Fragen der Verteilung gesellschaftlicher Rechte und Güter konzentrieren, argumentiert David Schlosberg (vgl. 2007: 11ff.) in seiner grundlegenden Arbeit zur Umweltgerechtigkeit für ein trivalentes Modell von Gerechtigkeit, das neben Verteilungsfragen (*Justice as Distribution*) auch Fragen der Anerkennung (*Justice as Recognition*) und des Prozesses (*Procedural Justice*) berücksichtigt (vgl. Abbildung 3). Ein zentraler Punkt ist dabei, dass die unterschiedlichen Formen der Gerechtigkeit miteinander verbunden sind und interagieren (vgl. ebd.: 6). Es geht nicht nur darum, was, wie in einer Gesellschaft verteilt wird, vielmehr versteht Schlosberg Gerechtigkeit »as a balance of numerous interlinked elements of distribution, recognition participation and capability.« (Ebd.: 12)

Hinsichtlich der distributiven Gerechtigkeit bezieht er sich, wie auch Ott und Döring, vor allem auf Rawls (ebd.: 12f.). Fragen der Verteilung seien auch weiterhin zentral für jede Konzeption von Gerechtigkeit. Es sei jedoch angebracht diese zu ergänzen: »In moving towards justice, issues of distribution are essential but incomplete.« (Ebd.: 15) Dies gilt es auch für die Konzeption sozialer Nachhaltigkeit in dieser Untersuchung zu berücksichtigen. Schlosberg zufolge fordern anerkennungstheoretische Gerechtigkeitskonzepte distributionsorientierte Ansätze seit den 1990er Jahren mit dem Argument heraus, dass die ausschließliche Orientierung auf Verteilungsfragen die Gründe für Missverteilungen nicht hinterfrage. Vor allem die Überlegungen von Iris Young, Nancy Fraser sowie Axel Honneth spielten hierbei eine wichtige Rolle (vgl. ebd.: 14). Diese Theoretiker*innen, vor allem Young und Fraser, kritisieren den starken Fokus bestehender Gerechtigkeits-theorien auf ideale Schemata der Gerechtigkeit und die Vernachlässigung realer Ungerechtigkeiten und deren Zustandekommen (vgl. ebd.).

Unfaire Verteilung und fehlende Anerkennung sind demzufolge zwei distinkte Formen und Erfahrungen der Ungerechtigkeit, auch wenn sie in der Praxis oftmals verbunden sind (vgl. ebd.: 15). Anerkennung bezieht sich dabei im Gegensatz zur

Abbildung 3: Trivalentes Modell der Gerechtigkeit nach Schlosberg
(vgl. 2007: 11ff.) (eigene Darstellung)



distributiven Gerechtigkeit neben der institutionellen vor allem auf die kulturelle Ebene der Normen und der Sprache und verweist somit auf den sozialen und kulturellen Raum jenseits staatlicher Institutionen (vgl. ebd.: 16). Ihre Formen sind dabei vielfältig und mitunter schwer zu identifizieren (vgl. Walker 2012: 51). Vertreter*innen der »justice as recognition« argumentieren, so Schlosberg, dass »misrecognition – in the form of insults, stigmatisation and devaluation – is fundamental to the damage and constrains that are inflicted on individuals and communities and to the production of distributional inequalities« (ebd.: 50). Fehlende Anerkennung bildet somit sowohl eine eigenständige Dimension von Gerechtigkeit, da sie Menschen begrenzt und verletzt. Zugleich ist sie jedoch auch eine Grundlage für distributive Ungerechtigkeit (vgl. Schlosberg 2007: 14). Sie könne auch nicht einfach verteilt werden, wie mitunter von distributiven Ansätzen impliziert. Vielmehr argumentiert Schlosberg im Anschluss an Young: »recognition is not just a ›thing‹ [...], but a relationship, a social norm embedded in social practices« (ebd.: 23).

Als dritte Dimension der Gerechtigkeit neben der Verteilung und der Anerkennung führt Schlosberg die prozedurale Gerechtigkeit ein, die er als »fair and equitable institutional processes of a state« (Schlosberg 2007: 25) definiert. Zentral ist dabei die Frage der Beteiligung. Nur wenn für alle Menschen, die von einer Entscheidung betroffen sind, die Möglichkeit besteht sich zu beteiligen, sind gerechte Verteilungen zu erwarten (vgl. Walker 2012: 47). Dies gilt jedoch nicht nur – so ließen sich die Überlegungen erweitern – für staatliche, sondern auch für alle anderen Entscheidungsprozesse im sozialen Raum und somit auch für solche, die im Rahmen der alltäglichen Lebensführung stattfinden. Zusammenfassend stellt

Schlosberg fest: »Inequitable distribution, a lack of recognition, limited participation, and a critical lack of capabilities, at both the individual and group level, all work to produce injustice« (Schlosberg 2007: 39).

Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit als normative Zieldimension lässt sich entsprechend der dargestellten Überlegungen weiter ausdifferenzieren. Dabei spielen neben distributiven Aspekten auch Fragen der Anerkennung und der Ermöglichung von Partizipation eine wichtige Rolle. Dies ist für die Analyse der Lebensführung eine wichtige Konkretisierung, die als normativ-theoretische Sensibilisierung die Analyse der Lebensführungspraktiken in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten anleitet.

Auch hinsichtlich der ökologischen Dimension der Nachhaltigkeit lassen sich weitere Konkretisierung vornehmen. Die *ökologische Dimension* im Sinne einer normativen Zieldimension bezieht sich, wie bereits ausgeführt, in erster Linie auf die Bewahrung der natürlichen Lebensgrundlagen und die Intaktheit natürlicher Systeme. Virulent ist dabei die Frage des sogenannten Inklusionsproblems, also die Frage nach dem Eigenwert der Natur, jenseits ihres Nutzens für den Menschen und den damit verbundenen moralischen Verpflichtungen gegenüber Naturwesen (vgl. Ott/Döring 2011: 59). Während anthropozentrische Ansätze diese oftmals vernachlässigen, wird sie von Vertreter*innen physio- und biozentrischer sowie holistischer Ansätze besonders hervorgehoben (vgl. Ott et al. 2016: 11ff.).⁷ Dies bedeutet jedoch nicht, dass eine anthropozentrische Perspektive moralische Verpflichtungen gegenüber der Natur ausschließt. Ott und Döring (2011: 173) unterscheiden hinsichtlich des Inklusionsproblem zwischen zwei Kategorien des moralischen Status: dem »Selbstwert« und dem »Schutzgut«. Der Selbstwert beschreibt, ob und nach welchen Kriterien bestimmte Wesen »um ihrer selbst willen« (ebd.) schützenswert sind, also etwa aufgrund ihrer Fähigkeit, Schmerzen zu empfinden. Der Schutzwert verweist auf Naturwesen oder Naturgüter, die darüber hinaus als moralisch schützenswert anerkannt werden (vgl. ebd.). Entsprechend sind etwa aufgeklärt anthropozentrische Positionen möglich, die zwar nur wenigen Naturwesen einen Selbstwert zuweisen, aber eine große Menge an naturalen Schutzgütern identifizieren. Physiozentrische Positionen hingegen erweitern den Bereich der Wesen und Entitäten, denen ein Selbstwert zugeschrieben wird, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer Reichweite. Während der Sentientismus »höheren« Tieren« (Ott et al. 2016: 12) einen Selbstwert zugesteht, schließen biozentrische Positionen alle Lebewesen und holistische Positionen darüber hinaus auch Unbelebtes und überorganische Ganzheiten mit ein (vgl. ebd.). Eine Berücksichtigung dieser Fragen wirkt sich direkt auf die Konstruktion der angemessenen Grenzen des gesellschaftlichen Naturverbrauches aus und ist aus diesem Grund für die Frage der

7 Schlosberg (2007: 40) verhandelt diese Fragen unter dem Begriff der »ecological justice«, die er von der anthropozentrisch ausgerichteten »environmental justice« abgrenzt.

Nachhaltigkeit von großer Relevanz und dementsprechend auch in der Analyse zu berücksichtigen.

Diese Untersuchung schließt dabei wiederum an Ott und Döring (vgl. 2011: 172ff.) an, die sich für einen graduellen Sentientismus aussprechen. Dieser gesteht höher entwickelten, empfindungsfähigen Tieren einerseits einen Selbstwert zu, erlaubt aber zugleich moralische Unterschiede zwischen Menschen und eben diesen Tieren zu machen. Entsprechend impliziert er »Verpflichtungen gegenüber höher entwickelten Tieren in Ansehung ihrer natürlichen Habitate« (ebd.: 175). Somit ist es hinsichtlich einer nachhaltigen Lebensführung angezeigt, den Ressourcenumsatz der Lebensführung zu reduzieren, um die fortschreitende Zerstörung natürlicher Habitate zumindest zu begrenzen.

6.2 Paradigmen des Nachhaltigkeitsdiskurses

Neben den verschiedenen Dimensionen der Nachhaltigkeit können auch unterschiedliche Positionen im Nachhaltigkeitsdiskurs unterschieden werden, die sich hinsichtlich Strategien und der Reichweite der geforderten Veränderungen unterscheiden. Eine solche Differenzierung wird zumeist entlang der Begriffe schwache und starke Nachhaltigkeit und anhand der Bedeutung wirtschaftlichen Wachstums und der Einschätzung zur Substitution von Naturkapital vorgenommen (vgl. Kraemer 2008: 18ff.; Huber 2011b: 157f.; Ott/Döring 2011: 103ff.; Görgen/Wendt 2015: 5). Die unterschiedlichen Positionen kommen dabei trotz gleicher, bzw. ähnlicher Problemanalyse zu völlig unterschiedlichen Schlüssen, welche Strategien und Veränderungen für eine nachhaltige Entwicklung notwendig sind, weshalb es für die konzeptionelle Grundlegung nachhaltiger Lebensführung im Rahmen dieser normativ-theoretischen Sensibilisierung wichtig ist, sie differenziert zu berücksichtigen.

Reinhard Steurer liefert eine hilfreiche Kategorisierung der im Diskurs vertretenen Positionen (vgl. Steurer 2010: 429). Grundlage hierfür bildet der Paradigmenbegriff von Thomas Kuhn (vgl. Steurer 2002: 28). Paradigmen lassen sich mit Kuhn (1981: 186) als »ganze Konstellation von Meinungen, Werten und Methoden usw., die von den Mitgliedern einer gegebenen Gemeinschaft geteilt werden« verstehen. Sie verbinden Vorstellungen über Phänomene, Kausalitäten und Praktiken zu »Glaubenssätzen« – sogenannten Axiomen –, die zusammen eine Art »Glaubenssystem« konstituieren und auf diese Weise die »diskursive Komplexität« für Akteure und Betrachter*innen reduzieren (Steurer 2002: 28). Zentral ist hierbei, dass Paradigmen nicht nur als analytisches Instrument oder heuristisches Konstrukt, sondern als geteiltes Weltbild zu verstehen sind (ebd.: 29).

In seiner Typisierung unterscheidet Steuer (vgl. 2010: 428ff.) zwischen schwacher, ausgewogener und starker Nachhaltigkeit (vgl. Tabelle 1). *Schwache Nachhaltigkeit* markiert dabei Ideen des gesellschaftlichen Mainstreams und korrespondiert

mit Vorstellungen einer ökologischen Modernisierung sowie Konzepten der Green Technology und der Green Economy.

Tabelle 1: Paradigmen der Nachhaltigkeit in Anlehnung an Steurer (2010: 429), vgl. auch Görgen/Wendt 2015: 6)

	Nachhaltige Entwicklung		
Differenzierungs-kriterien	Schwache Nachhaltigkeit	Ausgewogene Nachhaltigkeit	Starke Nachhaltigkeit
Substituierbarkeit des Naturkapitals	voll substituierbar	teilweise substituierbar	nicht substituierbar
Verhältnis von Menschen und Natur	anthropozentrisch	öko-anthropozentrisch	ökozentrisch
Vereinbarkeit von Wachstum und Umwelt	Zielharmonie zwischen Wachstum und Umwelt	Wachstum und Umwelt sind durch Umweltpolitik vereinbar	Zielkonflikt zwischen Wachstum und Umwelt
Grundhaltung	uneingeschränkt pro Wachstum	umweltfreundliches bzw. nachhaltiges Wachstum	nachhaltiges Wachstum nicht möglich
Strategie	Effizienz durch Marktkräfte und Wachstum	Effizienz und ökologische Konsistenz durch Politik und Markt	Suffizienz/Verzicht, Konsistenz (und Effizienz)
Vertreter*innen	neoklassische Ökonomie (Wachstums-optimist*innen)	keine spezielle Disziplin (Wachstums-optimierer*innen)	ökologische Ökonomie (Wachstums-kritiker*innen)
Verwandte programmatische Beispiele	Green Technology, Green Economy	Green New Deal, Sozial-ökologische Marktwirtschaft	Postwachstumsökonomie, -gesellschaft, Ökosozialismus

Diese Position setzt vor allem auf Effizienzsteigerung und neue Technologien, um Nachhaltigkeitsprobleme zu bearbeiten. Sie steht wirtschaftlichem Wachstum positiv gegenüber und postuliert eine Zielharmonie zwischen Wachstum und Umweltschutz. Bezüglich des gesellschaftlichen Naturverhältnisses ist sie klar anthropozentrisch ausgerichtet. Der Mensch steht also im Mittelpunkt des Ansatzes, während der Natur nur sehr begrenzt Eigenwert zugesprochen wird. Sie besitzt vor allem einen Wert als Kapital für die menschliche Entwicklung. Dieses ist – so die Annahme – durch andere Kapitalformen substituierbar. Ein Verlust an Naturkapital kann also durch den Aufbau von menschengemachtem Kapital wie Investitionsgütern, Technologie oder Institutionen, oder Humankapital wie Wissen und Bildung oder kompensiert werden (vgl. Steurer 2002: 248).

Dem Paradigma der schwachen Nachhaltigkeit gegenüber steht das Paradigma der *starken Nachhaltigkeit*, das mit Konzepten wie Postwachstum oder auch Ideen eines Ökosozialismus verbunden ist (vgl. Steurer 2010: 428). Das Paradigma speist sich zu einem großen Teil aus konsum- und wachstumskritischen, aber auch physiozentristischen Positionen, die nicht den Menschen, sondern die Natur ins Zentrum ihres Weltbildes stellen. Ihnen zufolge sind natürliche Kapitalien nicht durch andere Formen des Kapitals substituierbar und entsprechend zu schützen. Diese Position ist unter anderem in der internationalen Umwelt- und Klimabewegung stark vertreten (vgl. z.B. Shiva 2015: 84f.). Die Vertreter*innen gehen von einem starken Zielkonflikt zwischen Wirtschaftswachstum und Umweltschutz aus. Ein nachhaltiges oder grünes Wachstum ist demzufolge nicht möglich (vgl. z.B. Paech 2012: 69ff.). Dies bedeutet jedoch nicht, dass es keine Wachstumsphasen in einzelnen gesellschaftlichen Bereichen mehr geben kann. Wachstum im Bereich der erneuerbaren Energiegewinnung oder der Ausbau öffentlicher Transportinfrastruktur ist vielmehr häufig eine zentrale Forderung (vgl. Jackson 2011: 180). Auch wird immer wieder betont, dass die sogenannten Entwicklungs- und Schwellenländer einen moralischen Anspruch auf eine wirtschaftliche Entwicklung besäßen, um die globalen Lebensverhältnisse anzugleichen, während eine Schrumpfung der Wirtschaften und des Naturumsatzes der früh-industrialisierten Länder geboten sei (vgl. z.B. Sommer/Welzer 2014: 50f., Schmelzer/Vetter 2019: 160f.).⁸

Reine Effizienzstrategien werden von dem Paradigma als unzureichend zurückgewiesen, vor allem da die Erfahrungen zeigen, dass Effizienzgewinne oftmals nicht zu einer Reduzierung des Naturverbrauchs führen, sondern durch Wachstum und Mehrverbrauch an anderer Stelle überkompensiert werden. Solche »Rebound-Effekte« (vgl. Santarius 2015a) werden von Santarius sehr anschaulich an dem Beispiel des Autos und der Effizienzsteigerungen in der Motortechnik verdeutlicht. Die Fortschritte, die dort gemacht wurden, werden (über-)kompensiert, indem die Autos in den vergangenen Jahrzehnten immer luxuriöser, größer und schwerer wurden. Besonders deutlich zeigt sich dies bei den heute so beliebten Sport Utility Vehicles (SUV) (vgl. Brand/Wissen 2017: 125ff.). Aber auch bei Kleinwagen ist dieser Trend zu beobachten. Der klassische VW Käfer aus dem Jahr 1955 (7,5 l) und der moderne VW Beetle aus dem Jahr 2005 (7,1 l) beispielsweise verbrauchen beide fast gleich viel Sprit auf 100 km. Während der VW Käfer mit 30 PS und einer Spitzengeschwindigkeit von 110 km/h jedoch nur 730 kg wog, bringt VW Beetle aus dem Jahr 2005 hingegen mit 1200 kg über 60 Prozent mehr Gewicht auf die

8 Eine Erklärung der Teilnehmer*innen der International Conference on Socially Sustainable Economic Degrowth for Ecological Sustainability and Social Equity in Paris 2008, die im *Journal of Cleaner Production* veröffentlicht wurde, bezeichnet dies als »right-sizing« und fordert einen entsprechenden Paradigmenwechsel in der nationalen und internationalen Ökonomie (vgl. Research & Degrowth 2010: 523).

Waage, hat mehr als doppelt so viele PS (75) und eine Spitzengeschwindigkeit von 160 km/h (vgl. Santarius 2015b: 169). Ähnliche Entwicklungen lassen sich auch in anderen Bereichen beobachten. Für Vertreter*innen des Paradigmas der starken Nachhaltigkeit ist es demzufolge entscheidend, dass neben Effizienz- und Konsistenzstrategien auch Strategien der Suffizienz und Subsistenz treten, um den absoluten Naturverbrauch zu reduzieren (vgl. z.B. Paech 2012: 113ff., Sommer/Welzer 2014: 111).

Zwischen den beiden Polen starke und schwache Nachhaltigkeit finden sich Positionen, die dem Paradigma der *ausgewogenen Nachhaltigkeit*⁹ zugeordnet werden können (vgl. in der Folge Steuerer 2010: 429f.). Diese nehmen hinsichtlich der meisten Differenzierungskriterien eine Zwischenposition ein. Vertreter*innen dieses Paradigmas gehen, wie Steuerer darlegt, davon aus, dass eine absolute Entkoppelung von Wirtschaftswachstum und Ressourcenverbrauch sowie Umweltverschmutzung durch ernsthafte politische Interventionen und veränderte gesellschaftliche Rahmenbedingungen möglich sind. Sie folgen der Idee des qualitativen Wachstums und sehen in den beobachtbaren Rebound-Effekten keine Gesetzmäßigkeit, sondern vielmehr das Resultat einer schwachen Umweltpolitik. Auch die Substituierbarkeit von Naturkapitalien sei jenseits überlebenswichtiger Ökosystemdienstleistungen, wie sauberer Luft oder stabilem Klima, möglich. Aus diesem Grund setzten sie vor allem auf Strategien der Effizienz und Konsistenz. Suffizienz sei nicht notwendig, solange die Wirtschaft auf einen nachhaltigen Wachstumspfad gebracht werde (vgl. Steuerer 2010: 430). Hinsichtlich des gesellschaftlichen Naturverhältnisses positionieren sie sich zumeist öko-anthropozentrisch. Konzepte die mit diesem Paradigma verbunden sind, sind unter anderem der sogenannte Green New Deal oder auch Ideen einer öko-sozialen Marktwirtschaft.¹⁰

9 Der Begriff der »ausgewogenen« Nachhaltigkeit soll hier keine positive Wertung markieren, in dem Sinne, dass ein Ausgleich oftmals positiv belegt ist. Am Beispiel von Steuerers Kategorisierung zeigt sich vielmehr die Schwierigkeit einer neutralen Begriffsbildung. Es ließe sich alternativ auch von »mittlerer« (Grunwald/Kopfmüller 2012: 68) oder »vermittelnder« (Ott/Döring 2011: 154) Nachhaltigkeit sprechen.

10 Neben den von Steuerer eingeführten Differenzierungskriterien können die Paradigmen auch mit verschiedenen Zukunftsvorstellungen verbunden werden, die hinsichtlich der Reichweite der politischen Zielsetzung variieren (vgl. Görgen/Wendt 2015: 5). So ließen sich im Anschluss an Frank Adler und Ulrich Schachtschneider (2010: 16ff.) verschiedene Ansätze für gesellschaftliche Wege aus der sozialökologischen Krise unterscheiden, die mit den Paradigmen korrespondieren: Fundamentaler Systemwechsel (starke Nachhaltigkeit), Phasenwechsel mit offenem Ausgang (ausgewogene Nachhaltigkeit) und Modernisierung im System (schwache Nachhaltigkeit).

Natürlich sind die unterschiedlichen Paradigmen idealtypisch konstruiert und stellen einen Versuch dar, den komplexen Diskurs zu strukturieren.¹¹ Im Diskurs selbst sind die Positionen deutlich diverser und es kommt zu Mischpositionen, etwa wenn Postwachstumsvertreter*innen eine anthropozentrische Perspektive einnehmen oder Vertreter*innen der schwachen Nachhaltigkeit der Natur durchaus einen Eigenwert zugestehen, beispielsweise im Rahmen eines aufgeklärten Anthropozentrismus.

Die Ordnung der Paradigmen erfolgt bei Steuerer, wie auch allgemein in der Literatur, vor allem anhand ökologischer Kriterien. Soziale Faktoren und Fragen der Gerechtigkeit spielen nur eine untergeordnete Rolle. Dabei lassen sich im Diskurs auch hier deutliche Unterschiede herausarbeiten, sodass sich auch hinsichtlich der sozialen Dimension zwischen unterschiedlich starken Positionen der Nachhaltigkeit differenzieren ließe. Bezüglich des Unterscheidungskriteriums wäre es möglich, auf die gerechtigkeitstheoretischen Überlegungen zurückzugreifen, die im letzten Unterkapitel diskutiert wurden. Starke Positionen der Nachhaltigkeit würden sich dementsprechend durch komparative inter- und intragenerationale Gerechtigkeitskonzeptionen auszeichnen und in der Folge eine Umverteilung gesellschaftlichen Reichtums, sowohl innerhalb unterschiedlicher Klassen als auch auf der globalen Ebene, postulieren, während sich eher schwache Positionen der sozialen Nachhaltigkeit auf die Erreichung absoluter Mindeststandards konzentrieren würden, ohne jedoch die bestehende Ungleichverteilung des Reichtums grundsätzlich infrage zu stellen.

Betrachtet man die Paradigmen innerhalb des Nachhaltigkeitsdiskurses so zeigt sich bezüglich der aufgestellten Kriterien eine erstaunliche – wenn auch nicht absolute – Kohärenz zwischen den Positionen hinsichtlich der ökologischen und der sozialen Dimension. So argumentieren Postwachstumsansätze oftmals auch für eine starke globale Umverteilung (vgl. z.B. die Beiträge in Blätter für

11 Eine alternative Ordnung des Diskurses führt Karl-Werner Brand (vgl. 2014: 58ff.) ein. Den Ausgangspunkt seines Modells bildet das Leitbild der nachhaltigen Entwicklung in der Variante einer ökologischen Modernisierung, von dem sich verschiedene Gegendiskurse kritisch abgrenzen. Diese Gegendiskurse lassen sich wiederum zwei zentralen Diskurssträngen zuordnen: Der eine richtet sich dabei auf ein anderes Verständnis von Natur, der andere auf ein anderes Verständnis von Entwicklung. Als wichtige ökozentrische Gegendiskurse nennt Brand neben radikal-ökologischen Paradigmen, wie der Tiefenökologie, dem Bioregionalismus oder auch dem Ökofeminismus, der auf gemeinsame Ursachen von Naturausbeutung und Frauendiskriminierung verweist, auch den Diskurs um die Grenzen des Wachstums (vgl. ebd.). Das Wachstums- und Entwicklungsverständnis, das sich im hegemonialen Konzept der nachhaltigen Entwicklung niederschlägt, wird zum einen aus einer anti-imperialistischen »Süd-Perspektive« als neo-koloniale Strategie und zum anderen aus einer »Nord-Perspektive« von Suffizienz- und Postwachstumsdiskursen kritisiert (vgl. ebd.: 61ff.).

deutsche und internationale Politik 2015 oder Schmelzer/Vetter 2019: 159ff.). Oftmals bilden egalitäre Gerechtigkeitspostulate gar einen zentralen Ausgangspunkt ihrer Überlegungen, etwa wenn der ökologische Fußabdruck (vgl. Global Footprint Network o.J.) berechnet wird, auf den jeder Mensch weltweit einen Anspruch habe. Zugleich finden sich bei Positionen der schwachen Nachhaltigkeit, etwa Ideen einer ökologischen Modernisierung – wenn überhaupt – eher der Verweis auf absolute Mindeststandards. So etwa bei den SDGs (vgl. UN 2015a: 14), die man bezüglich Steuerers Modell jedoch schon der ausgewogenen Nachhaltigkeit zuordnen würde, da sie auf ein nachhaltiges Wachstum setzten und politische Interventionen und Rahmensetzung durchaus befürworten.

Insgesamt wird deutlich, dass reine Effizienzstrategien, die ausschließlich auf technologische Entwicklungen setzen, nicht ausreichen, um die formulierten Kriterien der Nachhaltigkeit zu erreichen. Vielmehr sind hierzu – ganz im Sinne einer sozial-ökologischen Transformation – grundlegende Veränderungen unserer Lebensführung erforderlich, die *auch* Strategien und Praktiken der Konsistenz, Suffizienz und Subsistenz beinhalten. Dennoch werden dadurch Effizienzsteigerungen nicht überflüssig. Sie sind weiterhin wichtig, müssen jedoch anders eingebettet und mit den anderen Strategien verbunden werden. Hinsichtlich der Analyse der Lebensführung lassen sich in der Folge alltägliche Praktiken sowohl hinsichtlich ihrer sozialen und ökologischen Auswirkungen als auch hinsichtlich der ihres Verhältnisses zu den Strategien der Effizienz, Konsistenz und Suffizienz differenzieren. Darüber hinaus ist die Differenzierung der Paradigmen auch für die Analyse der Diskurse und der allgemeinen normativen Ausrichtung der gemeinschaftlichen Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten relevant.

6.3 Ebenen der Nachhaltigkeit: Zwischen Globalität und Lokalität¹²

Eine weitere wichtige Differenzierung des Nachhaltigkeitsdiskurses betrifft die gesellschaftliche Ebene, auf die Forderungen, Prozesse und Veränderungen ausgerichtet sind. Nachhaltige Entwicklung und die damit verbundene sozial-ökologische Transformation sind zunächst als umfassende, gesamtgesellschaftliche Projekte zu verstehen, die sich in vielen Bereichen auf eine globale Ebene beziehen (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 24). Infolge von Globalisierungsprozessen und den damit verbundenen Interdependenzen durch globalen Wertschöpfungsketten, Klimawandel und politische Entscheidungen wirkt eine

12 Dieser Abschnitt basiert teilweise auf Überlegungen, die im Rahmen eines Forschungsprojektes zur Bedeutung zivilgesellschaftlicher Initiativen für eine nachhaltige Stadtentwicklung formuliert wurden (vgl. Görgen et al. 2016 und Görgen et al. 2017). Sie wurden für den vorliegenden Text überarbeitet und neu eingebettet.

rein nationale oder gar rein lokale Perspektive auf das Thema fast schon anachronistisch. Vielmehr wird immer deutlicher, dass die »imperiale Lebensweise« (Brand/Wissen 2017) in den frühindustrialisierten »Externalisierungsgesellschaften« (Lessenich 2018) vielfältige globale Auswirkungen zeitigt: Vom Klimawandel, über die Verschmutzung der Weltmeere, bis hin zu den ausbeuterischen Arbeitsbedingungen auf den Farmen, in den Minen und Fabriken der kapitalistischen Peripherie, all dies hängt direkt mit den Lebens- und Produktionsweisen des globalen Nordens zusammen (vgl. ebd.: 24ff., Brand/Wissen 2017: 43ff).

Da große Teile der politischen Machtressourcen nicht auf globaler, sondern auf weiterhin auf nationaler, mitunter supranationaler Ebene, gebündelt sind, dürfen diese allerdings nicht vernachlässigt werden. Hier werden die Rahmenbedingungen vorgegeben, die die Möglichkeiten und Entwicklungen sozial-ökologische Transformation massiv beeinflussen. Zugleich erfolgen große Teile der konkreten Umsetzung einer nachhaltigen Entwicklung auf lokaler Ebene. Eine sozial-ökologische Transformation in Richtung Nachhaltigkeit bedarf entsprechend Anstrengungen auf allen gesellschaftlichen Ebenen. So wurde schon in den frühen 1990er Jahren die Relevanz kommunaler Transformationen für eine globale nachhaltige Entwicklung betont und im Rahmen der Agenda 21 eine Vielzahl von lokalen Initiativen initiiert (vgl. UN 1992: 291ff., ICLEI 2012: 14ff., Born/Kreuzer 2002: 6ff.). Ganz nach dem bekannten Motto der Umweltbewegung »Think global, act local«. Trotz dieser vielfältigen lokalen Agenda-Prozesse ist die erhoffte grundlegende Transformation in Richtung Nachhaltigkeit jedoch bis heute ausgeblieben. Vielmehr scheint die Regionalentwicklung in Deutschland weiterhin in erster Linie am Konkurrenzdenken des globalen Wettbewerbs und dem Wachstumsparadigma ausgerichtet zu sein (vgl. BUND et al. 2008: 398). Das Thema bleibt somit weiterhin relevant.

Dabei ist in den letzten Jahrzehnten ein starker Urbanisierungsschub zu beobachten. Inzwischen leben weltweit über 50 Prozent der Menschen in Städten und zeigen sich dort für ungefähr 75 Prozent der globalen CO₂-Emissionen verantwortlich (vgl. UNEP 2011: 4). Dies scheint auch politischen Akteuren bewusst zu sein. So hebt der WBGU in seinem Hauptgutachten von 2016 die »transformative Kraft« von Städten hervor und richtet den Blick auf diese Weise auf die lokale Ebene, insbesondere im urbanen Raum (vgl. WBGU 2016: 1). Und auch im Rahmen der globalen Agenda 2030, in der die SDGs festgehalten sind, wird die Bedeutung einer nachhaltigen Stadtentwicklung hervorgehoben (vgl. UN 2015a: 10). Dabei ist es zentral, die lokale Ebene nicht getrennt von ihrer globalen Einbettung zu betrachten, wie es mitunter in Beiträgen der Fall ist, die eine Relokalisierung fordern und sich stark auf den Begriff der Resilienz beziehen (vgl. z.B. Hopkins 2010, Andreae/Grundmann 2012, Hahne 2018; kritisch dazu vgl. Notz 2011: 74). Resilienz bezeichnet dabei die Widerstandspotenziale einer Region oder einer Stadt gegenüber ökologischen und sozialen Krisenerscheinungen (vgl. Hoffmeister et al. 2014: 61f., Hahne 2018:

57ff.). Eine solche Perspektive läuft Gefahr, sich in einer gewissen Selbstbezogenheit zu verlieren, einzelne Gemeinden, Städte oder Dörfer zu lokalen Fluchtsinseln zu verengen und die oben beschriebenen globalen Interdependenzen der eigenen Lebensweise zu vernachlässigen. In einer vernetzten globalisierten Welt ist es jedoch weder möglich, noch erstrebenswert, sich von der Außenwelt abzukoppeln. Vielmehr muss die Vernetzung und Verankerung der Städte in regionale, nationale und globale Umwelten reflektiert werden, da dieser »Konnex« (Löw 2010: 96ff.) für die Entwicklung der Städte und Gesellschaften von zentraler Bedeutung ist. Für die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung ist es somit erforderlich, sowohl städtische Lebenswelten als auch andere lokale Arrangements so auszurichten, dass sie die Realisierung einer nachhaltigen Lebensführung und der damit verbundenen Praktiken ermöglichen. Die Fragen, welche Rolle dabei gemeinschaftliche Wohnprojekte spielen können und welche Formen der Lebensführung in ihnen realisiert werden, stehen in Zentrum dieser Untersuchung. Das folgende Kapitel fasst den bislang bestehenden Forschungsstand zu nachhaltigen Alltagspraktiken zusammen und stellt auf diese Weise eine Verbindung zwischen den diskutierten normativ-theoretischen Überlegungen und der Ebene der Lebensführung her.

7. Nachhaltigkeit im Alltag: Vom Umwelthandeln zur nachhaltigen Lebensführung

Die komplexen Diskurse zu Nachhaltigkeit schlagen sich auch in den bisherigen Analysen zu Nachhaltigkeit im Alltag nieder. Es existiert eine ganze Reihe von Arbeiten zu nachhaltigen Lebensstilen, nachhaltiger Lebensweise, nachhaltigen Praktiken und insbesondere zu nachhaltigem, bzw. umweltverträglichem Handeln und Verhalten. Eine Vielzahl der in diesem Rahmen thematisierten Fragen und Phänomene ist auch für eine differenzierte Konzeption einer nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung. Doch inwieweit ist eine Übertragung dieser Forschungsergebnisse auf Fragen der Lebensführung möglich? Was kann hier gelernt werden? Welche Probleme haben die verschiedenen Konzepte und Operationalisierungen nachhaltiger Praxis und wie gehen sie damit um? Diese und weitere Fragen stehen in der Folge im Fokus.

7.1 Entwicklung und Grenzen der Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung

Wie bereits in der Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung angedeutet (vgl. Kapitel 1), ist die Beschäftigung mit umweltverträglichen und nachhaltigen Verhaltensweisen keineswegs neu. Bereits in den 1980er und vor allem in den 1990er Jahren wurden umfangreiche, überwiegend umweltsociolo-

gische und umweltspsychologische Forschungen zum umweltbewussten Verhalten durchgeführt (vgl. z.B. Ester/Van der Meer 1982, Hines et al. 1987, de Haan/Kuckartz 1996, Diekmann/Jäger 1996). Der Fokus der zumeist quantitativen Studien lag dabei auf dem Verhältnis von Umweltbewusstsein, also dem Wissen über Umweltproblemen sowie umweltbewussten Werthaltungen, und dem beobachteten oder berichteten Umweltverhalten.¹³ Ausgangspunkt der meisten Untersuchungen war die Idee, dass Menschen ihr Verhalten ändern würden, wenn man sie über Umweltprobleme aufklären und sie die negativen Konsequenzen und Gefahren der Umweltkrise realisieren würden. Diese Idee basierte oftmals auf sozial-psychologischen und handlungstheoretischen Modellen, wie beispielsweise der sogenannten Theory of Planned Behaviour (vgl. Fishbein/Ajzen 1975: 13ff., Ajzen 1991: 181ff.), die Verhaltensweisen ausgehend von individuellen Wissensbeständen, Normen, Einstellungen und Intentionen erklären. So postulierte etwa Hans-Joachim Fietkau 1984: »Ökologisches Denken ist wesentliche Voraussetzung ökologischen Handelns. Der Wandel von Denkstrukturen und Werthaltungen fordert und ermöglicht gesellschaftliche Innovation.« (Fietkau 1984: 7) Ähnlich argumentierten Gerhard de Haan und Udo Kuckartz Mitte der 1990er Jahre:

»Umweltwissen, also das Wissen über den schlechten Zustand der Umwelt und Umweltprobleme, Ökosysteme, Tiere und Pflanzen sowie Umwelterfahrungen, d.h. die Erfahrung intakter, schöner Natur bewirken positive Umwelteinstellungen und Betroffenheit, d.h. die Umweltprobleme werden kritisch gesehen und die individuellen Orientierungen richten sich auf verbesserten Umweltschutz, diese steuern das Umweltverhalten.« (de Haan/Kuckartz 1996: 13)

Die Ergebnisse der mannigfaltigen empirischen Forschungen in diesem Bereich entsprachen diesen Vorannahmen jedoch nicht oder nur sehr begrenzt (vgl. Thome 1996: 7, Chrebah 2009: 34, Neugebauer 2004: 24). Demzufolge argumentieren Peter Preisendörfer und Axel Franzen, dass es ein Irrtum sei,

»dass ein ausgeprägtes ökologisches Bewusstsein mehr oder weniger automatisch ein entsprechendes Verhalten nach sich zieht. [...] Wenn es eine Quintessenz der bisherigen Debatte zum Zusammenhang von Umweltbewusstsein und Umweltverhalten gibt, dann die, daß umweltorientierte Einstellungen und Werthaltungen nur einen begrenzten Einfluss auf das tatsächliche Umweltverhalten haben.« (Preisendörfer/Franzen 1996: 232)

Helmut Lange (2011: 38) spricht in diesem Zusammenhang von einer »notorischen Differenz zwischen erklärtem Umweltbewusstsein und tatsächlichem Verhalten«. Und de Haan und Kuckartz (1996: 104) resümieren, fast schon resignierend: »Nichts

13 Für einen Überblick zu diesem Thema vgl. Wendt/Cörgen 2017: 65ff.

hängt zusammen.« Wenngleich auch diese absolute Interpretation, die unter anderem auf die ursprüngliche Annahme eines einfachen Kausalzusammenhangs zurückzuführen ist, etwas zu relativieren ist, da durchaus Wechselwirkungen zwischen Umweltbewusstsein und Umweltverhalten festgestellt werden können (vgl. Hoffmeister et al. 2014: 178f., Wendt/Görgen 2017: 69), führten die Ergebnisse zu einer intensiven Suche nach den Gründen für die Kluft zwischen Umweltbewusstsein und Umwelthandeln. Der Fokus lag hierbei auf dem Individuum, bzw. der individuellen Entscheidung. Prominente Erklärungsansätze waren beispielsweise individuelle Wertkonflikte und festgefahrene Routinen, Rational-Choice-Konzepte, die Low-Cost-Hypothese (vgl. Diekmann/Preisendörfer 1998), die davon ausgeht, dass das Umweltbewusstsein von Menschen vor allem mithilfe von Handlungen befriedigt wird, die geringe Kosten verursachen, das Konzept der Allmende-Klemme (vgl. Huber 2011b: 188f.), das eine intakte Umwelt als Kollektivgut konzipiert, von der niemand ausgeschlossen werden kann, was Trittbrettfahren begünstigt, sowie das Problem der sozialen Distanz zwischen Verursachenden und Betroffenen der Umweltprobleme (vgl. zusammenfassend Neugebauer 2004: 24ff., Wendt/Görgen 2017: 84ff.). Neben den vielfältigen Erklärungsansätzen finden sich in der Literatur darüber hinaus auch Argumente, die die Idee der Kluft grundsätzlich infrage stellen, etwa hinsichtlich der fehlenden Wahrnehmung im Alltagshandeln, der Eingeschränktheit der Handlungsspielräume im Alltag, umweltschädlichen aber rationalen Handelns aufgrund von fehlender Anreizstrukturen oder auch die Betonung methodischer und Forschungspragmatischer Probleme (vgl. Neugebauer 2004: 30ff.).

All diese vielfältigen Erklärungsansätze konnten das Grundproblem der Diskrepanz zwischen Umweltbewusstsein und Umweltverhalten jedoch nicht auf eine befriedigende Weise lösen, sodass die Forschungen diesbezüglich zu Beginn der 2000er Jahre weitgehend eingestellt wurden. Dies hängt scheinbar unter anderem damit zusammen, dass die theoretischen Konzepte nicht in der Lage waren, die grundsätzlichen Schwierigkeiten und Engführungen einer individualistischen Perspektive zu überwinden. Trotz dieser eher ernüchternden Bilanz der umweltpsychologischen und umweltsoziologischen Forschung zum Umweltverhalten, führte die intensive Auseinandersetzung mit dem Thema jedoch auch zu einigen sehr interessanten Einsichten. In der Folge werden vier Aspekte in den Blick genommen, die auch für die Konzeptualisierung und Erhebung nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung sind: erstens das Verhältnis unterschiedlicher Bereiche des Umweltverhaltens zueinander, zweitens die Rolle der Intentionalität, drittens die Möglichkeiten der Operationalisierung und Messung sowie viertens die alleinige Fokussierung auf die ökologische Dimension der Nachhaltigkeit.

Allgemein wird Umwelthandeln als passives oder aktives Verhalten definiert, dass auf die physikalische Umwelt bezogen ist (vgl. Ester/Van den Meer 1982: 58). Infolge neuerer (umwelt-)soziologischer Theoriediskurse ließe sich aus praxistheo-

retischer, bzw. körpersoziologischer Perspektive hinzufügen, dass in einer solchen Definition jegliches menschliche Handeln eingeschlossen ist, da jegliches Verhalten und jegliche Praxis über eine materielle, physikalische Dimension verfügt und somit stets von hybriden sozialökologischen Verhaltensweisen auszugehen ist (vgl. Baerlocher 2013: 197, Hillebrand 2016: 71ff., Peukert 2011: 155, Wendt/Görgen 2017: 48). Umweltverhalten umfasst somit eine Vielzahl unterschiedlicher Verhaltensweisen in unterschiedlichen Lebensbereichen (vgl. auch Diekmann/Preisendörfer 2001: 105). Dabei zeigen empirische Studien, dass

»Umweltverhalten in verschiedenen Lebensbereichen [...] kein einheitliches und in sich konsistentes Verhaltensmuster [darstellt], es ist vielmehr mehrschichtig und heterogen. Dies bedeutet zum einen, dass die Verhaltensaspekte in den Bereichen und über die Bereiche hinweg oft nur mäßig miteinander korrelieren, und es bedeutet zum anderen, dass die Bestimmungsfaktoren der Verhaltensaspekte unterschiedlich sind.« (Diekmann/Preisendörfer 2001: 109)

Auf dieses Phänomen verweist auch die sozialwissenschaftlichen Lebensstilforschung (vgl. Bogun 1997: 225ff.). Auf Grundlage sozialwissenschaftlicher Milieuanalysen wurde schon früh herausgearbeitet, dass keine konsistenten nachhaltigen Lebensstile existieren, sondern unterschiedliche Lebensstile vielmehr nachhaltige und nicht-nachhaltige Verhaltensweisen kombinieren (vgl. auch Littig 2017: 14, Spaargaren 2003: 689). Roland Bogun (vgl. 1997: 226) argumentiert gar, dass sich ökologische Orientierungen und Verhaltensweisen nur bedingt als zentrale Unterscheidungsmerkmale für die Differenzierung verschiedener Lebensstile eignen würden. Aus diesen Ergebnissen folgt, dass es hinsichtlich der Frage nach einer nachhaltigen Lebensführung nicht ausreicht, einzelne Verhaltensbereiche und Praktiken zu untersuchen. Vielmehr ist es notwendig die gesamte Bandbreite der Praktiken, die eine Lebensführung bilden, zu berücksichtigen.

Ein zweiter Aspekt, der in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Umweltverhalten eine wichtige Rolle spielt, ist die Frage der Intentionalität. Das Problem der Intentionalität schlägt sich bereits in den zur Anwendung kommenden Begriffen nieder. So werden die Begriffe umweltbewusstes, umweltverträgliches und umweltgerechtes Handeln, bzw. Verhalten oftmals synonym verwendet (vgl. Wendt/Görgen 2014: 48f.). Eine umweltbewusste Handlung ist jedoch nicht notwendigerweise umweltverträglich, etwa, wenn Informationsdefizite vorliegen und auf ihrer Grundlage eine bewusst gewählte, vermeintlich umweltverträgliche Handlung negative Externalitäten zeitigt – zum Beispiel, wenn Tomaten aus der Region in der Überzeugung gekauft werden, dass diese die umweltverträgliche Alternative bilden, diese jedoch in einem beheizten Gewächshaus produziert wurden (vgl. UD 2015). Zugleich ist eine umweltverträgliche Verhaltensweise nicht unbedingt Resultat einer bewussten Entscheidung, sondern kann auch ein Nebeneffekt sein. Etwa, wenn Menschen mit dem Fahrrad zur Arbeit fahren, weil sie

gerne Sport treiben oder es die bequemste Alternative ist und Umweltaspekte keine Rolle spielen (vgl. Wendt/Görgen 2017: 49ff.). Die Frage der Intentionalität war für die bisherigen Forschungen zum Umweltverhalten, bzw. Umwelthandeln von besonderer Relevanz, da diese, wie dargestellt, überwiegend auf einer individualistischen Perspektive basieren. Im Rahmen dieser spielt die Frage, ob ein Verhalten mit Absicht herbeigeführt wird oder eine Nebenfolge anderer Handlungen ist, eine wichtige Rolle. Dieser Aspekt verweist auch auf grundlegende Probleme bei der Konzeption der Forschungen zu Umweltbewusstsein und Umwelthandeln. Die Operationalisierung des Umweltverhaltens erfolgt in den Forschungen überwiegend hinsichtlich regelmäßiger Verhaltensweisen und Routinen, denen eine Umweltrelevanz zugeschrieben wird. Die zugrundeliegende theoretische Perspektive hingegen fokussiert auf rationale Entscheidungen in einzelne Verhaltenssituationen aufgrund von Umweltbewusstsein, was zu Diskrepanzen zwischen theoretischer Konzeption und empirischer Analyse führt.

Drittens wurden den empirischen Studien hinsichtlich der Messung des Umweltverhaltens mitunter eine »relativ »naive« Vorgehensweise« (Diekmann/Preisendörfer 2001: 106) attestiert. Dabei lassen sich grob zwei Formen der Operationalisierung unterscheiden: eine »konventionelle« (vgl. Preisendörfer 1999: 57) und eine »ökologistische« (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001: 106f.). Bei der konventionellen Messung werden üblicherweise die Häufigkeit von vermeintlich umweltverträglichen Verhaltensweisen in verschiedenen Bereichen mithilfe von Likertskaalen (»häufig« bis »nie«) abgefragt. Dabei haben sich Diekmann und Preisendörfer zufolge die Bereiche Auto und Verkehr, Einkaufen und Konsum, Energiesparen sowie Müll und Recycling als eine Art Minimalstandard durchgesetzt (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001: 102; 106). Neben der bereits erwähnten Inkonsistenz von Operationalisierung und theoretischem Konzept, zeigt sich das Problem, dass überwiegend solche Verhaltensweisen berücksichtigt werden, die auf der politischen Agenda stehen und als typisch umweltbewusst gewertet werden. Die Tatsache, dass jegliche menschliche Praktiken mit Umweltverbrauchen in Beziehung stehen (vgl. Warde 2005: 137) und mitunter eine deutlich größere ökologische Auswirkung entfalten (als beispielsweise das Energiesparen) und dass die ökologischen Auswirkungen der einzelnen Verhaltensweisen immer auch von den spezifischen sozio-materiellen Arrangements und abhängt (vgl. Evans et al. 2012: 122f.), wird hier nicht reflektiert. Dies führt dazu, dass diese Form der konventionellen Messung immer wieder kritisiert wurde. Heiko Grunenberg und Udo Kuckartz (2003: 140) etwa verzichten auf die Erhebung dieses »verbalisierten Umweltverhaltens« mit dem Argument, dass

»die Messung des persönlichen Umweltverhaltens auf Basis selbst berichteten Verhaltens sehr problembehaftet [ist]. Dabei besteht das Problem weniger darin, dass die Befragten lügen oder sozial erwünschtes Antwortverhalten zeigen,

sondern vielmehr darin, dass das Messinstrument ›Befragung‹ für derartige Problemstellungen eher nicht geeignet und relativ ungenau ist.« (Ebd.)

Als Alternative zu konventionellen Operationalisierungen bieten sich »ökologische« Messverfahren (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001: 106f.) an. Hierbei werden nicht die Wahl einer vermeintlich ökologischen Handlung, sondern die ökologischen Auswirkungen der (alltäglichen) Verhaltensweisen ins Zentrum gestellt. Ein bekanntes Beispiel hierfür stellt der sogenannte ökologische Fußabdruck (vgl. Global Footprint Network o.J.). Ein anderes Beispiel sind CO₂-Messungen, bzw. Messungen der CO₂-Äquivalente, wie sie auch in dieser Untersuchung zur Anwendung kommen (vgl. Kapitel 14). Hinsichtlich der Frage nach der Nachhaltigkeit einer Praxis oder einer Lebensführung bietet eine solche Operationalisierung deutliche Vorteile, da hinsichtlich Fragen der Nachhaltigkeit weniger die Intention des Verhaltens, als vielmehr seine konkreten ökologischen Auswirkungen – also ihr »Impact« (Moser/Kleinhückelkotten 2017: 629) – von Bedeutung sind.

Viertens erweist sich schließlich im Kontext des Nachhaltigkeitsdiskurses die alleinige Fokussierung auf umweltbewusstes, respektive umweltverträgliches, Verhalten als problematisch. Im Sinne des integrativen Anspruchs des Nachhaltigkeitskonzeptes, die ökologische und die soziale Frage zu verbinden, greift eine reine Fokussierung auf die ökologische Dimension zu kurz (vgl. Kapitel 6.1). Vielmehr erscheint eine Berücksichtigung sozialer Fragen und ihre konzeptionelle Integration von Beginn an zwingend erforderlich. Dies führt dazu, dass nicht nur die ökologischen, sondern auch die sozialen Folgen des Verhaltens, der Praxis, der Lebensführung mit in dem Blick genommen werden müssen, wenn die alltägliche Ebene einer sozial-ökologischen Transformation untersucht wird.

Ansichts der konzeptionellen Probleme der Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung, der weiter drängenden sozial-ökologischen Krisen und des Ausbleibens signifikanter Reduktionen der ökologischen und sozialen Folgen unserer Lebensweise seit Beginn der wissenschaftlichen und politischen Beschäftigung mit dem Thema wird deutlich, dass eine alternative Konzeption nachhaltiger Alltagspraxis dringend erforderlich ist, die in der Lage ist ihre Bedingungen offenzulegen und die Widerstandsfähigkeit nicht-nachhaltiger Praktiken zu erklären (vgl. auch Wendt/Görgen 2017: 117ff.). Dementsprechend sind neue Ansätze notwendig, die zum Verständnis der Entstehungsbedingungen nachhaltiger Verhaltensweisen, aber auch nachhaltiger Lebensführung, nachhaltiger Systeme und infrastrukturellen Arrangements beitragen können. Mit ihrer Hilfe wäre es möglich, die stark individualistische Fokussierung auf die als aufgeklärt und mündig konzeptualisierten Konsument*innen als zentrale Agent*innen des Wandels und somit auch die Überforderung des Individuums durch die ständige Forderung nach

moralischem Konsum zu überwinden und Verantwortlichkeiten neu zuzuweisen (vgl. Grunwald 2018: 426ff., Wendt/Görgen 2018: 62).¹⁴

7.2 Nachhaltige soziale Praxis

Einen möglichen Ansatzpunkt für sozialwissenschaftliche Analysen, die auf die Engführungen der ABC-Ansätze¹⁵ reagieren, bieten praxistheoretische Theorien, die in den letzten Jahren verstärkt in Umweltsoziologie und Nachhaltigkeitsforschung eingebracht werden (vgl. z.B. Spaargaren 2003, Brand 2011, Shove/Spurling 2013a, Jonas 2016, Boddenberg 2018, Hasenfratz 2018, Görgen 2020). Sie zielen darauf ab, den Gegensatz von handlungs- und strukturtheoretischen Ansätzen zu überwinden, indem sie sozialen Praktiken – verstanden als ein »typisiertes, routiniertes und sozial »verstehbares« Bündel von Aktivitäten« (Reckwitz 2003: 289) – zum Ausgangspunkt ihrer Analyse machen (vgl. Giddens 1986, siehe auch Kapitel 10.2.1). Der entscheidende Vorteil praxistheoretischer Ansätze besteht darin, dass sie in der Lage sind,

»aufzuzeigen, wie unerwünschte, umweltrelevante Dimensionen gesellschaftlicher Aktivitäten in sozio-materielle Praxiskonfigurationen eingebunden sind, wie sich die verschiedenen Praxiselemente zu bestimmten Praxisgefügen verknüpfen, welchen Entwicklungsdynamiken sie unterliegen – und wie diese Gefüge ggf. entkoppelt und neu arrangiert werden können« (Brand, K.W. 2014: 174).

Auf diese Weise eröffnen sie eine große Bandbreite an neuen Fragen und Perspektiven, die bezüglich einer nachhaltigen Lebensführung verhandelt werden können. Die meisten praxistheoretischen Untersuchungen im Bereich der Nachhaltigkeit konzentrieren sich auf Fragen des nachhaltigen Konsums (vgl. z.B. Shove 2003, Spaargaren 2011, Warde/Southern 2012, Shove 2012, Shove/Spurling 2013b, Jonas 2016). Dies ist darauf zurückzuführen, dass für eine Anpassung an die durch den Klimawandel entstehenden Erfordernisse auch neue Muster des Konsums und des

14 Ganz ähnlich argumentieren auch Bernd Sommer und Harald Welzer im Anschluss an Norbert Elias: »Die Transformation [...] kulturell-mentaler Formationen ist allenfalls in einem sehr schmalen Ausschnitt eine Aufgabe kognitiver Bearbeitung; da sie aus vorwiegend unbewussten Praktiken, Routinen, Gewohnheiten, Wahrnehmungsmustern etc. bestehen, muss ihre Veränderung vor allem praktisch vorgenommen werden [...]. Ein Verlassen des konsumistischen Pfades beim Verhalten und Empfinden kann also nicht einfach postuliert oder durch moralische Appelle eingefordert werden, sondern nur – dies lehren uns Elias' Untersuchungen zur Interdependenz von Sozio- und Psychogenese – im Zusammenhang mit der Etablierung neuer Sozialstrukturen gelingen« (Sommer/Welzer 2014: 106).

15 Zur Erinnerung: ABC steht für die Begriffe Attitude, Behaviour und Choice, also für die Modelle der Umweltbewusstseins- Umweltverhaltensforschung, die immer wieder kritisiert werden (vgl. Shove 2010, Kapitel 1).

alltäglichen Lebens notwendig sind: [T]he challenge is one of imagining and realising versions of normal life that fit within the envelope of sustainability and that are resilient, adaptable and fair.« (Shove/Spurling 2013b: 1)

Aus konsumsoziologischer Perspektive lassen sich mit Alan Warde und Dale Southerton (vgl. 2012: 5f.) fünf zentrale Kritikpunkte am ABC-Modell und der damit verbundenen Vorstellung souveräner Konsument*innen, die rationale Konsumententscheidungen treffen, identifizieren: *Erstens* werde hier Konsum meist mit Kauf gleichgesetzt und die Bedeutung der Nutzung von Gütern vernachlässigt. Würde diese berücksichtigt, so werde deutlich, dass Konsum nicht ein besonderer Kauf(akt) ist, sondern als ein integraler Bestandteil des Alltags und allgemein als die Benutzung von Gütern zur Realisierung alltäglicher sozialer Praktiken definiert werden kann. *Zweitens* ließe sich feststellen, dass Entscheidungen nicht allein persönliche Angelegenheiten sind. Vielmehr zeige sich, dass Menschen den sozialen Normen der Gruppen folgen, mit denen sie verbunden sind, und dass diese stark hinsichtlich dessen variierten, was als wertvoll und begehrenswert eingeschätzt wird. Auf diese Weise rückt die Bedeutung der Bezugsgruppe in den Blick. Da Menschen in modernen Gesellschaften in verschiedene Bezugsgruppen eingebunden sind, sei davon auszugehen – so Warde und Southerton weiter –, dass ihr Verhalten in unterschiedlichen sozialen Bezügen variiert, da sie mit unterschiedlichen Normen und Anforderungen konfrontiert sind. *Drittens* seien Entscheidungen nicht unabhängig voneinander, sondern hätten einen sequenziellen Charakter. Vorherige Entscheidungen beeinflussten nachfolgende, indem sie Möglichkeitsräume eröffnen und verschließen. *Viertens* würden viele Güter immer wieder benötigt (etwa Lebensmittel oder Benzin) und einmal getroffene Entscheidungen nicht bei jedem Einkauf hinterfragt. *Fünftens* werde schließlich die Bedeutung der überlegten Abwägung überschätzt. Viele Produkte würden genutzt, ohne sich darüber Gedanken zu machen – etwa Wasser oder Elektrizität. Auch würden viele Entscheidungen hinsichtlich unseres Konsums von anderen – etwa in Restaurants oder Kantinen – getroffen, ohne dass wir darauf direkten Einfluss haben (vgl. ebd.: 5f.). Diese Kritikpunkte verweisen auf die Bedeutung von Gewohnheiten und die Überschätzung der Relevanz von rationalen Entscheidungen in der bisherigen Literatur zum (nachhaltigen) Konsum. Dabei ist es Warde und Southerton zufolge wichtig zu berücksichtigen, dass sich Gewohnheiten keineswegs nur durch Reproduktion auszeichnen, sondern vielmehr immer auch ein kreatives Moment und die Chance einer Veränderung beinhalten, worauf schon pragmatistische Theoretiker*innen wie Hans Joas hingewiesen hätten (vgl. ebd.: 13). Theorien sozialer Praktiken böten eine wichtige intellektuelle Ressource um auf diese Engführungen zu reagieren und zu verstehen, welche sozialen, institutionellen und infrastrukturellen Bedingungen für nachhaltige Konsummuster notwendig sind. Sie betonten dabei die »external affordances and constraints of technologies and infrastructures

which ineluctably steer competent behavior into predictable and repeated procedures« (ebd.: 14).

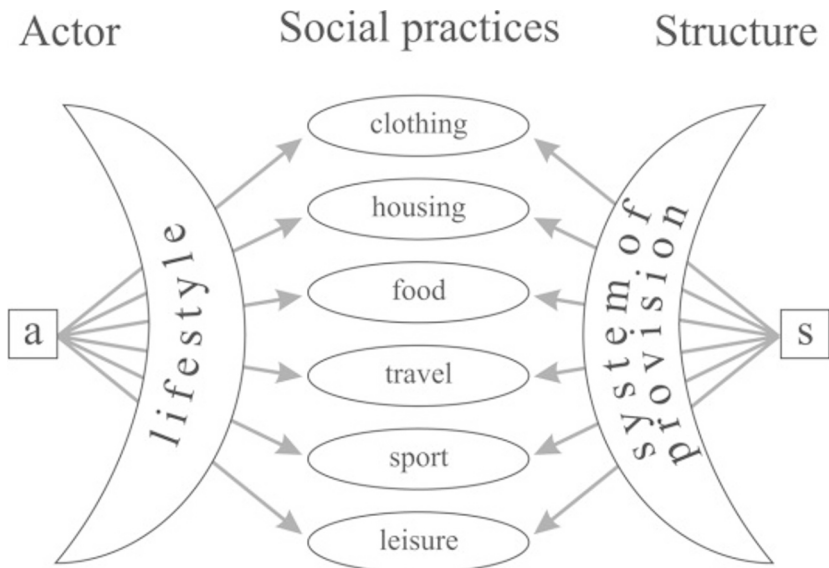
Im Zentrum der praxistheoretischen Forschungen standen zunächst einzelne Konsumpraktiken oder Gruppen von Praktiken, deren historische Entwicklung nachgezeichnet wurde (vgl. z.B. Shove 2003, Brunner et al. 2007, Hui 2013, McHardy 2013, Shove/Spurling 2013b, Warde 2013). So zeigt Shove (vgl. 2003) beispielsweise, wie sich nicht-nachhaltige, energieintensive Alltagspraktiken, in den Bereichen Komfort, Sauberkeit und Bequemlichkeit (Convenience) im Laufe der Zeit etablieren und entwickeln. Sie legt dar, welche Rolle Normalisierungsprozesse spielen, die sich in veränderten sozialen Konventionen, aber auch in veränderten (Bau-)Standards und neuen sozio-materiellen Arrangements niederschlagen. Diese Prozesse sind oftmals mit der Einführung neuer Technologien und Artefakte verbunden, hängen darüber hinaus aber auch mit gesellschaftlichen Zeitrhythmen und materiellen Infrastrukturen zusammen (vgl. ebd.: 65ff., 171ff.). Dabei wird deutlich, wie tief ressourcenintensive, nicht-nachhaltige Praktiken und Lebensstile heute in die sozio-materiellen Infrastrukturen der Gesellschaft verankert sind. Für eine sozial-ökologische Transformation ist dementsprechend eine radikale Neudefinition dessen notwendig, was in westlichen Gesellschaften als normal gilt (vgl. auch Shove/Spurling 2013b: 2).

Auch Gert Spaargaren (vgl. 2003: 691) betont die Bedeutung des Kontextes für nachhaltigen Konsum. In Abgrenzung zum ABC-Modell entwirft er ein Konsummodell, in dem sozial geteilte Praktiken zwischen den Lebensstilen von Akteuren (*lifestyle*) und dem Versorgungssystem einer Gesellschaft (*system of provision*) vermitteln (vgl. Abbildung 4). Dadurch werden soziale Strukturen nicht mehr nur als externe Variable behandelt, sondern direkt in Analyse eingebettet.

Mithilfe des Modells lässt sich das Wechselverhältnis zwischen nachhaltigen Praktiken und materiellen Infrastrukturen genauer aufschlüsseln. So wird deutlich, dass etwa die Möglichkeiten nachhaltiger zu konsumieren stark von der Verfügbarkeit ökologischer Alternativen abhängig ist, etwa beim Bezug von Strom, beim Heizen, beim Wasserbezug oder bei der Müllentsorgung. Individuen haben schlicht keine Möglichkeit Ökostrom zu konsumieren, wenn dieser nicht von den Versorgungsgesellschaften, ob nun staatlich, privatwirtschaftlich oder kommunal organisiert, angeboten wird (vgl. ebd.: 691f.). Somit ist das Verhältnis zwischen Konsument*innen und Anbieter*innen zu einem großen Teil durch technologische und infrastrukturelle Gegebenheiten prädisponiert, ohne jedoch determiniert zu sein (vgl. ebd.: 693). Gibt es nur einen Anbieter oder ist es möglich zu wählen? Ist der*die Konsument*in reine*r Empfänger*in von Versorgungsleistungen oder kann er*sie auch als Produzent*in auftreten, indem er*sie etwa Solarstrom in das Netz einspeist (sogenanntes Prosuming¹⁶)? Zugleich zeigt Spaargaren, dass

16 Zum Begriff des Prosumings, bzw. des Prosumenten vgl. Hellmann 2010: 16ff.

Abbildung 4: Das Modell sozialer Praktiken von Spaargaren (2003: 689)



eine stärkere Liberalisierung des Strommarktes auch dazu führt, dass sich unterschiedliche Lebensstilgruppen herausbilden, die sich durch differente Konsummuster auszeichnen und somit wiederum auf die Strukturen zurückwirken (ebd.: 694f.). Er schließt daraus:

»the ecological modernization within networks of utility provision is to a great extent carried by and dependent on technological innovations, but these innovations are socially variable in the sense that social relations are not determined by sustainable technologies« (ebd.: 693).

Überträgt man diese Überlegungen auf andere Lebensbereiche, so lässt sich feststellen, dass die Möglichkeiten nachhaltigen Konsums und nachhaltiger Praxis im Allgemeinen in unterschiedlichen Lebensbereichen variieren, was unter anderem auf das mehr oder weniger ausgeprägte Angebot von ökologischen Alternativen und deren Zugänglichkeit in den jeweiligen Lebensbereichen zurückzuführen ist. Hier spielen auch (öffentliche) materielle Infrastrukturen eine wichtige Rolle. So zeigt Matt Watson (vgl. 2013: 126ff.), dass die Praktik des Fahrradfahrens nur dann dauerhaft etabliert werden kann, wenn die (urbane und ländliche) Infrastruktur umgestaltet und von ihrer Fixierung auf automobile Mobilitätsformen gelöst wird. Und auch Harold Wilhite (vgl. 2012: 92ff.) verweist darauf, wie materielle Artefakte Gewohnheiten und soziale Praktiken prägen, indem er zeigt, wie Praktiken

durch Veränderungen in der materiellen Umwelt strukturiert werden. Warde und Southerton (2012: 19) bringen dies trefflich auf den Punkt: »A building built for air conditioning cannot be lived in without it.«

Spaargaren verdeutlicht, wie die Wechselwirkung zwischen Praktiken, Lebensstilen und Strukturen konzeptualisiert werden kann. Zugleich unterschätzt eine solche, sehr stark technisch ausgerichtete Perspektive jedoch die komplexen Wechselwirkungen in der Lebensführung und ihre Bedeutung für eine sozial-ökologische Transformation, indem sie sich vor allem auf das Verhältnis von Angebot und Konsum fokussiert. Da Spaargaren sich am Konzept der ökologischen Modernisierung orientiert, konzentriert er sich darüber hinaus auf marktvermittelte Konsumpraktiken wie den Erwerb von Strom oder Wärme. Aus dem Blick gerät dabei die Bedeutung der tatsächlichen Verbrauchspraktiken, die überhaupt erst die Quelle für die Nachfrage nach Energie bilden (vgl. Shove 2018: 784). So können etwa (gemeinsame) Suffizienzpraktiken eine große Rolle für eine nachhaltige Entwicklung spielen, indem sie den absoluten Energie- und Ressourcenbedarf begrenzen (vgl. Paech 2012: 143ff.).

Ein weiteres gutes Beispiel für die Potenziale praxistheoretischer Perspektiven hinsichtlich einer nachhaltigen Entwicklung findet sich bei Michael Jonas (vgl. 2016). In seiner praxistheoretischen Kritik des Zusammenhangs von Nachhaltigkeit und Konsum zeigt er anhand der Praktik des Einkaufens im Supermarkt wie stark diese mit anderen konsumintensivierenden Praktiken verwoben und durch Regeln strukturiert ist. Diese sind gerade nicht darauf ausgerichtet, die Reflexion der Kunden anzuregen und sie in ihrer Autonomie zu stärken, sondern vielmehr Routinisierungsprozesse anzustoßen und auf diese Weise das Kaufverhalten zu beeinflussen (vgl. ebd.: 352). Zentrale Aspekte sind dabei etwa die Positionierung der Produkte im Regal, die Relevanz des Verkaufsortes, die symbolischen Aufladungen der Produkte sowie der Einfluss von sogenannten »Voreinstellungen« wie etwa Mengenrabatten (ebd.: 353). Aus praxistheoretischer Perspektive lässt sich somit schlussfolgern, dass Ein- und Verkaufspraktiken nicht nur von den Verbraucher*innen abhängen, »sondern unmittelbar und mittelbar auch durch eine Vielzahl weiterer Akteure (etwa des Supermarktes, des Marketing usw.) und Aktivitäten in den davorliegenden Wertschöpfungsschritten konstituiert werden« (ebd.).

Jonas unterscheidet in der Folge zwei Formen von Regeln der Konsumintensivierung, die Praktiken des Einkaufens beeinflussen und von rechtlichen Geboten, über Richtlinien und Zertifizierungen bis hin zu Ratschlägen reichen: Regeln des Verdunkelns und des Abkoppeln sowie Regeln des Hervorhebens (vgl. ebd.: 353f.). Erstere sind darauf ausgerichtet, »Produkte als selbstverständliche Gegebenheiten zu inszenieren« (ebd.) und auf diese Weise ihre Produktionsbedingungen und die damit verbundenen negativen sozialen und ökologischen Externalitäten zu verschleiern. Letztere dienen dazu, Kund*innen zu suggerieren, sie könnten autonom auswählen und handeln, dass Preise rein marktförmig zustande gekommen seien

und Produktmarken eine hohe Qualität garantieren würden (vgl. ebd.: 353). Diese Regeln gelten nicht nur für konventionelle Formen des Einkaufens, sondern überwiegend auch für Praktiken des sogenannten »moral consumerism«, wie etwa dem Einkauf von Bio- oder Fair-Trade Produkten, die oftmals als goldener Weg in Richtung Nachhaltigkeit beschrieben werden (vgl. ebd.: 355f.). Aus diesem Grund sind Praktiken des fairen Handelns Jonas zufolge nur sehr bedingt als wirklich nachhaltige Konsumpraktiken aufzufassen:

»Auch wenn [Fair-Trade Praktiken] sich in einigen zentralen Aspekten eindeutig von den vorherrschenden Praktiken marktwirtschaftlich vermittelter Konsumtionsintensivierung unterscheiden, führt ihre Ausübung allein keineswegs zu einem radikalen Wandel konsumtiver Aneignungs- und Verwendungspraktiken, wie er im Nachhaltigkeitsdiskurs eingefordert wird oder gar als schon eingeleitet angesehen wird. Von einer Durchsetzung moralisierter Märkte und citizen consumers auszugehen, ist deshalb nicht verfrüht, sondern grundsätzlich falsch.« (Ebd.: 356f.)

Jonas zufolge basieren wirklich nachhaltigkeitsorientierte Praktiken vielmehr auf einer »prinzipiellen Infragestellung marktförmig regulierter Konsumtion« (ebd.: 358). Auch sein Argument unterstreicht somit die Bedeutung suffizienzorientierter Praktiken und der damit verbundenen absoluten Reduktion von Konsum für eine sozial-ökologische Transformation. Hierfür sei jedoch eine grundlegende Veränderung der sozio-materiellen Konsuminfrastruktur moderner Gesellschaften notwendig (vgl. ebd.: 360). Außerdem ist festzustellen, dass es strenggenommen keine absolut nachhaltigen Konsumpraktiken gibt, da Konsum immer Teil unterschiedlicher Praktikenbündel ist, die letztlich Verbrauch und Ressourcenumsatz generieren (vgl. ebd.: 347, siehe auch Warde 2005: 137).

Darüber hinaus verweisen die Arbeiten von Jonas auf einen weiteren wichtigen Aspekt bisheriger vermeintlich nachhaltiger Praktiken, nämlich die Tatsache, dass es sich oftmals weniger um genuin neue Praktiken, sondern vielmehr um *nachhaltigere Formen bestehender alltäglicher Praktiken* handelt. Das Ausmaß der Variation kann dabei unterschiedlich sein. So wäre etwa der Einkauf von biologischen und/oder fair gehandelten Produkten eine nur marginale Variation der alltäglichen Praktik des Einkaufens, da die Grundzüge der Praktik bestehen bleiben. Es handelt sich weiterhin um einen Tausch von Geld gegen Waren, der in einem (oftmals sogar demselben) Geschäft stattfindet. Die Hauptbedeutung besteht weiterhin darin, Lebensmittel zu beschaffen und auch die notwendigen Kompetenzen gleichen sich, etwa das Wissen um Orte, Normen und Verhaltenskodizes im Geschäft. Eine stärkere Variation besteht in alternativen Formen der Beschaffung von Konsumgütern, z.B. dem Food-Sharing. Hier verändern sich bereits einige zentrale »Elemente« (Shove et al. 2012: 14) der Praktik. So unterscheiden sich unter anderem die notwendigen Kompetenzen und Materialien stärker. Dennoch ist die Praktik

immer noch sehr stark an die Logik etablierter Einkaufspraktiken gebunden, nicht zuletzt deshalb, da oftmals nur ein Teil der Lebensmittel über alternative Formen der Beschaffung akquiriert werden können und somit die alltägliche Praktik des Einkaufens nur teilweise substituiert werden kann.

Schließlich rücken an dieser Stelle auch Fragen der Macht und der sozialen Ungleichheit in den Blick. Während ökologisch-sensible bürgerliche Milieus, die sich durch einen hohen Bildungsgrad, ein relativ hohes Einkommen und auch ein hohes Umweltbewusstsein auszeichnen (Neckel 2018b: 60ff., BMUB/UBA 2015: 77), in öffentlichen Debatten oftmals als Umwelt-Avantgarde gekennzeichnet werden, da bei Ihnen auch ein höheres Maß Praktiken des »moral consumerisms« beobachtet werden kann, zeigen empirische Analysen zu Umweltverbräuchen, dass sich der Lebensstil dieser Milieus oftmals durch einen deutlich überdurchschnittlichen Ressourcenverbrauch auszeichnet (vgl. Neckel 2018b: 67). Gleichzeitig zeigt sich, dass diejenigen Ernährungsstile die geringsten ökologischen Auswirkungen haben, »die vor allem von älteren Menschen praktiziert werden und in denen explizit ökologische oder nachhaltige Werthaltungen keine große Rolle spielen« (vgl. Jonas 2016: 350). In diesem Sinne dienen vermeintlich nachhaltige Einkaufspraktiken weniger dem Ziel einer sozial-ökologischen Transformation als vielmehr der sozialen Distinktion spezifischer Milieus (vgl. auch Neckel 2018b: 70ff.). Auch wird die Frage virulent, wer auf eine notwendige Veränderung der sozio-materiellen Infrastrukturen einwirken kann und welche Interessen- und Machtkonstellationen dem entgegenstehen (vgl. Wendt/Görgen 2018: 61f.). Denn es ist davon auszugehen, dass eine grundlegende Veränderung von Produktions- und Konsumtionsmustern moderner Gesellschaften nicht nur Gewinner*innen, sondern immer auch Verlierer*innen produziert.

Es wird deutlich, dass praxistheoretische Untersuchungen auf mehrere der Engführungen der bisherigen umweltsoziologischen Forschung zu nachhaltigen Verhaltensweisen reagieren: Zum einen berücksichtigen sie die Tatsache, dass der ganz überwiegende Teil unseres Alltagsverhaltens eben nicht auf rationalen Entscheidungen beruht, wie die sozial-psychologischen und handlungstheoretischen Modelle der Umweltverhaltensforschung implizieren, sondern vielmehr routiniert abläuft und stark auf implizitem Wissen und praktischem Sinn und Bewusstsein beruht (vgl. Warde/Southerton 2012: 9). Entsprechend ist es für die Nachhaltigkeitsforschung zentral, einen stärkeren Fokus auf Routinen und Gewohnheiten zu legen, einen Modus des Tuns, der von klassischen Modellen nicht oder nur unzureichend berücksichtigt wurde (vgl. ebd.: 2) und auf diese Weise stärker zusammenhängende Sequenzen des Tuns in den Blick zu nehmen, anstatt einzelne Akte zu betrachten (vgl. ebd.: 13).

Darüber hinaus verdeutlichen sie, dass Praktiken sozial strukturiert und oftmals kollektiv sind und eben nicht rein individuell, was zu einer theoretischen Dezentrierung des Individuums führt. Entsprechend postulierte Geert Spaargaren

schon 2003: »[T]he social practice model implies the end of the individual as the central unit of analysis.« (ebd.: 689) Hier ließe sich unter anderem auch an die Arbeiten von Pierre Bourdieu ([1979] 2013: 277ff.) anschließen, der mit seinem Konzept des Habitus auf die soziale Strukturiertheit, aber auch die strukturierende Wirkung gesellschaftlicher Praxis verweist. Sobald das Konzept aus einer rein klassenbezogenen Perspektive gelöst wird, ermöglicht es zu zeigen, warum Menschen, die aus ähnlichen sozialen Verhältnissen kommen, sich auf ähnliche Weise verhalten, indem es einen Zugang zu den erlernten und verkörperten Dispositionen bietet, die unser Verhalten strukturieren (vgl. Warde/Southern 2012: 11).

Drittens verweisen praxistheoretische Forschungen auf die Relevanz der sozio-materiellen Infrastrukturen und sozio-technischen Systeme (vgl. z.B. Cass et al. 2018, Shove 2016, Shove et al. 2015) und reagieren damit auf die Kontextvergessenheit der bisherigen Forschung wie die Beispiele der Stromversorgung, des Fahrradfahrens und der Klimatisierung von Gebäuden zeigen. Viertens und damit verbunden reflektieren sie schließlich die Bedeutung von Materialitäten – sowohl sozialisierter Körper als auch materieller Artefakte – für das soziale Geschehen (vgl. Reckwitz 2003: 290f., Shove et al. 2012: 9).

Eine zentrale Fragestellung für die Nachhaltigkeitsforschung aus praxistheoretischer Perspektive, die noch nicht abschließend geklärt ist, ist die nach den Bedingungen, unter denen Menschen nachhaltige Praktiken realisieren und wie sie diese in ihren Alltag integrieren. Hierfür ist es wichtig, nicht nur einzelne Praktiken, sondern vielmehr die ganze Bandbreite alltäglicher Verhaltensweisen im Rahmen der Lebensführung in den Blick zu nehmen, um auf diese Weise Wechselwirkungen zwischen den Praktiken und ihre Einbettung in sozio-materielle Strukturen zu berücksichtigen. Wie Praktiken im Rahmen der Lebensführung von Individuen und Gruppen zusammenhängen, wurde aus praxistheoretischer Perspektive jedoch bislang nur selten systematisch untersucht. Erste Ansätze hierzu finden sich in den Forschungen zur nachhaltigen Lebensführung, die im nächsten Abschnitt dargestellt werden.

7.3 Nachhaltige Lebensführung

Im Unterschied zu den Konzepten der Lebensweise und des Lebensstils wurde auf das soziologische Konzept der Lebensführung, das ursprünglich auf Max Weber zurückgeht und seit Ende der 1980er Jahre in München von einer Forschergruppe um G. Günther Voß, Karin Jurczyk, Margit Wehrich und Werner Kudera unter dem Begriff der »alltägliche Lebensführung« weiterentwickelt wurde (vgl. Projektgruppe »Alltägliche Lebensführung« 1995, Voß/Wehrich 2001, Jurczyk et al. 2016, Jochum et al. 2020), in der Nachhaltigkeitsforschung bislang nur selten Bezug genommen (vgl. Littig 2017: 4, Rink 2002: 46, Scholl/Hage 2004: 28). Zugleich werden dem Lebensführungsansatz aber vielfältige Potenziale für die Nachhaltigkeitsfor-

schung attestiert, da er in der Lage ist, eine ganzheitliche Perspektive auf das Leben von Individuen und Haushalten zu entwerfen. Hierfür sei es jedoch notwendig, den Ansatz systematisch mit ökologischen und nachhaltigkeitsbezogenen Fragestellungen zu verknüpfen, was bislang nur unzureichend geschehen ist (vgl. Rink 2002: 47). Unter alltäglicher Lebensführung wird üblicherweise

»ein Prozess verstanden, bei dem die Individuen die in ihren verschiedenen Lebensbereichen (Erwerbsarbeit, Familie, Freizeit, Schule etc.) auferlegten Verhaltenszumutungen im Rahmen bestimmter Voraussetzungen (Wohnverhältnisse, Einkommen etc.) in Bezug auf ihre eigenen Interessen sowie ihres sozialen Umfeldes (Familie, Freunde, Nachbarn etc.) in spezifischen Arrangements ausbalancieren« (Littig 2017: 4).

Auf diese Weise kommt die ganze Breite des alltäglichen Lebens in den Blick (vgl. Voß 1995: 30). Eine erste Verbindung von alltäglicher Lebensführung und Nachhaltigkeit findet sich in den Arbeiten von Eckart Hildebrandt (vgl. 1997, 2000a, 2000b). Nachhaltige Lebensführung wird dabei überwiegend als reflexive Lebensführung beschrieben, die auf die individuellen Organisationsleistungen von Subjekten zurückzuführen ist (vgl. Hildebrandt 1997: 246ff.). In diesem Rahmen erscheinen die Anforderungen der Nachhaltigkeit vor allem als erhebliche »Zusatzbelastungen der alltäglichen Lebensführung« (Hildebrandt 2000a: 214). In Form eines »nachsorgenden Umweltschutzes« (Hildebrandt 2000b: 271), der die Verantwortung vor allem an die einzelnen Individuen delegiert, erhöhen sie erstens die Lebenshaltungskosten für die Haushalte, zweitens verlangen sie eine gesteigerte persönliche Aufmerksamkeit für Umweltprobleme und drittens erfordert die Reduzierung von Umweltschäden einen erheblichen Aufwand an persönlichen Ressourcen – vor allem Zeit und Geld (vgl. ebd.). Diese Verantwortungszuschreibungen seien jedoch problematisch und führten nicht zu den gewünschten Ergebnissen. Vielmehr seien kommunale Rahmenbedingungen und Strukturen notwendig, die nachhaltigere Formen der Lebensführung anregen und zum Teil überhaupt erst ermöglichen (vgl. ebd.: 306f.). Wie dies jedoch genau umgesetzt werden könnte und wie genau Rahmenbedingungen mit der alltäglichen Lebensführung interagieren, wird nicht untersucht. Auch hier zeigen sich somit die Grenzen einer Perspektive, die vor allem auf individuelle Werthaltungen als Ausgangspunkt für eine nachhaltige Lebensführung setzt.

Ein aktueller und systematischer Versuch der Verknüpfung von Lebensführung und Nachhaltigkeit erfolgte seit 2015 durch Beate Littig, Michaela Leitner und Kolleg*innen (vgl. Leitner et al. 2015, Leitner/Littig 2016, Littig 2017). Littig argumentiert, ähnlich wie schon Dieter Rink (vgl. 2002), dass eine Verbindung des Konzepts der alltäglichen Lebensführung mit Fragen der sozial-ökologischen Transformation eine Vielzahl von Potenzialen biete, da es unter anderem in der Lage sei, den »Blick auf das ›Ganze des Lebens‹« (Littig 2017: 11) zu richten. Für eine solche Ver-

knüpfung sei jedoch zunächst eine praxistheoretische Erweiterung notwendig, wie sie auch in dieser Arbeit angestrebt wird (vgl. ebd.: 12 und Kapitel 10). Diese Notwendigkeit führt Littig auf das wenig elaborierte Praxisverständnis des Lebensführungsansatzes zurück. Dies sei auch ein Grund dafür, wieso sozial-ökologische Fragestellungen, wie die Bedeutung der materiellen Basis und die Nichtnachhaltigkeit bestehender alltäglicher Praktiken nur unzureichend thematisiert werden könnten (vgl. Littig 2017: 12). Anhand des bereits in Kapitel 2 erwähnten Forschungsprojekts zur alltäglichen Lebensführung in einem nachhaltigkeitsorientierten Wohnprojekt (vgl. Leitner/Littig 2016) verdeutlicht sie, wie eine Kombination von alltäglicher Lebensführung und Praxistheorien möglich ist. Dabei wird deutlich, dass alltägliche Praktiken nur in Ausnahmefällen auf »rationalen Abwägungen oder frei wählbaren Präferenzen« (Littig 2017: 14) beruhen. Vielmehr sind sie von sozio-materiellen Gegebenheiten, dominanten kollektiven Leitbildern sowie Belohnungs- und Bestrafungsmechanismen abhängig (vgl. ebd.). Ihre Arbeiten zeigen, wie fruchtbar eine Kombination des Konzeptes der alltäglichen Lebensführung mit praxistheoretischen Überlegungen für die Nachhaltigkeitsforschung sein kann. Zugleich sind sie jedoch weiter stark auf die Bedeutung der individuellen Koordinationsleistungen der Subjekte ausgerichtet (vgl. ebd.: 16). Diese Fokussierung ist aus praxistheoretischer Perspektive jedoch zu hinterfragen. Für diese Untersuchung erscheint es daher notwendig, noch einmal grundlegender zu diskutieren, wie gemeinschaftliche Lebensführung aus einer praxistheoretischen Perspektive reformuliert werden kann. Bevor dies geschieht werden jedoch noch einmal die zentralen Ergebnisse der normativ-theoretischen Sensibilisierung in diesem Teil der Untersuchung in einem Zwischenfazit dargestellt und mit den Fragestellungen der Untersuchung verknüpft.

8. Nachhaltigkeit und Lebensführung: Eine Zwischenbilanz

In diesem zweiten Teil der Untersuchung konnten – im Sinne einer normativ-theoretischen Sensibilisierung – viele Aspekte identifiziert werden, die für die Konzeption und Analyse nachhaltiger Lebensführung von zentraler Bedeutung sind. Es wurde deutlich, dass es sich bei Nachhaltigkeit und dem damit verbundenen Diskurs um eine sozial-ökologische Transformation um komplexe Phänomene handelt, die differenziert betrachtet werden müssen. Innerhalb des Diskurses ringen unterschiedliche Konzeptionen und Vorstellungen davon miteinander um Hegemonie, welche Ziele eine nachhaltige Entwicklung, bzw. eine sozial-ökologische Transformation verfolgen sollte, wie weitreichend die damit verbundenen Veränderungen sein müssen und welche Strategien am vielversprechendsten sind (vgl. Kapitel 5). Es ist somit notwendig, die Untersuchung nachhaltiger Lebensführung an die spezifischen normativen Prämissen des Leitbilds zurückzubinden, da an-

sonsten die Gefahr willkürlicher und nicht vergleichbarer Bewertungen droht. Es wurde herausgearbeitet, dass hierbei vor allem die soziale und die ökologische Ziel-dimension von entscheidender Bedeutung sind (vgl. Kapitel 6.1).

Die *soziale Dimension* verweist dabei auf ethische Fragen der Gerechtigkeit und letztendlich des guten Lebens für alle Menschen. Hierbei spielen nicht nur distributive Aspekte, sondern auch Fragen der Anerkennung und der prozeduralen Ausgestaltung von Institutionen sowie Verwirklichungschancen und Lebensweisen eine zentrale Rolle, wie insbesondere im Anschluss an Schlosberg (vgl. 2007) herausgearbeitet wurde. Auf diese Weise geraten, neben der Frage nach der Ausgestaltung von (politischen) Institutionen auch materielle Arrangements, kulturelle Normen, Sprache und soziale Praktiken in den Blick, da sie die Verwirklichungschancen zentraler Funktionen eines guten Lebens beeinflussen und zugleich auf Verteilungsfragen zurückwirken. Hinsichtlich einer nachhaltigen Lebensführung bedeutet dies, dass die Auswirkungen der Lebensführung hinsichtlich der verschiedenen Formen von Gerechtigkeit berücksichtigt werden müssen. Trägt eine spezifische Form der Lebensführung dazu bei, distributive Gerechtigkeit zu befördern? Eröffnet sie den Individuen Partizipationsmöglichkeiten? In welchem Verhältnis stehen die Praktiken der Lebensführung zu Fragen der Anerkennung?

Die *ökologische Dimension* der Nachhaltigkeit ist zunächst auf den Erhalt der natürlichen Umwelt ausgerichtet und verweist auf der normativen Ebene auf moralische Schutzverpflichtungen gegenüber der Natur. Dabei unterscheiden sich die verschiedenen Ansätze hinsichtlich der Konzeption der gesellschaftlichen Naturverhältnisse. Zentral sind dabei vor allem das Inklusionsproblem, also die Frage, inwieweit normative Prämissen auch für andere Lebewesen zählen und die Frage, ob und wie umfassend der Natur ein Eigenwert jenseits ihrer Bedeutung für die Menschen und die Gesellschaft eingeräumt wird.

Infolge der Diskussion erscheint eine rein anthropozentrische Konzeption ebenso ungeeignet wie physiozentrische Positionen, die keine moralischen Unterscheidungen zwischen Lebewesen oder gar unbelebter Natur mehr zulassen. Aus diesem Grund wurde im Anschluss an Ott und Döring (vgl. 2011: 172ff.) für einen graduellen Sentientismus argumentiert, der Unterschiede erlaubt, zugleich aber Verpflichtungen gegenüber der Natur und dabei insbesondere höher entwickelten Tieren einschließt. Auf der Ebene der Lebensführung ist dies sowohl hinsichtlich der Analyse geteilter Normen und Einstellungen als auch der Auswirkungen sozialer Praktiken relevant. Darüber hinaus gibt es auch direkte Wechselwirkungen zwischen der sozialen und der ökologischen Dimensionen, da sich unterschiedliche naturethische Perspektiven auf die Festlegung der natürlichen Grenzen der menschlichen Bewirtschaftung von Naturgütern auswirken und zugleich Fragen der ökologischen Intaktheit und die Reichweite von Ökosystemen direkt mit gerechtigkeits-theoretischen Überlegungen verbunden sind, indem sie den

Lebensraum und die ökologische Grundlage für ein gutes Leben der Menschen bilden.

Diesen Überlegungen folgend wird die Nachhaltigkeit einer Lebensführung im Rahmen dieser Untersuchung über ihre Verbindungen und Auswirkungen hinsichtlich der ökologischen und sozialen Dimension der Nachhaltigkeit evaluiert. Dementsprechend lässt sich eine *nachhaltige Lebensführung* vorläufig als eine Lebensführung definieren, *die in Bezug auf die ökologische und soziale normative Zieldimension der Nachhaltigkeit im Verhältnis zu anderen Formen der Lebensführung positive Auswirkungen entfalten*.

Neben den beiden zentralen normativen Zieldimensionen der Nachhaltigkeit können im Nachhaltigkeitsdiskurs auch unterschiedliche Positionen und damit verbundene Paradigmen der schwachen, ausgewogenen und starken Nachhaltigkeit unterschieden werden, wie im Anschluss an Steurer (vgl. 2002, 2010) deutlich wurde (vgl. Kapitel 6.2). Diese unterscheiden sich sowohl hinsichtlich ihrer Haltung zu Fragen des wirtschaftlichen Wachstums als auch hinsichtlich ihrer Perspektive auf das menschliche Naturverhältnis. Darüber hinaus wurde herausgearbeitet, dass sich die Paradigmen auch bezüglich ihrer Position zu Fragen der sozialen Zieldimension und der Reichweite damit verbundener Forderungen variieren. Schließlich sind die Paradigmen auch mit unterschiedlichen Strategien – Effizienz, Konsistenz und Suffizienz – verknüpft. Ansätze die allein auf technologische Entwicklungen und nachhaltiges Wachstum setzen, erscheinen dabei problematisch, da sie einerseits die Ebene der Lebensführung selbst weitestgehend ausblenden und andererseits zentrale Fragen, wie etwa das Problem der Rebound-Effekte, vernachlässigen. Dies gilt es für die Analyse nachhaltiger Lebensführung zu berücksichtigen. Dabei muss sowohl die Frage diskutiert werden, mit welchen Bedeutungen die Lebensführung und die damit verbundenen Praktiken diskursiv aufgeladen werden als auch welche Strategien dabei von Bedeutung sind. Handelt es sich also um Lebensführungspraktiken, die mit einer Effizienzstrategie verbunden sind oder geht es vor allem um Suffizienz? Wie stellt sich Konsistenz auf der Ebene der Lebensführung dar und welche Auswirkungen haben die unterschiedlichen Praktiken der Lebensführung?

Darüber hinaus sind auch unterschiedliche Ebenen für den Nachhaltigkeitsdiskurs relevant (vgl. Kapitel 6.3). Nachhaltigkeit bezieht sich dabei als sozial-ökologische Utopie für die globale Entwicklung letztendlich immer auf die gesellschaftliche, ja sogar weltgesellschaftliche Ebene. Somit können ein einzelnes Individuum, eine einzelne Praktik oder ein einzelnes System niemals nachhaltig in einem absoluten Sinne sein. Vielmehr kann die Nachhaltigkeit solcher Phänomene immer nur bezüglich ihres Beitrags zur Nachhaltigkeit des Gesamtsystems im Vergleich mit anderen (substituenten) Phänomenen eingeschätzt werden. Dennoch ist es für eine sozial-ökologische Transformation zentral, nachhaltigere und weniger nachhaltige Praktiken, Lebensführungen und soziale Gebilde zu

identifizieren, zu analysieren und zu differenzieren. Dabei spielt die lokale Ebene eine wichtige Rolle. Insbesondere der urbane Raum und seine Transformation sind für eine nachhaltige Entwicklung von entscheidender Bedeutung, wie unter anderem der WBGU (vgl. 2016) betont. Hinsichtlich der Untersuchung stellt sich somit die Frage, welchen Beitrag gemeinschaftliche Wohnformen für eine nachhaltige Stadtentwicklung leisten können. Wirken sie tatsächlich als Keimzellen lokaler Transformationsprozesse oder beschränkten sich ihre Auswirkungen in erster Linie auf die gemeinschaftliche Lebensführung innerhalb der Projekte?

Neben den bisher diskutierten Überlegungen, die vor allem auf allgemeine und ethische Fragen der Nachhaltigkeit ausgerichtet sind, konnten in der zweiten Hälfte dieses Teils der Untersuchung auch einige Aspekte für die konkrete soziologische Analyse nachhaltiger Lebensführung herausgearbeitet werden (vgl. Kapitel 7). Zentral ist hierbei vor allem die Einsicht, dass eine Perspektive, die vermeintlich rationale Akteure ins Zentrum ihrer Analyse stellt, nicht zielführend ist (vgl. Kapitel 7.1). Vielmehr ist es notwendig, über die dominanten Modelle der Nachhaltigkeitsforschung hinauszudenken und alternative Perspektiven zu erschließen. Ein möglicher Ansatzpunkt hierfür stellen Praxistheorien dar, die den Blick auf bislang vernachlässigte Bereiche der sozialen Welt schärfen können (vgl. Kapitel 7.2). Eine solche Rekonfiguration der Perspektive erscheint für Fragen der Nachhaltigkeit und insbesondere für Fragen nach den Entstehungsbedingungen nachhaltiger Verhaltensweisen höchst relevant, da es durch sie möglich wird auf bestehende Forschungsdesiderate und -probleme der (umwelt-)soziologischen und (umwelt-)psychologischen Forschung der letzten Jahrzehnte zu reagieren. Durch die Betonung der Prozesshaftigkeit des Sozialen, von Routine und Materialität kommt es im Vergleich mit behavioristischen und handlungstheoretischen Ansätzen zu einer Dezentrierung des Individuums und einer Hervorhebung von situativen Aspekten.

Schließlich lassen sich aber auch einige Erfahrungen der bisherigen Forschungen aufgreifen, die in der Analyse einer nachhaltigen Lebensführung berücksichtigt werden sollten. So wurde deutlich, dass sich die Evaluation auf die gesamte Breite der Lebensführung richten muss. Dies ist wichtig, da die einzelnen Praktiken, die die Lebensführung ausmachen gegensätzliche Wirkungen und Interaktionseffekte entfalten können. So wäre eine Lebensführung, die zwar Praktiken nachhaltigen Konsums, aber auch umweltschädliche Mobilitätspraktiken (z.B. Fliegen) in einem großen Umfang beinhaltet, nicht als nachhaltig zu bewerten. Suffizienzpraktiken, wie etwa Food-Saving oder postmaterialistische Erholungs- und Freizeitpraktiken können darüber hinaus zu Rebound-Effekten in anderen Lebensbereichen führen, indem die eingesparten finanziellen Ressourcen in ökologisch und sozial problematische Praktiken integriert werden. Außerdem erscheint es sinnvoll die Nachhaltigkeit von Lebensführungen und sozialen Praktiken nicht an den Intentionen, sondern vielmehr an den konkreten ökologischen und sozialen Auswirkungen festzumachen. Dies impliziert hinsichtlich der Operationalisie-

rung von nachhaltiger Lebensführung, über konventionelle Verfahren hinauszugehen und ökologische, bzw. impact-orientierte Erhebungen in die Analyse zu integrieren. Schließlich wurde auch hier noch einmal deutlich, dass es notwendig ist, die ausschließliche Fokussierung auf die ökologischen Fragen zu überwinden und von vorneherein auch soziale Aspekte in den Blick zu nehmen.

Vielversprechend erscheinen außerdem Verbindungen praxistheoretischer Ansätze mit Konzepten der alltäglichen Lebensführung, da es auf dieser Grundlage möglich wird, die ganze Breite des Lebens von Menschen in den Blick zu nehmen (vgl. Kapitel 7.3). Auch ermöglicht der Begriff der Lebensführung die Verbindung zwischen unterschiedlichen Menschen und die Realisierung einer gemeinschaftlichen Lebensführung in den hier untersuchten gemeinschaftlichen Wohnprojekten prominent zu berücksichtigen. Für eine solche Analyseperspektive der gemeinschaftlichen Lebensführung ist es jedoch notwendig, sich noch stärker mit den theoretischen Grundlagen dieses Konzeptes und der genauen Ausgestaltung einer praxistheoretischen Erweiterung auseinanderzusetzen. Dies geschieht im nachfolgenden Teil III der Untersuchung.

Teil III – Lebensführung und soziale Praxis

Infolge der kritischen Diskussion der bisherigen Forschungen zu nachhaltigem Verhalten, respektive nachhaltiger Praxis im Alltag wurden im letzten Kapitel zwei zentrale Herausforderungen für eine differenzierte Analyse des alltäglichen Lebens deutlich. Erstens sollte sie, worauf insbesondere praxistheoretische Forscher*innen hingewiesen haben, nicht bei den Individuen, ihren Intentionen und Motiven, sondern den tatsächlichen Verhaltensweisen und Praktiken ansetzen. Zentral ist es dabei sowohl die Routiniertheit der alltäglichen Praxis als auch die Bedeutung materieller und sozialer Arrangements, die mit dem Verhalten verbunden sind, in die Analyse zu integrieren. Auch ist zu klären, welche Bedeutung den nun analytisch dezentrierten Subjekten weiterhin zukommt. Zweitens ist es erforderlich, nicht nur einzelne Praktiken und Praxisbereiche, sondern die ganze Breite des alltäglichen Lebens von Individuen und Gruppen in den Blick zu nehmen. Dies ist relevant, da erst auf diese Weise Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Praxisbereichen und mögliche Rebound-Effekte berücksichtigt werden können. Darüber hinaus erscheint es erforderlich, die Frage zu beantworten, welche Rolle Bedeutungen und Ideen, wie Gemeinschaft und Nachhaltigkeit, in der alltäglichen Praxis zukommt.

Um auf diese Herausforderungen zu reagieren wird in der Folge das Konzept der alltäglichen Lebensführung für die Analyse fruchtbar gemacht und durch neuere praxis- und sozialisationstheoretischen Überlegungen erweitert. Die auf diese Weise entwickelte Konzeption einer gemeinschaftlichen Lebensführung bildet anschließend – ebenso, wie die entwickelte Perspektive auf Nachhaltigkeit (vgl. Teil II) – als sensibilisierendes Konzept eine wichtige Grundlage der Analyse im Rahmen der Grounded Theory.

9. Das Ausgangskonzept: Alltägliche Lebensführung

Das Konzept der alltäglichen Lebensführung wurde bereits Ende der 1980er Jahre im Rahmen des Forschungsprojekts »Flexibilisierte Arbeitsverhältnisse und Organisation der individuellen Lebensführung« des Sonderforschungsbereichs 333

»Entwicklungsperspektiven von Arbeit« an der LMU München entwickelt (vgl. Bolte 1995: 15). Es stellt in Abgrenzung zu rein strukturtheoretischen soziologischen Ansätzen das Subjekt und dessen alltägliches Tun ins Zentrum seiner Analyse und schließt somit an die subjektorientierte Soziologie Münchener Schule an (ebd.: 16f.). Subjektorientiert heißt dabei, »nach der Betroffenheit und Prägung von Individuen durch gesellschaftliche Strukturen, nach den Aktionen und Reaktionen von Individuen in und gegenüber diesen Strukturen und der dadurch erfolgenden Beeinflussung dieser Strukturen« (ebd.: 17) zu fragen. Die Individuen werden dabei als »Geformte und Formende, als Betroffene und Gestaltende in und von gesellschaftlichen Strukturen« (ebd.) konzeptualisiert.

Vor dem Hintergrund grundlegender gesellschaftlicher Veränderungen, die mit Begriffen wie Individualisierung, Wertewandel, Pluralisierung von Lebensformen oder Deregulierung von Arbeitsverhältnissen zusammenhängen (vgl. Kudera 1995: 7), war das zentrale Anliegen des Konzeptes der alltäglichen Lebensführung, die interdependenten Wechselwirkungen von Arbeitsorganisation und dem Alltagsleben von Menschen theoretisch und konzeptionell zu erfassen (vgl. Bolte 2000: 7). Dabei schloss die Forschergruppe lose an Webers Überlegungen zur methodischen Lebensführung an (vgl. Weber [1905] 2009; vgl. auch Müller 2017) und baute sie zu einer theoretisch fundierten Forschungsperspektive aus (vgl. Bolte 2000: 7).

G. Günther Voß (vgl. 1995: 30ff.) erläutert das Konzept der Lebensführung anhand von sechs Thesen, die auf zentrale Aspekte des Konzepts verweisen und hier zur Einführung kurz skizziert werden sollen. *Erstens* definiert Voß Lebensführung als die »Gesamtheit aller Tätigkeiten im Alltag von Personen [...], die das Leben eines Menschen ausmachen« (ebd.: 30). Im Zentrum stehe dabei die Synchronität der verschiedenen Aktivitäten und Lebensbereiche, also die ganze »Breite« des Lebens und weniger die diachrone Entwicklung im Lebensverlauf. Dabei beziehe sich der Begriff der Lebensführung weniger auf Sinnstrukturen und Deutungen, sondern primär auf »Praxis« (ebd.). Hierin liege der entscheidende Unterschied zum phänomenologischen Konzept der Lebenswelt und auch zum Konzept des Lebensstils, also der Stilisierung des eigenen Lebens mit dem Ziel sozialer Anerkennung und Distinktion (vgl. ebd.: 30).

Zweitens seien weniger die einzelnen Elemente, sondern vielmehr die Struktur der Lebensführung von Interesse. Es gehe somit um »den alltäglichen Zusammenhang praktischen Lebens und nicht um die Fülle seiner Elemente« (ebd.: 32). Ziel sei es, Formen zu identifizieren, wie Personen in für sie wichtigen Lebensbereichen tätig sind. Hierbei können »zeitliche, räumliche, sachliche, soziale, sinnhafte und ggf. auch mediale und emotionale Aspekte« (ebd.: 32) differenziert werden. Von Interesse sei dabei, wie sich Personen mit und in ihren Lebensbereichen arrangieren.

»Die Lebensführung ist eine als solche deskriptiv bestimmbare Art und Weise, eine *Form*, wie diese sozialen Einzelarrangements individuell zu einem funktionierenden *Gesamtarrangement* verbunden werden – sie ist, kurz gesagt, das *Arrangement der einzelnen Arrangements* einer Person.« (Ebd., Hervorhebungen im Original)

Drittens wird alltägliche Lebensführung von Voß als Handlungssystem einer Person definiert. Funktion dieses Systems sei die Integration unterschiedlicher Tätigkeiten und Lebensbereiche. Die zentrale Idee ist dabei, dass sich Personen »nicht über isolierte Einzeltätigkeiten, sondern über Tätigkeiten im Rahmen eines funktional differenzierten und integrierten Handlungssystems« (ebd.: 33) auf ihre Umwelt beziehen. An dieser Stelle ist es wichtig zu berücksichtigen, dass Voß die Begriffe Handlung und Tätigkeit weitgehend synonym und somit in einem sehr breiten Begriffsverständnis verwendet, das nicht auf intentionale oder soziale Handlungen begrenzt ist. In der Folge wird alltägliche Lebensführung als spezifische Form der Vermittlung und Integration aller Tätigkeiten einer Person in Bezug auf die für sie relevanten sozialen Systemen verstanden (vgl. ebd.: 33f.).

Viertens wird alltägliche Lebensführung als »aktive Konstruktion und Leistung« (ebd.: 34) des Individuums konzipiert. Dies bedeute jedoch nicht, dass die Lebensführung laufend reflektiert oder gar rein intentional in Bezug auf spezifische persönliche Ziele gelebt werde. Dennoch führten Subjekte im Rahmen der alltäglichen Lebensführung ihr Leben auch wenn sie sich dessen nicht immer bewusst seien – »selten hoch reflexiv oder gar gezielt strategisch, sondern eher im Sinne einer punktuell oder nur phasenweise bewußt und im übrigen routinisierten, aber trotz allem immer aktiven Tätigkeit« (ebd.: 34). Lebensführung sei somit kein »statisches ›Gebilde‹« (ebd.: 34), sondern vielmehr als Prozess zu verstehen. Es handele sich um ein »strukturiertes – und strukturierendes – *Verfahren*, mit dem Alltagshandeln koordiniert und integriert wird« (ebd.: 35, Hervorhebung im Original).

Fünftens verführe die alltägliche Lebensführung als Handlungssystem über eine erhebliche funktionale und strukturelle Eigenständigkeit. Das bedeutet, dass sie zwar von den Subjekten aktiv hergestellt wird, zugleich jedoch auf diese zurückwirkt und sich deren Zugriff zu weiten Teilen entzieht. Dies hänge unter anderem damit zusammen, dass die Lebensführung der Individuen durch die »vielfältigen verbindlichen Arrangements mit sozialen Bezugsbereichen (oder konkreten Akteuren)« (ebd.: 35) verbunden sei. Hier wird erneut deutlich, dass die alltägliche Lebensführung »immer nur begrenzt Ergebnis bewußter Gestaltung und Planung ist« (ebd.: 35). Dadurch, dass die alltägliche Lebensführung einer Person nicht im freien Raum stattfinde, sondern in soziale Beziehungen und interindividuelle Arrangements eingebunden sei, könne sie nur bedingt von ihr beeinflusst werden. Lebensführung sei somit emergent und stelle in gewisser Weise eine »nicht-intendierte Strukturbildung« dar (vgl. ebd.: 36).

Dies wird noch weiter differenziert, indem *sechstens* in den Blick genommen wird, wie die Lebensführung »unausweichlich und in systematischer Weise *vergesellschaftet* ist« (ebd.: 37, Hervorhebung im Original). Dabei sind Voß zufolge drei Momente von besonderer Bedeutung: Zum einen stellten die gesellschaftlichen Verhältnisse für das Individuum unkontrollierbare Rahmenbedingungen dar, die »Zwänge und Anforderungen, aber auch Chancen und Ressourcen« (ebd.: 37) für die alltägliche Lebensführung von Individuen bereitstellen. Der Einfluss dieser Rahmenbedingungen sei jedoch nicht deterministisch zu verstehen, sondern werde vielmehr aktiv von den Individuen verarbeitet. Der Fokus der Projektgruppe Alltägliche Lebensführung liege dabei vor allem auf den Bedingungen und strukturellen Gegebenheiten in den Bereichen Arbeit und Leben. Darüber hinaus wirkten auch vielfältige »soziokulturelle Einflüsse« (ebd.: 37) auf die Lebensführung der Individuen. Diese würden durch soziokulturelle Instanzen vermittelt und im Rahmen von Sozialisationsprozessen internalisiert. Auf diese Weise prägten sie die individuelle Lebensführung, ohne diese jedoch zu bestimmen. Gleiches gelte auch für die Bedeutung sozialer Lebensformen, wie etwa Familien, die ebenfalls eine große Bedeutung für die alltägliche Lebensführung hätten (vgl. ebd.: 38). Zugleich argumentiert Voß jedoch, dass die alltägliche Lebensführung analytisch die einzelne Person fokussiert. Lebensformen sind aus dieser Perspektive eher als Orte oder soziale Formen zu verstehen, in denen Lebensführung primär vergesellschaftet wird. Dabei wirken sie nicht zufällig, sondern in hohem Masse systematisch, indem sie die »soziale ›Lage‹« (ebd.: 38) einer Person bestimmen und somit die Lebensführung sozial strukturieren (vgl. ebd.).

Zusammenfassend kann alltägliche Lebensführung Voß zufolge als »System sui generis« (ebd.: 39) verstanden werden, das sich weder auf persönliche noch soziale Zusammenhänge reduzieren lässt. Für eine Person »leistet die Lebensführung die wichtige Funktion einer Vermittlung und Integration ihrer verschiedenen Tätigkeiten in den für sie relevanten Ausschnitten der Gesellschaft« (ebd.), was unter anderem eine wichtige Voraussetzung für die Entwicklung einer stabilen Identität sei. Für die Gesellschaft leistet die Lebensführung vor allem einen Beitrag zur sozialen Integration und zur Kontinuität gesellschaftlicher Entwicklung (vgl. ebd.: 40f.). Dahinter steht die Einsicht, dass diese nicht nur von abstrakten sozialen Strukturen oder gesellschaftlichen Normen abhängig sind, sondern auch immer wieder konkret in der Lebensführung der Individuen reproduziert werden müssen. Indem Subjekte in ihrem Alltag zwischen getrennten gesellschaftlichen Bereichen vermitteln, wirken sie gesellschaftlichen Differenzierungsprozessen entgegen (vgl. ebd.). Gerade in modernen, hoch differenzierten Gesellschaften komme der Lebensführung somit eine große Bedeutung zu, indem sie unterschiedliche Lebensbereiche miteinander verbindet und auf diese Weise zur gesellschaftlichen Reproduktion und Integration beiträgt. Alltägliche Lebensführung könne somit als zentrale Vermittlungsinstanz zwischen Individuum und Gesellschaft verstanden

werden – ähnlich wie andere wichtige soziologische Konzepte, wie Habitus, Rolle, Norm, Milieu oder Organisation (vgl. ebd.: 41). Dabei zeichnet sich Lebensführung dadurch aus, dass sie »nicht Teil oder direkter Ausdruck der Gesellschaft ist, sondern eine Hervorbringung der *Person*« (ebd.: 42) und damit das Produkt von Praxis ist, die jedoch, wie deutlich geworden sein sollte, zugleich nicht unabhängig von gesellschaftlichen Momenten, sondern vielmehr eng mit ihnen verwoben ist. Das Konzept der alltäglichen Lebensführung ermöglicht somit eine Konkretisierung des eigensinnigen – mithin des auch subjektiv gefärbten – Umgangs mit den Anforderungen einer hoch differenzierten und individualistischen Gesellschaft. Diese zeigen sich an veränderten Arbeitsmarktbedingungen, der damit verbundenen Ausdifferenzierung der Arbeitsorganisation, biographischen Anforderungen an die Arbeitnehmer*innen und schließlich auch an Fragen nach der Vereinbarkeit von Arbeit, Familie und Freizeit (vgl. Littig 2017: 8f.).

Hinsichtlich der in dieser Arbeit formulierten Forschungsfragen bezüglich der gemeinschaftlichen Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten sind jedoch einige Erweiterungen notwendig, die zum Teil direkt mit den Schwerpunktsetzungen und den sich daraus ergebenden Engführungen des Konzepts der alltäglichen Lebensführung verbunden sind. Während sich das Ausgangskonzept auf den individuellen Umgang von Subjekten mit den Herausforderungen der differenzierten Moderne konzentriert und somit vor allem das individuelle Gesamtarrangement der Lebensführung und die Vermittlung zwischen einzelnen Lebensbereichen und sozialen Welten ins Zentrum der Analyse stellt, ist im Hinblick auf Probleme der Nachhaltigkeit eine Verschiebung der Perspektive notwendig. Hier sind weniger die individuellen Vermittlungsleistungen, sondern vielmehr die einzelnen Praktiken der Lebensführung von zentraler Bedeutung, da erst im Hinblick auf diese die Performativität, also die materiellen und sozialen Auswirkung der Lebensführung, in den Blick genommen werden kann. Außerdem erscheint eine Mikroanalyse einzelner Praktiken für die hier aufgeworfenen Fragestellungen von großem Interesse, um nachvollziehen zu können, wie sich einzelne Praktiken entwickeln, welche Bedeutung sie für die Lebensführung haben und in welchem Verhältnis sie zu anderen Praktiken sowie den situativen und sozio-materiellen Rahmenbedingungen der Lebensführung stehen. Hierfür erscheint – entsprechend der in Teil II identifizierten Desiderate der bisherigen soziologischen Forschungen zu nachhaltigem Alltagshandeln – eine stärker konstellative Perspektive notwendig, die die Priorität des Individuums für die Lebensführung nicht von vornherein setzt, sondern es zunächst analytisch dezentriert. Die wichtige Frage: Wer oder was in der *Lebensführung* eigentlich führt, wird auf diese Weise der empirischen Analyse zugänglich, ohne aufgrund von theoretischen Vorannahmen prädisponiert zu werden. Aus einer solchen Perspektive wären soziale Institutionen, materielle Artefakte und gesellschaftliche Praktiken keine Bedingungen oder Hürden, zu de-

nen sich das Individuum verhalten muss, sondern vielmehr integraler Bestandteil sozialer Praxis und Lebensführung.

Darüber hinaus ist hinsichtlich der Analyse der Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten eine Verschiebung des Fokus von der individuellen auf die gemeinschaftliche Lebensführung notwendig, was ebenfalls eine Dezentrierung des Individuums impliziert. Im Rahmen einer gemeinschaftlichen Lebensführung steht dann nicht mehr das einzelne Individuum im Fokus des Interesses, sondern vielmehr die wechselseitige Bezugnahme und die sozialisatorischen Prozesse der Herstellung einer gemeinsamen Lebenspraxis (vgl. Grundmann 2015: 165ff.). Dies impliziert auch eine Auflösung der strikten Trennung von unterschiedlichen Lebensbereichen (wie etwa Arbeit und Familie), da diese in der sozialen Praxis verschwimmen und die gemeinschaftliche Lebensführung immer zu einer Vielzahl von sozialen Welten Verknüpfungen aufweist, ohne dass hier eine Relevanzhierarchie von vornherein theoretisch gesetzt werden kann.

Insgesamt bietet das Konzept dennoch in vielerlei Hinsicht einen guten Ausgangspunkt, um sich weiter mit den Fragen der gemeinschaftlichen Lebensführung zu beschäftigen, da es in Abgrenzung zu verwandten Konzepten, wie etwa Lebensstil, Lebensform oder Lebensweise, die soziale Praxis und das Alltagsleben ins Zentrum stellt. Während der Begriff des Lebensstils vor allem auf die Stilisierung der Lebensführung fokussiert (vgl. Scholl/Hage 2004: 8ff.)¹, verweist der Begriff der Lebensform eher auf die allgemeine, bzw. typische Struktur der Lebensführung (z.B. in Form der bürgerlichen Kleinfamilie) (vgl. Voß 1995: 38, Jaeggi 2015: 21). Der Begriff Lebensweise schließlich wurde zuletzt von Ulrich Brand und Markus Wissen (vgl. 2017) prominent in den Diskurs um eine nachhaltige Entwicklung, bzw. eine sozial-ökologische Transformation eingebracht. Dabei werden vor allem die wechselseitigen Verschränkungen von Produktions- und Konsumtions-sphäre in den Fokus gerückt (ebd.: 44ff.). Imperiale Lebensweise verweist hier auf die

»temporary coherence between the historical development of a mode of production and distribution, on the one hand, and a mode of consumption on the other (the regime of accumulation), which is safeguarded by a range of institutional forms that together constitute a mode of regulation« (Brand/Wissen 2012: 548).

1 Voß (1995) führt zum Verhältnis von Lebensstil und Lebensführung aus: »In einem spezifischen Verständnis, von dem sich das Konzept der Lebensführung absetzen kann, meint *Lebensstil* jene *Stilisierung* des Lebens mit dem Ziel der *Distinktion* und der *sozialen Schließung* [...]. Eine weite Fassung des Begriffs *Lebensstil* konvergiert in manchem mit unserem Verständnis von *Lebensführung*.« (Ebd.: 30, Hervorhebungen im Original)

Aus diesen Gründen eignet sich das Konzept der Lebensführung in besonderer Weise für die vorliegende Untersuchung und wird daher in der Folge weiterentwickelt und für eine Analyse der gemeinschaftlichen Lebensführungspraktiken, die im Zentrum der empirischen Analyse stehen, fruchtbar gemacht.

10. Gemeinschaftliche Lebensführung²

Aus den Darstellungen des Konzepts der alltäglichen Lebensführung ergibt sich sowohl hinsichtlich der Forschungsfragen, die in dieser Arbeit aufgerufen werden, als auch hinsichtlich des Untersuchungsgegenstandes der Bedarf einiger Modifikation und Weiterentwicklungen. Dabei ist es notwendig, den Fokus von der individuellen Perspektive der alltäglichen Lebensführung hin zu den Bedingungen, Strukturen und Prozessen einer gemeinschaftlichen Lebensführung zu verschieben. Es geht somit darum, weniger die Vermittlungsleistung des Individuums zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Sphären als vielmehr die Entstehung und Entwicklung gemeinschaftlicher Praktiken der Lebensführung in den Blick zu nehmen.

10.1 Forschungsstand zur gemeinschaftlichen Lebensführung

Erste Ansätze zur theoretischen Konzeptualisierung gemeinschaftlicher Lebensführung wurden überwiegend anhand von Forschungen zur familialen Lebensführung entwickelt (vgl. Jürgens 2001, Grundmann/Wernberger 2014, Jurczyk 2014, 2018, Wernberger 2017). Bereits 2001 wies Kerstin Jürgens darauf hin, dass sich im familiären Alltag die Lebensführungen der Familienmitglieder verschränkten und eine Perspektive, die einzelne Individuen in den Blick nimmt, immer relevante Aspekte ausblende. So sei die »konsequente Subjektorientierung [...] ohne Zweifel die Stärke des Münchener Forschungsansatzes, jedoch, wenn es um die Analyse binnenfamilialer Interaktion geht, gleichzeitig auch ihr primäres Defizit« (Jürgens 2001: 37), da alltägliche Lebensführung letztlich als »individuelles Projekt« verstanden werde.

Als Konsequenz führt sie das Konzept der *familialen Lebensführung* ein, »verstanden als Prozess der alltäglichen Verschränkung individueller Lebensführungen innerhalb der Familie« (ebd.). Die familiale Lebensführung fungiert dabei als zweite Ebene der Lebensführung. »[W]ährend die »erste Ebene« eindeutig auf der

2 Teile dieses Kapitels wurden auf der Tagung »Transformationen alltäglicher Lebensführung« am Deutschen Jugendinstitut im März 2018 vorgestellt und in einem daraus resultierenden Sammelband veröffentlicht (vgl. Görden/Grundmann 2020). Sie wurden für den vorliegenden Text überarbeitet und neu eingebettet.

Ebene des Individuums angesiedelt ist, erfasst die ›zweite Ebene‹ die primäre Sozialform der alltäglichen Lebensführung: ihre Verankerung und Funktionsweisen im direkten sozialen Kontext« (ebd.). Die familiäre Lebensführung sei dabei mehr als die Summe ihrer Teile, vielmehr entstehe durch die Verschränkung der Lebensführung etwas »Drittes« (ebd.: 38). Es wird »eine gemeinsame Wirklichkeit konstruiert« (ebd.), wie Jürgens im Anschluss an Berger und Kellner feststellt. Im Unterschied zur individuellen Lebensführung müssen in der familialen Lebensführung nunmehr nicht nur die diachronen Lebensbereiche, sondern auch die Lebensführungen der beteiligten Personen miteinander verschränkt werden. Die Verschränkung der Lebensführungen gehe dabei weit über die Kernfamilie hinaus. Im Laufe der Zeit vermischten sich die sozialen Netze der einzelnen Familienmitglieder immer mehr, was zu einer (partiellen) Hybridisierung der Lebensführungen führe (vgl. ebd.: 45). Diese kann jedoch sehr unterschiedlich ausgestaltet sein. So lassen sich mit Jürgens idealtypisch sehr eng verzahnte und weitgehend parallele Formen der familialen Lebensführung unterscheiden (vgl. ebd.: 49). Dabei wird deutlich, dass sich hinter ein und derselben Lebensform – in diesem Fall dem bürgerlichen Familienmodell – sehr unterschiedliche Lebensmuster verbergen können (vgl. ebd.: 51). Unabhängig von der konkreten Ausgestaltung werde die gemeinsame Lebensführung oftmals zum »Kitt« (vgl. ebd.: 44), der die Paare zusammenhält – mehr noch als Ideale von Liebe und Partnerschaft. Darüber hinaus würden im Rahmen der familialen Lebensführung auch soziale Ungleichheiten reproduziert. Zum einen indem die kulturellen, materiellen und sozialen Ressourcen der Individuen durch die gemeinsame Lebensführung verknüpft werden und zum anderen indem im Rahmen der Lebensführung gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse (re-)produziert werden (vgl. ebd.: 46).

Der Ansatz der familialen Lebensführung, wie ihn Jürgens einführt, bietet einen guten Ausgangspunkt, um sich mit Fragen der gemeinschaftlichen Lebensführung tiefergehend zu beschäftigen. Er ermöglicht es, die gemeinschaftliche Lebensführung und ihre Genese in den Blick zu nehmen und schafft damit auch Anschlussmöglichkeiten zu sozialisationstheoretischen und sozialkonstruktivistischen Überlegungen, wie sie im Rahmen der konstruktivistischen Sozialisationsforschung (vgl. Grundmann 1999, 2006, 2015) formuliert werden, die die parallele Entwicklung von Individuen sowie Beziehungen und sozialen Ordnungen als Folge von Sozialisationsprozessen konzipieren, die sich im Rahmen von Sozialbeziehungen entfalten (vgl. Grundmann 2015: 166ff.).

Neben diesen grundlegenden theoretischen Weiterentwicklungen des Konzeptes der alltäglichen Lebensführung bleibt der starke Fokus auf die beteiligten Individuen in Jürgens' Ansatz jedoch weitgehend bestehen. So etwa wenn sie attestiert, dass die Paarbeziehung »ohne Zweifel eine Konstruktion der beteiligten Individuen ist« (Jürgens 2001: 39), bzw. dass die familiäre Lebensführung als »Arbeitsleistung des Paares« (ebd.: 47) oder gar als Kompetenz, als »Fähigkeit, die aus un-

terschiedlichen Lebensbereichen erwachsenen Anforderungen zu bewältigen und gleichzeitig soziale Anpassungsfähigkeit und Kompatibilität herzustellen« (ebd.: 56), verstanden werden kann. Weniger thematisiert werden dagegen die konkreten Lebensbedingungen der Personen, ihre Materialitäten und ihre sozialökologische Einbettung, die die Eigenständigkeit der Konstruktionsleistung infrage stellen könnten. Darüber hinaus verwundert es, dass Jürgens den eingeschlagenen Weg nicht konsequent zu Ende geht. Dann würde nämlich deutlich, dass eine kollektive Konstruktion von Lebensführung nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Regel darstellt, da in allen Lebensbereichen, sei es in der Familie, im Freundeskreis oder im Beruf, Lebensführungen verschränkt werden, wenn auch mitunter nur partiell (vgl. z.B. Hahnmann 2014: 68ff.).

Die grundlegenden Überlegungen von Jürgens zur familialen Lebensführung wurden in den folgenden Jahren vor allem von Karin Jurczyk weiterentwickelt (vgl. Schier/Jurczyk 2008, Jurczyk 2014, 2018). Sie schließt dabei an theoretische Entwicklungen in der Soziologie infolge des Practical Turns an (vgl. Jurczyk 2014: 120), der bezogen auf Familie mit Begriffen, wie »Doing Family« (ebd.: 120), »Doing Boundary« (ebd.: 124) oder »Doing Family Time« (ebd.: 125) verbunden ist. Diese theoretischen Überlegungen verbindet sie mit dem Konzept der Lebensführung und konzipiert Familie als »Herstellungsleistung« (ebd.: 124). Der Kerngedanke ist dabei, dass man Familie nicht hat, sondern sie vielmehr herstellen muss (vgl. ebd.: 117). Es geht weniger um allgemeine Strukturen, Haltungen oder gar individuelle Einstellungen, sondern vielmehr um »konkretes Tun, um ›Praxis‹« (ebd.: 119).

An dieser Stelle setzt der Begriff des Doing Family an. Jurczyk bemerkt, dass in den seit den Frühen 2000er Jahren eine Vielzahl von Arbeiten entstanden sind, die sich mit der Frage beschäftigen, wie genau Familie hergestellt wird. Die Konstruktion von Familie – so ein Ergebnis dieser Arbeiten – ist dabei nicht immer »zielgerichtet, intentional und geplant, sondern häufig beiläufig« (Schier/Jurczyk 2008: 11). So seien etwa »[g]roße Teile des Beziehungsaustausches zwischen Eltern und Kinder – etwa Zuhören und Trösten – [...] eingebunden in alltägliche Routinen« (Jurczyk 2014: 126). Darüber hinaus ist für diese Perspektive wichtig, dass nicht nur vermeintlich gelingende Produktion von Familie in den Blick genommen wird. Vielmehr ist Familie hier immer ein Produkt der Interaktion der beteiligten Akteure. Ein »»Un-Doing Family«« gibt es nicht, wie Jurczyk es auf den Punkt bringt (ebd.: 119).

Im Rahmen der Verbindung praxistheoretischer Überlegungen mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung definiert Jurczyk familiäre Lebensführung als

»Verschränkung von Handlungen und Handlungsmustern, als Vollzug gemeinsamer Aktivitäten, als Abstimmung und Aushandlung von Aktivitäten und Interessen, als (Nicht-)Übereinstimmung von Gender-, Familien- und Elternschaftskonzepten und Deutungsmustern, als Verteilung von Ressourcen sowie von Macht-

und Entscheidungsbefugnissen, die zwischen den familialen Akteuren ausbalanciert werden müssen oder die gegebenenfalls auch hierarchisch verfügt werden« (ebd.: 122).

Eine besondere Komplexität im Vergleich zur individuellen Lebensführung liege darin, dass »familiale Aktivitäten immer nur einen Teil der Aktivitäten der einzelnen Individuen ausmachen und es immer nur begrenzte Schnittmengen von individueller und familialer Lebensführung gibt« (ebd.: 122). Diese Komplexität wird noch weiter erhöht, wenn man berücksichtigt, dass nicht nur die Kernfamilie, sondern auch Freunde und Nachbarn und sogar öffentliche Akteure, wie etwa Fachkräfte von Betreuungs- und Bildungseinrichtungen, als Ko-Produzenten des Doing Family agieren und auf diese Weise auf die familiale Lebensführung einwirken (vgl. Jurczyk 2018: 148f.).

Eine wichtige Rolle für die familiale Lebensführung spielen darüber hinaus sogenannte »family practices«, die von Jurczyk als »intime Praktiken in Bezug auf Zeit, Raum, Körper und Emotionen« (Jurczyk 2014: 119) definiert werden. Sie unterscheidet dabei zunächst drei Grundformen der Herstellung von Familie (vgl. ebd.: 128f.), die in späteren Arbeiten zu zwei Typen verdichtet werden: das Vereinbarkeits- und Balancemanagement, das »vielfältige organisatorische, logistische Abstimmungsleistungen der Familienmitglieder« (Jurczyk 2018: 146) und die damit verbundenen Praktiken umfasst sowie die »*sinnhafte Konstruktion eines gemeinschaftlichen Beziehungsgefüges*« (ebd.: 147, Hervorhebungen im Original), die neben Prozessen der Inklusion und Exklusion, auch die Herstellung eines Gemeinschaftsgefühls sowie die Inszenierung von Familie beinhaltet.

Die Herstellung von Familie im Rahmen der familialen Lebensführung erfolgt dabei in verschiedenen Handlungsdimensionen und Handlungsmodi. Die *Handlungsdimensionen* entleiht Jurczyk dem ursprünglichen Konzept der alltäglichen Lebensführung. Dabei wird postuliert, dass »Alltag vor allem zeitlich, räumlich, sachlich (d.h. hinsichtlich der Arbeitsgegenstände), sozial (d.h. hinsichtlich der Arbeitsteilung), medial (d.h. hinsichtlich der Nutzung von Hilfsmitteln), emotional sowie kognitiv (d.h. hinsichtlich des Wissens und der Wahrnehmungen) strukturiert ist« (Jurczyk 2014: 129). Bezüglich der *Handlungsmodi* unterscheidet Jurczyk zwischen routiniertem und überwiegend unbewusstem Tun, bzw. Praxis und intentionalem, mitunter strategischem Handeln (vgl. ebd.: 130). Damit schließt sie in gewisser Weise an die klassische Unterscheidung von Weber ([1922] 1972: 12) zwischen traditionalem und zweckrationalem Handeln an. Entsprechend werden anschließend auch *Routinen*, verstanden als vorherrschende, gewohnheitsmäßige Handlungen im Alltagsleben, und *Rituale*, definiert als normierte Handlungsabläufe, die das Alltagshandeln symbolisch absichern, als wichtige Alltagspraktiken eingeführt (vgl. Jurczyk 2014: 130f.). Die Trennung zwischen intentionalem Handeln und routinierten Praktiken ist aus handlungstheoretischer Perspektive zwar plausibel, erscheint

jedoch aus praxistheoretischer Perspektive als ein falscher Gegensatz. Hier geht es nicht allein um eine Betonung der Bedeutung von Routinen, sondern vielmehr um eine grundsätzliche Verschiebung der Perspektive vom Akteur zur Praktik. So wären im Sinne der meisten praxistheoretischer Ansätze sowohl Routinen als auch Reflexivität und Intention ein Teil von Praktiken (vgl. Shove 2012: 103, Schürmann 2014: 218ff., Alkemeyer et al. 2015: 27).

Die Betonung der Bedeutung intentionaler Handlungen ist bei Jurczyk (vgl. 2014), wie es scheint, weniger die Folge theoretischer, sondern vielmehr zeitdiagnostischer Überlegungen. Infolge von Prozessen der Ent-Traditionalisierung und der Individualisierung – so ihr Argument – sei es zu einer »doppelte[n] Entgrenzung« (ebd.: 122) von Arbeit und Familie gekommen. Während im Bereich der Erwerbsarbeit eine Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und die Zunahme a-typischer Beschäftigungen zu beobachten seien, werde im Bereich der Familie das männliche Ernährermodell immer mehr durch eine Vielzahl unterschiedliche Formen »geschlechtsbezogener Erwerbsarrangements« (ebd.: 124) ersetzt. Diese Entwicklungen entfalten Jurczyk zufolge ambivalente Wirkungen. Zum einen würden die Freiheitsgrade der Individuen erhöht, andererseits komme es zugleich zu einer Verstärkung von Unsicherheiten, indem traditionelle Familienarrangements, aber auch kollektive Zeitinstitutionen wie Feierabend und Wochenende infrage gestellt würden (vgl. ebd.: 125). Es existiere somit zugleich ein »Recht auf« als auch ein »Zwang zu einem selbstständig geführten Leben« (ebd.: 123, Hervorhebungen im Original). Familie werde infolge dessen zunehmend zum »Projekt« (ebd.: 117):

»[Z]entrale Annahme des Konzepts von Familie als Herstellungsleistung [ist], dass die Intentionalität und Reflexivität von Handlungen in und als Familie zunimmt. Bewusste, geplante und gezielte Aktivitäten und Entscheidungen als Modus familialen Handelns scheinen unter heutigen Arbeits- und Lebensbedingungen immer unverzichtbarer zu werden, um ein Familienleben überhaupt zu ermöglichen.« (Jurczyk 2018: 150)

Da Familien immer weniger an traditionelle Arrangements und die damit verbundenen Routinen und Rituale anschließen könnten, »entwickeln und erproben Familien neue Praktiken, verstetigen und ritualisieren diese Schritt für Schritt« (Jurczyk 2014: 126). Aus praxistheoretischer Perspektive wäre hier zu fragen, ob Familien tatsächlich neue Praktiken herstellen oder nicht vielmehr an bestehende gesellschaftliche Praktiken anschließen. Wenn zum Beispiel eine Familie beginnt, regelmäßig gemeinsam Brettspiele zu spielen, »um sich als Familie erfahren und Gemeinsamkeit zu inszenieren« (Jurczyk 2018: 150), so entwickeln sie keine neue Praktik, sondern reproduzieren zunächst einmal die bestehende Praktik des Brettspiels, auch wenn diese Reproduktion in der Folge wiederum Einfluss auf die gesellschaftliche Bedeutung der Praktik nehmen kann. Es wird deutlich, dass Zeitdiagnose und theoretische Perspektive im Rahmen des Konzepts der Familie

als Herstellungsleistung in Konflikt kommen, der dann weitestgehend einseitig in Richtung Zeitdiagnose aufgelöst wird.

Zusammenfassend arbeitet Jurczyk infolge der Verknüpfung von praxistheoretischen Überlegungen mit dem Konzept der Lebensführung verschiedene interessante Aspekte familialer Lebensführung heraus. Indem sie Familie als »System mit Eigenlogik und Eigensinn« (Jurczyk 2014: 127) konzipiert, stärkt sie die konzeptionelle Eigenständigkeit der familialen Lebensführung gegenüber den individuellen Lebensführungen der Familienmitglieder. Dabei wird auch die besondere Komplexität familialer Lebensführung deutlich, die sich aus der Vielzahl der Beteiligten Akteure und ihrer multiplen Einbindung in unterschiedliche soziale Welten ergibt, auch wenn nicht ganz deutlich wird, in welchem Verhältnis die familiäre Lebensführung und die einzelnen dyadischen Verbindungen (wie etwa Vater-Mutter, Mutter-Tochter etc.) (ebd.: 132) zueinander stehen. Eine Reduzierung familialer Lebensführung auf die Prozesse und Praktiken, an denen alle Familienmitglieder beteiligt sind, erscheint jedenfalls nicht sinnvoll, da die einzelnen Dyaden starke Interdependenzen untereinander und mit der familialen Lebensführung aufweisen. Aus diesem Grunde erscheint es zielführender, sie als Teil der familialen Lebensführung zu analysieren. Indem Jurczyk hervorhebt, dass familiäre Lebensführung nicht nur von den Familienmitgliedern, sondern auch von weiteren Akteuren abhängig ist, ermöglicht sie schließlich eine konzeptionelle Berücksichtigung der sozialen Umwelt und einen Anschluss an sozialökologische Überlegungen (vgl. hierzu Bronfenbrenner 1981, Grundmann/Lüscher 2000a).

Zugleich bleibt der Fokus der Analyse – wie auch schon bei Jürgens (vgl. 2001) – auf die Akteure und ihre »aktiven Gestaltungsleistungen« (Schier/Jurczyk: 2008: 10) gerichtet, durch die Familie hergestellt wird. Dabei stehen explizite Familienpraktiken im Zentrum der Analyse (vgl. Jurczyk 2014: 119). Die ganze Bandbreite von alltäglichen Praktiken, ihre Konstellation und ihre Bedeutung für die familiäre Lebensführung kommen nicht in den Blick. Auch die Materialität der familialen Lebensführung, die Bedeutung von Materialien und Körpern, wird zwar zu Beginn angedeutet, jedoch nicht konsequent in das Konzept eingearbeitet. Dagegen wird in Folge zeitdiagnostischer Überlegungen ein starker Fokus auf Intentionalität und Reflexivität gelegt, was im Widerspruch mit den theoretischen Grundlagen zu liegen scheint. Eine weitere offene Frage, die mit der Akteurszentrierung verbunden ist, ist die nach dem »Ort« der familialen Lebensführung. Während als der Ort der *alltäglichen, individuellen* Lebensführung »das permanent Handlungsfelder überschreitende Individuum [eingeführt wird], das eingebunden ist in unterschiedliche soziale Sphären« (ebd.: 121), bleibt der Ort der *familialen* Lebensführung offen. Da an der familialen Lebensführung per Definition mehr als ein Individuum beteiligt ist, kann der Ort hier eben nicht das einzelne Individuum sein. Eine mögliche Lösung besteht darin, die gelebten sozialen Praktiken, als Ort der familialen

Lebensführung einzusetzen und auf diese Weise eine Perspektivenverschiebung auch hinsichtlich dieser Frage zu vollführen.

Einen etwas anderen Weg als Jürgens und Jurczyk wählen Matthias Grundmann und Angela Wernberger (vgl. 2014). Zwar heben auch sie die Bedeutung des konkreten Tuns für eine gemeinschaftliche Lebensführung, fokussieren dabei jedoch weniger die Ebene der einzelnen Individuen, sondern vielmehr die Beziehungsebene zwischen ihnen. Sie argumentieren, dass jegliche Form der Familie sich in einem »gemeinschaftlichen Tun« konstituiert (ebd.: 10). Dieses gemeinschaftliche Tun richtet sich dabei nicht nur auf das »Vereinbarkeits- und Balancemanagement« des Zusammenlebens oder die »sinnhafte Konstruktion eines gemeinschaftlichen Beziehungsgefüges« (Jurczyk 2018: 146f.), sondern explizit auch auf die »Kultivierung des geteilten Lebensraums« (Grundmann/Wernberger 2014: 10). Auf diese Weise wird eine Anschlussfähigkeit an die Dimension der Materialität hergestellt, hier in Form der interdependenten Wechselbeziehung zwischen Mensch und Umwelt, und damit auch an die ökologischen und materiellen Auswirkungen der Lebensführung, die für die Nachhaltigkeitsforschung von so großer Bedeutung sind (vgl. Littig 2017: 13).

Zugleich findet sich bei Grundmann und Wernberger eine Übertragung und Erweiterung der Überlegungen zur familialen Lebensführung auf (intentionale) Gemeinschaften, indem sie Familie als Gemeinschaft und Gemeinschaft als Familie diskutieren (vgl. Grundmann/Wernberger 2014). Dabei wird auch das enge, kleinfamiliäre Konzept von Privatheit infrage gestellt, indem ähnlich wie auch bei Jurczyk dargelegt wird, dass Familie immer eine Konstruktion und damit vielfältiger ist als klassische Familienbilder es implizieren (vgl. ebd.: 12f.). Daraus leiten die Autor*innen eine Forschungsperspektive ab, die nicht darauf ausgerichtet ist, »Familienleistungen und das Funktionieren im Alltag über die Bewältigung von Familienaufgaben zu bestimmen, sondern das zu suchen, was im alltäglichen Miteinander angelegt ist« (ebd.: 15).

Eine Perspektive, die explizit auf gemeinschaftliche Lebensführung bezogen ist, formulierte Grundmann (vgl. 2011) bereits einige Jahre zuvor. Ausgehend von einer Kritik an der Trennung von Öffentlichkeit und Privatheit analysiert er Lebensführungspraktiken in intentionalen Gemeinschaften. Dabei werden die Ebenen von Privatheit und Öffentlichkeit als »gleichursprünglich in den gelebten Erfahrungen von Menschen in Gemeinwesen« (ebd.: 276) und somit als in der konkreten Lebenspraxis verbunden betrachtet.

Im Rahmen dieser Lebenspraxis, existiere eine dialektische Beziehung von individueller und kollektiver Lebensführung. Hinsichtlich der Lebensführung in den intentionalen Gemeinschaften führt Grundmann drei Dimensionen ein, die für die Entwicklung der Lebensführung eine besondere Rolle spielen:

1. »Die Gestaltungsoptionen der Lebensführung, die sich aus dem Zusammenspiel von Handlungsressourcen und Handlungszielen ergeben,
2. Restriktionen der Lebensführung und deren Bewältigung, wobei vor allem das Verhältnis von Handlungsressourcen und Handlungszwängen in den Blick gerät, sowie
3. die Realisierbarkeit von Handlungszielen, die über die strukturellen Zwänge (z.B. Knappheit oder Konkurrenz) und Freiheiten (durch Ergänzungen individueller Fähigkeiten, basale Existenzsicherung) zu bestimmen ist, die personale Handlungsressourcen einschränken oder aber erweitern können.« (Ebd.: 283)

Indem die Bedeutung der Verfahren und Rahmenbedingungen, die eine bestimmte Lebensführung ermöglichen, in den Blick genommen werden, eröffnet Grundmann eine Möglichkeit, eine individualistische Perspektive einzuhegen, ohne dabei die Gestaltungsansprüche und -wünsche der Individuen und der Gemeinschaften aus den Augen zu verlieren (vgl. ebd.: 277). Darüber hinaus ist durch die Einbeziehung der Gestaltungsoptionen und -restriktionen auch ein Anschluss der Frage der Lebensführung an Gerechtigkeitsdiskurse um Verwirklichungschancen und damit an die soziale Dimension der Nachhaltigkeit möglich (vgl. Kapitel 6.1). Lebensführung und gesellschaftliche Teilhabe, so zeigt Grundmann, sind eng miteinander verwoben (vgl. ebd.: 298). Schließlich wird im Rahmen der Analysen eine Erweiterung des Begriffs der (gemeinschaftlichen) Lebensführungspraktiken deutlich. Während die Praktiken der familialen Lebensführung bei Jurczyk noch überwiegend auf spezifische Praktiken der Fürsorge, der Beziehungspflege, der Alltagsorganisation und vor allem der Herstellung von Familie ausgerichtet sind (vgl. Jurczyk 2014: 119), umfassen die von Grundmann analysierten Lebensführungspraktiken in intentionalen Gemeinschaften eine wesentlich größere Bandbreite (vgl. Grundmann 2011: 285ff.). Eine solche Perspektive ist in Bezug auf Fragen der Nachhaltigkeit hilfreich, da die Analyse der Auswirkungen der Lebensführung – wie bereits deutlich wurde – immer bezogen auf alle (alltäglichen) Praktiken der Lebensführung hin analysiert werden sollte. Die Arbeiten von Grundmann bieten also gute Anschlussmöglichkeiten für die weitere Analyse, auch wenn es notwendig erscheint, die Konzeption von Praktiken noch weiter zu systematisieren und die Analyse stärker theoretisch zu fundieren.

10.2 Gemeinschaftliche Lebensführung aus praxistheoretischer Perspektive

Um eine theoretisch fundierte Konzeption gemeinschaftlicher Lebensführung zu entwickeln, die in der Lage ist auf die Leerstellen der bisherigen Konzepte zu reagieren, schließt diese Untersuchung nicht nur auf die beschriebenen Arbeiten zur familialen Lebensführung, sondern insbesondere auch an neuere praxistheoreti-

sche Überlegungen an (vgl. Schatzki 1996, Reckwitz 2003, Shove et al. 2012, Schäfer 2016a, Hui et al. 2017a). Hierzu werden zunächst einige praxistheoretische Grundlagen eingeführt und anschließend eine Übertragung dieser Überlegungen auf Fragen der gemeinschaftlichen Lebensführung vorgenommen, um auf diese Weise ein praxistheoretisch angereichertes Konzept gemeinschaftlicher Lebensführung zu entwickeln.

Praxistheorien fordern eine subjektorientierte Konzeption von Lebensführung heraus, indem sie die Bedeutung von Materialität, Routine und implizitem Wissen hervorheben (vgl. Reckwitz 2003: 289ff.). Aus dieser Perspektive ist Lebensführung zwar auch von individuellen Entscheidungen und Motiven, aber noch vielmehr von Habituskonstruktionen, geteilten Bedeutungen sowie materiellen und sozialen Arrangements abhängig. Somit führen im Rahmen der alltäglichen Lebensführung nicht in erster Linie die Individuen, sie wird vielmehr stark durch soziale Prozesse und Praktiken geprägt, in die die Individuen eingebettet sind. Demnach wäre die vermeintlich individuelle Lebensführung vielmehr als spezifische Praktiken-Materialitäten-Arrangements (vgl. Schatzki 2016: 33) zu verstehen. Die einzelnen Elemente der Praktiken, bzw. der Lebensführung werden dabei zwar von den Träger*innen (vgl. Reckwitz 2003: 291) aktiv verbunden, diese Verbindung erfolgt jedoch überwiegend nicht-intentional, sodass Individuen nur einen eingeschränkten Zugriff auf die Gestaltung ihrer Lebensführung haben (vgl. ebd.: 296). Dies impliziert eine Dezentrierung des Individuums, bzw. des Subjekts im Rahmen einer praxistheoretisch angereicherten Konzeption (gemeinschaftlicher) Lebensführung. Auf diese Weise wird es auch möglich die Lebensführung genauer hinsichtlich der Praktiken zu differenzieren, die dabei realisiert werden, und somit auch die Auswirkungen der Lebensführung für eine nachhaltige Entwicklung in den Blick zu nehmen. Die eingenommene Perspektive möchte dabei die Bedeutung und Relevanz subjektorientierter Konzeptionen von Lebensführung nicht grundsätzlich infrage stellen. Dennoch erscheint eine Fokusverschiebung hinsichtlich des Erkenntnisinteresses dieser Untersuchung sinnvoll.

10.2.1 Theoretische Grundlagen moderner Praxistheorien

Praxistheoretische Theorieansätze haben in den letzten Jahren in der Soziologie, aber auch in anderen Sozialwissenschaften immer weiter an Bedeutung gewonnen. Sie treten mit dem Ziel an, einige zentrale soziologische Dichotomien zu überwinden, indem sie versuchen mithilfe eines modifizierten Basisvokabulars, »zwischen Struktur und Handlung, einer Regel und ihrer Anwendung, der Makro- und der Mikroperspektive sowie zwischen Gesellschaft und Individuum« (Schäfer 2016b: 11) zu vermitteln. Die Lösungsansätze sind hierbei vielfältig. Bislang handelt

es sich bei Praxistheorien³ – wie bereits der Plural in der Bezeichnung impliziert – weniger um einen festen theoretischen Block, eine homogene, in sich konsistente und widerspruchsfreie Theorie, sondern vielmehr um eine »heterogene, aber dennoch definierbare Theoriebewegung« (ebd.: 9), die sich durch verschiedene Gemeinsamkeiten, aber vor allem dadurch auszeichnen, wogegen sie sich abgrenzt (vgl. Reckwitz 2003: 284).

Im Gegensatz zu anderen gesellschafts- und sozialtheoretischen Ansätzen stellen Praxistheorien soziale Praktiken in den Mittelpunkt soziologischer Analysen. Sie folgen somit dem Aufruf von Anthony Giddens, der in der Einführung seiner Theorie der Strukturierung dazu anregt, nicht die Erfahrungen individueller Akteure oder die Existenz sozialer Totalitäten, sondern vielmehr »social practices ordered across space and time« (Giddens 1986: 2) zum zentralen Untersuchungsgegenstand sozialwissenschaftlicher Analyse zu machen. Neben Giddens werden auch Pierre Bourdieu und Jean Lave zu den Praxistheoretiker*innen der ersten Stunde – der sogenannten ersten Generation der Praxistheoretiker*innen – gezählt (vgl. Hui et al. 2017b: 1). Der aktuellen, zweiten Generation werden unter anderen Theodore Schatzki, Andreas Reckwitz, Silvia Gherardi, Elizabeth Shove, Mika Pantzar und Matt Watson sowie Stephen Kemmis zugeordnet (vgl. ebd.). Reckwitz zufolge handelt es sich bei Praxistheorien um eine spezifische Form der Kulturtheorien oder auch sozialkonstruktivistischen Theorien, die sich dadurch auszeichnen, wo sie das Soziale lokalisieren (vgl. Reckwitz 2003: 287). In Abgrenzung zu strukturalistischen Theorien, die das Soziale auf der Ebene der subjektübergreifenden Strukturen verorten sowie zweck- und normorientierten Handlungstheorien, die das Soziale als Produkt individueller Akte, bzw. auf der Ebene sozialer Regeln festmachen, konstruieren Kulturtheorien die Frage nach dem Ort des Sozialen als »Frage nach dem Ort des Kulturellen, des Sinnhaft-Symbolischen« (ebd.: 288). Doch nicht alle Kulturtheorien sind Reckwitz zufolge Praxistheorien. Theorien der sozialen Praxis zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass sie das Soziale nicht wie andere Kulturtheorien im (kollektiven) menschlichen Geist (Mentalismus) oder in einem Konglomerat von Texten und Symbolen (Textualismus) verorten, sondern vielmehr in sozialen Praktiken (vgl. ebd. 289).

Eine wichtige Gemeinsamkeit der Theorien der sozialen Praktiken liegt laut Reckwitz darin, dass sie die Bedeutung von Materialität, impliziten Wissensformen und Routinen hervorheben (vgl. ebd.: 289ff.). Auf diese Weise beziehen sie

3 Anstelle von Praxistheorien, wäre es auch möglich von Theorien sozialer Praktiken oder Praktikentheorien zu sprechen, da es in vielen Ansätzen eher um Praktiken geht, die ins Zentrum der soziologischen Betrachtung gerückt werden (vgl. Schatzki 1996, 2016; Shove et al. 2012). Da der Begriff Praxistheorie jedoch im deutschen Sprachraum verbreitet und üblich ist, wird er auch in der Folge beibehalten.

Position gegen die »Rationalismen und Intellektualismen anderer Sozial- und Kulturwissenschaften« (ebd.: 290). Die *Materialität* kann sich dabei in zwei grundlegenden Instanzen ausdrücken: den Körpern und den Artefakten (vgl. ebd.). Auf diese Weise solle die simple, aber fruchtbare Einsicht rehabilitiert werden, »dass Praktiken nichts Anderes als Körperbewegungen darstellen und dass Praktiken in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ›Dingen‹, ›Objekten‹ bedeuten, was jedoch weder im Sinne eines Behaviorismus noch eines Technizismus zu verstehen ist« (ebd.). Während die Artefakte als Gegenstände verstanden werden, »deren sinnhafter Gebrauch [...] Bestandteil einer sozialen Praktik [ist] oder die soziale Praktik selbst darstellt« (ebd.: 291), verweist der Bezug zu Körpern auf die »Inkorporiertheit von Wissen« und die »Performativität« des Handelns (ebd.: 290). Dabei werden Praktiken immer als »skillfull performances« von kompetenten Körpern« (ebd.) konzipiert.

Ein solches Verständnis ist auch mit der wichtigen theoretischen Kategorie des *impliziten Wissens* verbunden (vgl. ebd.: 291ff.). In Abgrenzung zu anderen sozialtheoretischen Ansätzen, die die Intentionalität (*homo oeconomicus*), die Normativität (*homo sociologicus*) oder die Bedeutung symbolischer Schemata (Kulturalismus) ins Zentrum stellen, werde Handeln in Praxistheorien in erster Linie als »wissensbasierte Tätigkeit begriffen, [...] als Aktivität, in der ein praktisches Wissen, ein Können im Sinne eines ›know how‹ und eines praktischen Verstehens zum Einsatz kommt« (ebd.: 292). Dies bedeutet nicht, dass andere Elemente (z.B. Intentionalität, normative Kriterien, symbolische Schemata) keine Rolle spielen, aber dass sie im Rahmen von Praxistheorien modifiziert und neu eingebettet werden müssen (vgl. ebd.: 291f.).

Die Betonung von *Routine* verweist Reckwitz zufolge schließlich auf das Spannungsfeld zweier Strukturmerkmale von Praktiken: Routinisiertheit auf der einen und Unberechenbarkeit auf der anderen Seite, wobei ersterer ein besonderes Gewicht eingeräumt wird, da der »Sozialwelt die basale Eigenschaft der Routinisiertheit« (ebd.: 294) zukommt, sobald man sie als ein Netzwerk sozialer Praktiken ansieht. Die Unberechenbarkeit, die der Routinisiertheit gegenübersteht, ließe sich vor allem mit der »relativen ›Offenheit‹ für Misslingen, Neuinterpretation und Konflikthaftigkeit des alltäglichen Vollzugs« (ebd.) erklären.

Doch was genau sind soziale Praktiken? Welche Rolle kommt den Individuen in der theoretischen Konzeption zu? Und wie lassen sich soziale Praktiken von zum Teil synonym verwendeten Begriffen, wie etwa Praxis, Gewohnheit, Routine, Verhalten oder Tun unterscheiden?

Konzeptionen sozialer Praktiken

Reckwitz definiert soziale Praktiken als »ein typisiertes, routiniertes und sozial ›verstehbares‹ Bündel von Aktivitäten« (ebd.: 289), »als know-how abhängige und

von einem praktischen ›Verstehen‹ zusammengehaltenen Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ›inkorporiert‹ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ›verwendeten‹ materiellen Artefakten annehmen« (ebd.).

Der Sozialphilosoph Theodore Schatzki hebt darüber hinaus zwei unterschiedliche Bedeutungsebenen des Praktikbegriffs hervor (vgl. Schatzki 1996: 88ff.). Auf der ersten Bedeutungsebene lassen sich Praktiken als »a temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings« (ebd.: 89) definieren. Es handelt sich somit um ein Geflecht aus verschiedenen Verhaltensweisen, die sich im Zeitverlauf entfalten und räumlich verstreut sind. Besonders betont er in der Folge die Verbindung der unterschiedlichen »doings and sayings«.⁴ Dabei unterscheidet er drei zentrale Formen der Verbindung: »(1) through understandings, for example, what to say and do; (2) through explicit rules, principles, precepts, and institutions; and (3) through what I will call ›teleoaffective‹ structures embracing ends, projects, tasks, purposes, beliefs, emotions, and moods« (ebd.). Praktiken werden somit als durch kollektives Wissen, Regeln oder Ziele zusammengehaltene Arrangements unterschiedlicher Tätigkeiten definiert. Die zweite Bedeutungsebene des Begriffs verweist weniger auf die Praktik als analytische Einheit, sondern vielmehr auf die konkrete Ausführung: »performing an action or carrying out a practice« (ebd.: 90). Diese Bedeutungsebene benennt »das fortlaufende Geschehen als Kern menschlichen Lebens mittels eines stetigen Stroms von Aktivitäten und erinnert uns daran, dass Existenz ein Sich-Ereignen ist, dass die Form eines unaufhörlichen Durch- und Ausführens annimmt« (ebd.: 91, Übersetzung B.G.).

Vergleichbare Konzeptionen der beiden zentralen Bedeutungsebenen findet sich – unter variierenden Begrifflichkeiten – auch bei anderen Praxistheoretiker*innen. So betont Stefan Hirschhauer (2016: 46), dass es wichtig sei, zwischen Praxis und Praktiken analytisch zu differenzieren. Während der Begriff der *Praxis* »den körperliche[n] Vollzug sozialer Phänomene« bezeichnet, markiert der Begriff der *Praktik*

»bestimmbare Formen dieses Vollzugs: Typen von Aktivitäten, Weisen des Handelns, Verhaltensmuster, Interaktionsformen. Menschliches Handeln und Verhalten – d.h. Praxis – findet also im Rahmen von Praktiken statt, d.h. im Rahmen von kulturell vorstrukturierten *ways of doings*, deren Verlaufsmuster in die sich Handelnde bei ihrem Tun verwickeln.« (Ebd., Hervorhebungen im Original, siehe auch Reckwitz 2002: 249)

4 Hirschhauer (2016) weist darauf hin, dass »sayings« strenggenommen keine distinkte Kategorie, sondern vielmehr eine spezifische Form der »doings« sind und kritisiert Schatzkis Hervorhebung der »sayings« in seiner bekannten Definition als linguistisch (ebd.: 55).

Elizabeth Shove, Mika Pantzar und Matt Watson (2012: 7) beschreiben die Differenz von Praktiken und Praxis anhand des Begriffspaares »practice as entity« und »practice as performance«, was sie am Beispiel des Skateboardfahrens verdeutlichen. Dieses existiert zum einen als soziales Phänomen (*entity*), über das gesprochen werden kann, als soziales Schema, das verschiedene Elemente (das Skateboard, bestimmte Orte, eine Reihe von Kompetenzen subkulturelle Bedeutungen etc.) beinhaltet. Zum anderen existiert Skateboardfahren aber auch als spezifischer Akt, als konkretes Tun, durch den das Schema ausgefüllt und (re-)produziert wird (*performance*) (vgl. ebd.).

Die unterschiedlichen Bedeutungsebenen sozialer Praktiken sind zwar analytisch differenzierbar, jedoch eng miteinander verwoben. So argumentiert Schatzki (1996: 90): »Each of the linked doings and sayings constituting a practice is only in being performed. Practice in the sense of do-ing, as a result, actualizes and sustains practices in the sense of nexus of doings«. Oder, in den Worten von Shove et al.:

»It is through performance, through the immediacy of doing, that the ›pattern‹ provided by the practices-as-an-entity is filled out and reproduced. It is only through successive moments of performance that the interdependencies between elements which constitute the practice as entity are sustained over time.« (Shove et al. 2012: 7)

Mit Schatzki (vgl. 1996) lassen sich darüber hinaus grundsätzlich zwei Formen von Praktiken, bzw. *practices-as-entity* unterscheiden. Als »dispersed practices« (ebd.: 91), zu Deutsch zerstreute Praktiken, bezeichnet Schatzki sehr grundlegende Praktiken, die in unterschiedlichen Bereichen des sozialen Lebens relevant sind. Beispiele hierfür sind ihm zufolge etwa Praktiken der Beschreibung, der Ordnung, der Erklärung oder der Vorstellung. Im Gegensatz dazu handelt es sich bei »integrative practices« (ebd.) (integrative Praktiken) um komplexere Formen, die in spezifischen Bereichen des sozialen Lebens zu finden sind und für diese konstitutiv sein können. Beispiele hierfür sind Praktiken des Kochens, der Lehre oder der Erholung, aber auch religiöse Praktiken oder Geschäftspraktiken (vgl. ebd.: 98ff.).

Doch welche Elemente sind für Praktiken konstitutiv? Während die Definitionen von Schatzki eher eine Kombination unterschiedlicher Aktivitäten impliziert, die durch Verstehen, Regeln oder auch Institutionen verbunden sind, geht Reckwitz (vgl. 2002) einen Schritt weiter, indem er erneut die Bedeutung materieller Elemente und (impliziten) Wissens hervorhebt. Ihm zufolge besteht eine Praktik aus »mehreren vernetzten Elementen: Formen körperlicher Aktivitäten, Formen mentaler Aktivitäten, ›Dinge‹ und ihre Nutzung, ein Hintergrundwissen in Form von Verstehen, Knowhow, emotionale Zustände und motivationalem Wissen« (ebd.: 249, Übersetzung B.G.). Die Existenz einer Praktik, verstanden als »Block« dieser Elemente, »beruht notwendigerweise auf der Existenz und der spezifischen

Vernetzung dieser Elemente und kann nicht auf irgendein einzelnes dieser Elemente reduziert werden« (ebd.: 250, Übersetzung B.G.). Gleichzeitig wird die Praktik als Muster durch vielfältige und oftmals einzigartige Ausführungen reproduziert (vgl. ebd.). Auf diesen Überlegungen aufbauend entwickeln Shove et al. (vgl. 2012) eine Heuristik, die dabei hilft, verschiedene Bestandteile von Praktiken zu differenzieren. Ihnen zufolge bestehen soziale Praktiken im Wesentlichen aus drei zentralen Elementen – »materials«, »meanings« und »competences« –, die von Praktikern oder Träger*innen der Praktik aktiv integriert werden (ebd.: 14). Materialien umfassen dabei unter anderem Dinge, aber auch Technologien und materielle Entitäten. Auch die Bedeutungen einer Praktik können vielfältig sein. In dieser Kategorie werden unter anderem symbolische Bedeutungen, Ideen und Ansprüche versammelt. Kompetenzen beinhalten schließlich Techniken, Know-how, Fähigkeiten und Ähnliches (vgl. ebd.).

Die Rolle der Subjekte in Praxistheorien

An dieser Stelle zeigt sich deutlich eine der Perspektivenverschiebungen, die durch die Praxistheorien im Vergleich zu Handlungstheorien, aber auch im Vergleich zu den bisherigen Konzeptionen von alltäglicher und gemeinschaftlicher Lebensführung vorgenommen wird und mit der Bedeutung und Konzeption der Subjekte und ihrem Platz in dieser Theorieschule zusammenhängt. Anstatt sie als (rationale) Akteure ins Zentrum ihrer Analyse zu stellen, kommt den Subjekten in Praxistheorien eine neue Rolle zu. Sie werden als »bodily and mental agents« (Reckwitz 2002: 250) konzipiert, die als Träger*innen sozialer Praktiken in der konkreten Situation die Elemente einer Praktik verbinden. Dabei sind sie nicht nur Träger*innen bestimmter »Muster körperlichen Verhaltens, sondern auch routinierter Wege des Verstehens, des Know-hows und des Begehrens« (ebd., Übersetzung B.G.), die als Qualitäten der Praktiken und nicht als Qualitäten der Individuen konzipiert werden. Shove et al. (vgl. 2012: 7) betonen, dass eine solche Konzeption eine radikale Abkehr von konventionellen Ansätzen darstellt, in denen Wissen und Ziele als individuelle Eigenschaften konzipiert werden. Entsprechend sind sowohl Individualität als auch Soziale Ordnung das Ergebnis sozialer Praxis (vgl. Schatzki 1996: 13).⁵ Gleichzeitig besitzen die Subjekte eine gewisse Autonomie, die jedoch stets in Praktiken eingebettet ist:

»As carriers of a practice, they are neither autonomous nor the judgmental dopes who conform to norms: They understand the world and themselves, and use know-

5 An dieser Stelle zeichnen sich Anschlussmöglichkeiten zu sozialkonstruktivistischen Sozialisationstheorien (vgl. Grundmann 1999, 2006, 2015) ab. Etwa hinsichtlich der wechselseitigen Konstruktionsprozesse von Ontogenese und Soziogenese (vgl. Grundmann 1999: 26ff.) oder der Bedeutung der konkreten Handlungsvollzüge für die Sozialisation (vgl. Grundmann 2015: 169ff.).

how and motivational knowledge, according to the particular practice.« (Reckwitz 2002: 256)

Subjekte werden von Reckwitz im Anschluss an Simmel als »Kreuzungspunkte« einer Vielzahl von Praktiken konzipiert (vgl. Reckwitz 2003: 296): »the ›individual‹ consists in the unique crossing of different mental and bodily routines ›in‹ one mind/body and in the interpretative treatment of this constellation of ›crossing‹« (Reckwitz 2002: 257).⁶ Als notwendige Ergänzung kann argumentiert werden, dass Individuen nicht nur als temporäre Kreuzungspunkte zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern vielmehr auch als Speicher vergangener Kreuzungen und vergangener Praxen fungieren. Dies lässt sich auf Sozialisationsprozesse zurückführen, bei denen durch die konkrete Praxis sowohl die Subjekte (*Ontogenese*) als auch die soziale Welt und die mit ihr verbundenen Praktiken (*Soziogenese*) reproduziert und dabei immer auch verändert werden (vgl. Grundmann 1999: 26ff., 2015: 166ff., siehe auch Abbildung 5). Dabei schreibt sich die Ausführung von und die Partizipation an Praktiken ganz direkt in die Körper der Subjekte ein. So werden etwa durch die Reproduktion von Sportpraktiken die Muskeln der Träger*innen trainiert, was sich zu einer Veränderung der Körperstruktur führt. Ein weiteres Beispiel wäre ein Unfall, der sich in Form einer Narbe direkt in die Haut des Individuums einschreibt. Doch nicht nur der Körper, auch das Gehirn fungiert als Speicher. Hier werden, so ließe sich argumentieren, durch die Reproduktion von Praktiken neue Verknüpfungen und neuronale Anschlüsse geschaffen, die sich unterscheiden, je nachdem welche Praktiken ausgeführt werden. Wie im Anschluss an die Überlegungen von Welzer (vgl. 2012: 12f.) festgehalten werden kann, werden Subjekte auf diese Weise auch zu Träger*innen sozial geteilter »mentaler Infrastrukturen«, historisch spezifischer Vorstellungen von Glück, Freiheit und gutem Leben, die sich in ihrem Habitus niederschlagen. Gleiches gilt auch für die Soziogenese. Durch die Reproduktion sozialer Praktiken durch die Träger*innen wird die soziale Welt verändert und modifiziert. Das Verhältnis von Praktiken und Individuen lässt sich mit Hilmar Schäfer folgendermaßen zusammenfassen:

»Praktiken bestehen bereits, bevor der/die Einzelne handelt, und ermöglichen dieses Handeln ebenso wie sie es strukturieren und einschränken. Sie werden nicht nur *von uns* ausgeführt, sie existieren auch *um uns herum* und historisch *vor uns*. Sie zirkulieren unabhängig von einzelnen Subjekten und sind dennoch davon abhängig, von ihnen ausgeführt zu werden.« (Schäfer 2016b: 12, Hervorhebungen im Original)

6 Die Eigenschaft der Individuen als »Kreuzungspunkt« verschiedener sozialer Praktiken impliziert zugleich die Zugehörigkeit zu verschiedenen sozialen Welten. Für die Frage, welche Folge eine solche Heterogenität für Individuen, aber auch für gesellschaftliche Machtverhältnisse haben kann, vgl. die »theory of multiple membership« von Susan Leigh Star (1990).

Praktiken, Gewohnheiten und Routinen

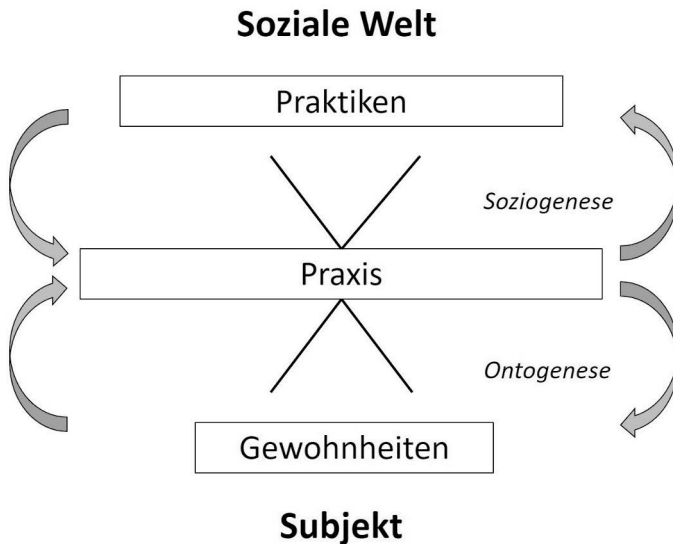
Nachdem nun einige grundsätzliche Charakteristika und Differenzierungen von Praktiken und ihres Verhältnisses zum Subjekt eingeführt wurden, wird in der Folge die Frage diskutiert, in welchem Verhältnis die Begriffe der Praxis und der Praktik zu den verwandten Begriffen *Gewohnheit* und *Routine* in stehen. Dabei ist zunächst festzustellen, dass der Begriff Gewohnheiten (Habits) in den letzten Jahren in konsumwissenschaftlichen Studien – oftmals mit einem Bezug zu Fragen der Nachhaltigkeit – eine verstärkte Aufmerksamkeit erfährt (vgl. z.B. Warde/Southern 2012: 6ff., siehe auch Kapitel 7.2). Dies hängt unter anderem damit zusammen, dass mit der Zeit deutlich geworden ist, dass Gewohnheiten von klassischen Konzepten der Konsumforschung kaum berücksichtigt werden (vgl. Warde/Southern 2012: 7), sie jedoch – insbesondere auch für Fragen der Nachhaltigkeit – zentral sind (vgl. ebd.: 1f.).⁷ Zugleich existiert eine Vielzahl von Definitionen, die stark von den theoretischen Konzepten abhängig sind, die zur Erklärung herangezogen werden (ebd.: 7). In behavioristischen und Rational-Choice-Ansätzen werden Gewohnheiten oftmals als störende Einflüsse oder Hürden interpretiert, die Individuen davon abhalten, rational zu entscheiden (vgl. ebd.: 8). Eine solche Definition erscheint jedoch deutlich zu kurz zu greifen, da sie Gewohnheiten externalisiert und dem eigentlichen Tun entgegenstellt. In Abgrenzung zu diesen dominanten Ansätzen argumentiert Shove (vgl. 2012) auf Grundlage praxistheoretischer Überlegungen für eine fundamentale Verschiebung der Perspektive. Mithilfe eines Gedankenexperiments stellt sie die Frage nach der Entstehung von Gewohnheiten gewissermaßen auf den Kopf, indem sie nicht von den Individuen, sondern vielmehr von den Gewohnheiten ausgeht und fragt, wie diese passende Träger*innen rekrutieren (vgl. ebd.: 100). Gewohnheiten werden dabei als Praktiken definiert, »die wiederkehrend sind und ständig von passenden, engagierten Praktiker*innen reproduziert werden« (ebd.: 103, Übersetzung B.G.). Menschen werden in dieser Perspektive zu »Kreaturen – im Sinne von Sklaven – der gewohnheits-verlangenden Praktiken, deren Träger*innen sie sind« (ebd.: 101, Übersetzung B.G.).

An dieser Stelle wird in Abgrenzung zu Shove jedoch eine sozialisationstheoretisch informierte Definition von Gewohnheit vorschlagen, die obgleich im Rahmen eines praxistheoretischen Ansatzes, die Gewohnheit stärker dem Individuum

7 Schon Max Weber, der oftmals für seine zweck- und wertrationalen Handlungskonzepte herangezogen wird, verweist darauf, dass der überwiegende Teil unseres Verhaltens unbewusst und routiniert erfolgt: »Das streng traditionale Verhalten steht – ganz ebenso wie die rein reaktive Nachahmung [...] – ganz und gar an der Grenze und oft jenseits dessen, was man ein ›sinnhaft‹ orientiertes Handeln überhaupt nennen kann. Denn es ist sehr oft nur ein dumpfes in der Richtung der einmal eingelebten Einstellung ablaufendes Reagieren auf gewohnte Reize. Die Masse alles eingelebten Alltagshandelns nähert sich diesem Typus.« (Weber [1922] 1972: §2)

zugehörig verortet und Gewohnheiten gewissermaßen als individuelle Entsprechungen sozialer Praktiken (as entities) interpretiert (vgl. Abbildung 5). Grundmann (vgl. 2015: 169ff.) zeigt in seinem Ansatz von Sozialisation als Beziehungspraxis, dass zwischen der Entwicklung von Subjekten (Ontogenese) und sozialer Ordnung/Welt (Soziogenese) eine dialektische, reziproke Beziehung besteht. Im Anschluss an diese Überlegungen ist es möglich, das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft aus praxistheoretischer Perspektive genauer zu bestimmen. In diesem Sinne sind Gewohnheiten sich wiederholende Verhaltensschemata von Subjekten. Diese sind jedoch nicht unabhängig von sozialen Praktiken, sondern vielmehr ein Teil davon. Soziale Praktiken können nur sozial entstehen und bestimmt werden. Zugleich existieren jedoch auch auf individueller Ebene Verhaltensregelmäßigkeiten, die individuell und interindividuell stark variieren können. Diese entstehen zwar durch die Einbindung der Subjekte in soziale Praktiken, der individuell spezifische Vollzug wirkt jedoch auch auf die Entwicklung der Praktiken zurück. Gewohnheit verweist in diesem Sinne auf die individuelle Variation, die sich innerhalb einer sozialen Praktik formiert. Eine solche Konzeptualisierung verweist auf die reziproke Beziehung zwischen Gewohnheiten, Praktiken und Praxis.

Abbildung 5: Das Verhältnis von Gewohnheiten, Praktiken und Praxis (eigene Darstellung)



Auf Grundlage dieser Überlegungen ist es möglich, Gewohnheiten und Praktiken mithilfe von sozialisationstheoretischen Konzepten zu verbinden. Wie in Ab-

bildung 5 sehr schematisch dargestellt, formt die konkrete Ausführung, die Praxis, sowohl die Praktik als auch die Träger*innen von Praktiken, bzw. ihre Gewohnheiten und ihren Habitus (vgl. Bourdieu 2013: 277ff.).⁸ Darüber hinaus öffnet sich durch eine solche Konzeption auch die Möglichkeit, (bewusste) Versuche der Einflussnahme auf Gewohnheiten im Rahmen der alltäglichen Lebensführung theoretisch abzubilden. Hierfür ist die von Gregor Bongaerts eingeführte Unterscheidung zwischen Gewohnheit und Routine hilfreich (vgl. Bongaerts 2007: 257ff.). Auf Grundlage eines Vergleichs der theoretischen Konzepte Bourdieus Habitus (*Gewohnheit*) und der Habitualisierung von Berger und Luckmann (*Routine*) verweist Bongaerts auf »unterschiedliche Aneignungsmodi ›impliziten‹ Wissens« (ebd.: 249). Während Routine ein »ursprünglich bewusst trainiertes Handeln bezeichnet, [beruhen Gewohnheiten] gerade auf der Aneignung von Verhaltensweisen, die nicht das Bewusstsein im Sinne eines Entwurfs, Ziels oder Plans durchlaufen haben müssen« (ebd.: 256). In diesem Sinne, wären Routinen somit spezifische Formen von Gewohnheiten. Und zwar solche, die auf intentionale Eingriffe, auf »Antrainieren«, zurückzuführen sind. Dies ist für eine Konzeption nachhaltiger Lebensführung relevant, da auf diese Weise die aktiven Versuche nachhaltigkeitsorientierter Individuen und Gruppen berücksichtigt werden können, ihre Lebensführung nachhaltiger zu gestalten, ohne die vorangestellten praxistheoretischen Überlegungen zu vernachlässigen.

Bündel sozialer Praktiken

Nachdem nun die theoretische Konzeption sowie verschiedene Facetten einzelner Praktiken vorgestellt wurden, stellt sich abschließend die Frage nach der Beziehung derselben und den Verbindungen zwischen ihnen. Schäfer (vgl. 2016b: 11) weist darauf hin, dass in Praxistheorien Handlungen nicht isoliert, sondern vielmehr im Zusammenhang perspektivieren, den Schatzki (2001: 11) als »field of practices«, bzw. als »total nexus of interconnected human practices« bezeichnet. Dies führt dazu, dass die »Identität einer Praxis« nur in ihrem Verhältnis zu anderen Praktiken bewertet werden kann (vgl. Schäfer 2016b: 11). Ähnlich argumentiert auch Reckwitz (2003), indem er die »relative Veränderungsoffenheit« der Praxis unter anderem darauf zurückführt, dass »in der sozialen Welt nicht einzelne diskrete ›soziale Praktiken‹ isoliert vorkommen, vielmehr bildet die soziale Welt *lose gekoppelte Komplexe* von Praktiken, die häufig nur bedingt und widerspruchsvoll aufeinander abgestimmt oder gegeneinander abgegrenzt sind« (ebd.: 295, Hervorhebung im Original).

Trotz dieser frühen theoretischen Markierung dieses Aspektes lässt sich feststellen, dass sich eine große Zahl der empirischen praxistheoretischen Arbeiten

8 Hier bestehen auch Anschlussmöglichkeiten zu der Konzeption von Individuen als Kreuzungspunkte sozialer Praktiken (s.o. und vgl. Reckwitz 2002: 257).

bislang vor allem mit einzelnen Praktiken, ihrer Entstehung oder ihrer spezifischen Genealogie beschäftigt haben und weniger mit dem Verhältnis zwischen Praktiken (so z.B. Hand et al. 2005, Pantzar/Shove 2010, Warde 2013). Erst in den letzten Jahren wurde der Fokus verstärkt auf die Verbindungen von Praktiken gelegt (vgl. z.B. Hui et al. 2017a). Shove et al. (vgl. 2012: 36) argumentieren auf der Grundlage ihrer Überlegungen zu den drei zentralen Elementen von Praktiken – Kompetenzen, Bedeutungen und Materialien –, dass sich diese Elemente nicht nur zu einzelnen Praktiken verbinden, sondern auch als Brücken zwischen unterschiedlichen Praktiken fungieren. Neben der Verbindung einzelner Praktiken lassen sich aber auch komplexere Formen von Vernetzung beschreiben, die eine Vielzahl von unterschiedlichen Praktiken zusammenbinden. Diese werden gewöhnlich als Bündel oder Komplexe bezeichnet. Bündel sind Shove et al. zufolge »loose-knit pattern based on the co-location and co-existence of practices« (ebd.: 81). Komplexe sind dagegen »stickier and more integrated combinations, some so dense that they constitute new entities in their own right« (ebd.).

Es finden sich in unterschiedlichen praxistheoretischen Konzepten Ansätze für eine Analyse solcher Entitäten. So setzt sich etwa Schatzki (vgl. 1996: 198ff.) mit der Frage auseinander, wie kleinere (Familie, Vereine, Netzwerke etc.) und größere (Ökonomie, Bewegungen, soziale Systeme etc.) soziale Gebilde (»social formations«)⁹ aus praxistheoretischer Perspektive erfasst werden können. Den Begriff soziale Gebilde nutzt er dabei in einem sehr allgemeinen Sinne, »um jeden beliebigen Zusammenschluss der Koexistenz zu kennzeichnen, der die Leben von zwei oder mehr Personen umfasst« (ebd.: 199, Übersetzung B.G.). Soziale Gebilde werden dabei als »Scheiben oder Subkonfigurationen des gesamten Labyrinths vernetzter Praktiken [verstanden], die das soziale Feld konstituieren« (ebd.: 200, Übersetzung B.G.). Ganz ähnlich argumentieren bereits in den frühen 1990er Jahren Jean Lave und Etienne Wenger (vgl. 1991) im Rahmen ihrer Arbeiten zum »situated learning« und damit verbunden den »communities of practice«. Communities of practice werden von ihnen als »Set von Beziehungen zwischen Personen, Aktivitäten und der Welt über Zeit und im Verhältnis mit anderen tangentialen und überlappenden Praxisgemeinschaften« (ebd.: 98, Übersetzung B.G.) definiert. Im Gegensatz zu Schatzkis Konzept sozialer Gebilde, zeichnet sich der Ansatz von Lave und Wenger vor allem durch die stärkere Berücksichtigung von Individuen aus. Sie versuchen eine allgemeine Theorie des Lernens zu entwickeln, innerhalb derer Lernen nicht simplizistisch als einseitiger Vermittlungsprozess verstanden wird, sondern vielmehr als »integraler und nicht trennbarer Aspekt sozialer Praktiken« (ebd.: 31, Übersetzung B.G.). Lernen wird in der Folge nicht mehr als individueller Prozess,

9 Schatzki bezieht sich dabei explizit auf den deutschen Begriff der sozialen Gebilde, der ihm zufolge von vielen deutschen Soziolog*innen vor und auch nach dem zweiten Weltkrieg genutzt wurde (ebd.: 199). Entsprechend wird dieser in der Folge verwendet.

sondern als »Beteiligung an der sozialen Welt« (ebd.: 34, Übersetzung B.G.) konzipiert, die vor allem über die Anbindung an Praxisgemeinschaften realisiert wird. Diese wiederum »bestehen aus und sind abhängig von einer Mitgliedschaft, einschließlich ihrer charakteristischen Biografien/Verläufe, Beziehungen und Praktiken« (ebd.: 55, Übersetzung B.G.).

Als dritter zentraler theoretischer Bezugspunkt können die Überlegungen von Rahel Jaeggi (vgl. 2015) herangezogen werden, die sich auf Grundlage praxistheoretischer Überlegungen intensiv mit dem Begriff der Lebensform auseinandersetzt. In ihrem Ansatz verweist der Begriff auf »eine kulturell informierte ›Ordnung menschlicher Koexistenz‹, die ein ›Ensemble von Praktiken und Orientierungen‹ sowie ihre institutionelle Manifestation und Materialisierung umfasst« (ebd.: 16, Übersetzung B.G.). Ihr Verständnis geht dabei weit über die sozialen Formationen und die Praxisgemeinschaften hinaus, indem sie sich weniger auf die konkreten Fälle, sondern vielmehr auf Typen der Lebensgestaltung, wie etwa die bürgerliche Kleinfamilie, fokussiert (vgl. ebd. 21f). Lebensformen werden dabei als Lösungsinstanzen für gesellschaftliche Problemlagen verstanden, die sich zu bestimmten Zeitpunkten entwickeln (vgl. ebd.: 21). Ganz ähnlich argumentiert Reckwitz (2003: 295), wenn er Lebensformen als Praxiskomplexe beschreibt, »in denen Praktiken etwa in einer kulturellen Klasse, einem Milieu oder einer kulturellen Bewegung so miteinander zusammenhängen, dass sie die gesamte Lebens- und Alltagszeit der beteiligten Subjekte strukturieren«.

Nachdem nun einige wichtige Grundlagen moderner Praxistheorien eingeführt wurden, werden diese theoretischen Überlegungen in der Folge mit dem Konzept der alltäglichen Lebensführung verbunden, um auf diese Weise eine praxistheoretisch angereicherte Konzeption gemeinschaftlicher Lebensführung als sensibilisierendes Konzept für die empirische Analyse zu entwickeln.

10.2.2 Eine praxistheoretisch angereicherte Konzeption gemeinschaftlicher Lebensführung

Im Anschluss an die praxistheoretischen Grundlagen kann gemeinschaftliche Lebensführung zunächst grundlegend als Bündel sozialer Praktiken definiert werden. Zugleich ist es jedoch nötig die gemeinschaftliche Lebensführung weiter hinsichtlich der Begriffe »soziale Gebilde«, »community of practice« und »Lebensform« zu verorten. Dabei lässt sich feststellen, dass die ersten beiden Begriffe sehr ähnliche Phänomene beschreiben und somit als weitestgehend äquivalent angesehen werden können, auch wenn sie rein begrifflich noch stärker mit organisatorischen sozialen Einheiten, wie beispielsweise einem Wohnprojekt, verbunden sind und weniger die Dynamik sozialer Wirklichkeit hervorheben als es der Begriff der Lebensführung tut. Der Begriff der Lebensform hebt dagegen sehr viel stärker auf die typische Form ab, also die Ausprägung, die eine Lebensführung annimmt. In

Anschluss an Rahel Jaeggi (vgl. 2015) kann gemeinschaftliches Wohnen als neue Lebensform interpretiert werden, die versucht, auf die ökologischen (Klimawandel, Umweltzerstörung) und sozialen Probleme (Ungleichheit, Vereinzelung etc.) aktueller Gesellschaften zu reagieren und Lösungen anzubieten, die von den anderen Lebensformen (z.B. der bürgerlichen Kleinfamilie) nicht geleistet werden können, während der Begriff der Lebensführung die konkrete Ausgestaltung und den Vollzug derselben fokussiert.

Hinsichtlich einer praxistheoretischen Konzeption gemeinschaftlicher Lebensführung können drei Ebenen differenziert werden. Diese gehen auf die Unterscheidungen bei Shove et al. (vgl. 2012: 81) (Praktik – Bündel – Komplex) oder auch bei Schatzki (vgl. 2016: 33) (Praktik – Materialitäten-Arrangement – Bündel – Konstellation) zurück und bieten die Möglichkeit die unterschiedlichen Praktiken und Praktikenbündel der gemeinschaftlichen Lebensführung differenziert zu analysieren:

Erstens, die Ebene der einzelnen Praktiken. Diese können identifiziert und geordnet werden. Außerdem ist es möglich, die einzelnen Praktiken, ihre Elemente und Entwicklung fokussiert in den Blick zu nehmen. Auf der zweiten Analyseebene werden die Bündelungen von verschiedenen Praktiken zu Praxisbereichen analysiert. Dabei stellen sich etwa die Fragen, welche Praktiken sich wie verbinden und welche Gründe hierfür zu finden sind. Mit welchen sozio-materiellen Arrangements sind die Praktikenbündel verbunden, welche Bewohner*innen partizipieren an ihnen und welche Verbindung besteht zur soziale-ökologischen Umwelt? Die dritte Ebene bezieht sich schließlich auf die Ebene der gemeinschaftlichen Lebensführung in ihrer ganzen Breite. Dabei lässt sich fragen, wie die gemeinschaftliche Lebensführung konzipiert und von anderen Praktikkomplexen differenziert werden kann, wie genau sie ausgestaltet ist oder auch welche Bedeutung einzelne Praktiken oder Praktikenbündel für die gemeinschaftliche Lebensführung haben. Es ist zu berücksichtigen, dass die Ebenen in der empirischen Realität nicht trennscharf sind, sondern sich überlappen und gegenseitig hervorbringen. Es handelt sich somit nicht um voneinander getrennte, distinkte Ebenen des Sozialen, die klar voneinander abgrenzbar sind, sondern um eine Differenzierung, die dazu beitragen soll die komplexe Wirklichkeit aufzubrechen und handhabbar zu machen. Die Differenzierung ist somit heuristisch und nicht ontologisch (vgl. ebd.: 30ff.).

Die gemeinschaftliche Lebensführung in den Wohnprojekten lässt sich in der Folge hinsichtlich der einzelnen Praktiken und Praktikenbündel weiter ausdifferenzieren. Sie setzt sich unter anderem aus Praktiken der Selbstverwaltung und Organisation, Beziehungs- und Gemeinschaftspraktiken sowie Praktiken des Konsums zusammen. Darüber hinaus haben auch Praktiken der politischen Partizipation und des freiwilligen Engagements sowie Erwerbs- und Ausbildungspraktiken eine Relevanz für die Lebensführung in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten (vgl. Kapitel 15). Es wird jedoch im Laufe der Analyse noch zu klären sein,

in welchem Verhältnis sie in der Empirie genau zu den Wohnprojekten stehen, da sie sowohl als Teil der Lebensführung in den Wohnprojekten, zugleich aber auch als Teil anderer sozialer Gebilde in Erscheinung treten können. Versteht man gemeinschaftliche Lebensführung als Bündel sozialer Praktiken, so stellen sich im Anschluss die Fragen danach, wie diese genau ausgestaltet sind, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen, welche Relevanz den materiellen und sozialen Arrangements und geteilten Bedeutungen zukommt, welche Rolle geteilte Bedeutungen und Ideologien sowie den Subjekten der gemeinschaftlichen Lebensführung, den einzelnen Bewohner*innen, in der theoretischen Konzeption zukommt.

Da Materialitäten eine wichtige Rolle für soziale Praktiken spielen, erscheint es sinnvoll, diese auch in der Konzeption gemeinschaftlicher Lebensführung zu berücksichtigen. Sie sind relevant, da gemeinschaftliche Lebensführung als Bündel sozialer Praktiken stark mit »materieller Arrangements« (Schatzki 2013: 32) verbunden ist und »Ebbe und Flut von etablierten und neuen Praktiken aus der komplexen Einlagerung von Aktivitäten, materiellen Arrangements und Praktiken entstehen« (ebd.: 37, Übersetzung B.G.). Diese Einsicht impliziert für die Untersuchung der gemeinschaftlichen Lebensführung in Wohnprojekten die Notwendigkeit einer vergleichenden Analyse unterschiedlicher materieller Arrangements und ihrer Verbindungen mit sozialen Praktiken. So können etwa die räumlichen Bedingungen (z.B. die Existenz eines Gemeinschaftsraumes oder architektonische Aufteilung der Projekte) ermöglichend oder verhindernd auf die Realisierung spezifischer Praktiken und Praktikenbündel wirken. Aber nicht nur die Architektur und das materielle Arrangement des Gebäudes sind relevant für einzelne Praktiken und die Lebensführung als Ganzes. Vielmehr können – wie in der Analyse deutlich werden wird – auch die Einführung neuer materieller Artefakte und die damit verbundene (Re-)Konfiguration des materiellen Arrangements innerhalb des Gebäudes einen großen Einfluss auf die Realisierung und Entwicklung sozialer Praktiken entfalten. Dabei ist es stets unsicher, inwieweit solche Interventionen tatsächlich zur Realisierung spezifischer Praktiken führen und welche nicht-erwarteten Nebenfolgen sie entfalten.

Während in praxistheoretischen Arbeiten vor allem die Relevanz von materiellen Arrangements hervorgehoben wird, verweisen sozialkonstruktivistische Ansätze stärker auf die Bedeutung sozialer Institutionen, wie Rollen, Normen oder Regeln (vgl. Berger/Luckmann [1966] 2000: 49ff.). Diese regulieren und kontrollieren soziale Praxis, indem sie Verhaltensmuster aufstellen, die das Verhalten »in eine Richtung lenken, ohne ›Rücksicht‹ auf die Richtungen, die theoretisch möglich wären. Dieser Kontrollcharakter ist der Institutionalisierung als solcher eigen.« (Ebd.: 58). Soziale Institutionen entstehen laut Peter Berger und Thomas Luckmann infolge von Sozialisationsprozessen im Rahmen konkreter Praxis. Die Entstehung erfolgt dabei in mehreren Schritten: Zunächst werden Verhaltensweisen von Individuen habitualisiert. Anschließend werden sie reziprok typisiert, dann institutio-

nalisiert und schließlich im Laufe der Zeit objektiviert, sodass sie dem Menschen »als äußeres zwingendes Faktum gegenüberstehen« (ebd.: 62). Um eine Vernachlässigung dieser Aspekte der sozialen Wirklichkeit und ihrer Bedeutung für die Entstehung und Entwicklung sozialer Praktiken vorzubeugen, erscheint es sinnvoll, sie an dieser Stelle einzuführen und mit der praxistheoretischen Perspektive zu integrieren.

Aus praxistheoretischer Perspektive können soziale Institutionen, analog zu Materialitäten, als wichtiger strukturierender Teil der Lebensführung und als Kreuzungspunkte innerhalb des Bündels sozialer Praktiken verstanden werden, die die Inklusion einzelner Praktiken sowie Konfiguration des Bündels entscheidend beeinflussen. Darüber hinaus ist wichtig, dass sie nicht unabhängig von den materiellen Arrangements sind, sondern eng mit diesen verflochten, beispielsweise indem sich bestimmte Rollen oder Regeln auf bestimmte Materialitäten beziehen oder in materiellen Artefakten festgehalten werden. Um dies zu verdeutlichen und für die Bedeutung von sozialen Institutionen zu sensibilisieren, wird im Folgenden, in Erweiterung von Schatzki Konzeption materieller Arrangements (vgl. Schatzki 2013: 32), der Begriff der *sozio-materiellen Arrangements* verwendet.

Ein weiterer wichtiger Aspekt besteht darin, dass die sozio-materiellen Arrangements der Lebensführung, ebenso, wie die Lebensführung selbst, nicht statisch zu denken sind, sondern sich vielmehr in einem konstanten Fluss der Reproduktion befinden (vgl. ebd.: 39). Dies bedeutet allerdings keinesfalls, dass es keine Stabilität gäbe, aber die »Persistenz von Bündeln im Laufe der Zeit ist [...] eine Art Einheit in Differenz« (ebd., Übersetzung B.G.). Das Überdauern einer Praktik, bzw. eines Bündels sozialer Praktiken basiert Schatzki zufolge auf den Aktivitäten, die sie umfasst, der Stabilisierung seiner zeitlich-räumlichen Infrastrukturen sowie dem Bestehen desselben oder ähnlichen materiellen Arrangements (vgl. ebd.: 40).

Neben der sozio-materiellen Konfiguration der Projekte selbst ist auch die Einbettung der gemeinschaftlichen Lebensführung in ihre sozialökologische Umwelt in die Analyse miteinzubeziehen. Neben der Verbindung zu anderen Praktiken und Praktikenbündeln erscheinen hierbei vor allem die Verbindungen zu (öffentlichen) Infrastrukturen von Bedeutung (vgl. Shove et al. 2015: 274, Shove 2016: 242, Cass et al. 2018: 160, Shove et al. 2019: 3). Für eine Konzeptualisierung dieser Einbettung erscheint es hilfreich, auf sozialökologische Überlegungen zurückzugreifen, die bereits in früheren Arbeiten zur alltäglichen und familialen Lebensführung eine Rolle gespielt haben (vgl. z.B. Jurczyk 2014: 122). Eine zentrale Erkenntnis der sozialökologischen Sozialisationsforschung besteht in der Einsicht, dass Individuen in vielfältige sozialökologische Umwelten eingebunden sind (vgl. Grundmann/Lüscher 2000b: 9). Überträgt man diese Überlegungen auf die Eingebundenheit von gemeinschaftlichen Wohnprojekten in den sozialen Raum der Stadtgesellschaft, eröffnet sich ein komplexes Feld von unterschiedlichen Umweltfaktoren und Anschlusspunkten (vgl. Görgen/Wendt 2018: 276).

Während die sozialökologische Sozialisationsforschung mit einem klassischen Mehrebenenmodell arbeitet (vgl. Grundmann et al. 2000: 28, Görgen/Wendt 2018: 73ff.), ist diese Konzeption aus praxistheoretischer Perspektive neu einzuordnen. So argumentiert Schatzki (2016: 30), dass sich neuere Praxistheorien durch eine »flache Ontologie« des Sozialen auszeichnen. Das bedeutet, dass Praxistheorien davon ausgehen, dass alle sozialen Phänomene – eben auch komplexe soziale Phänomene, wie Organisationen, Macht, Wissenschaft oder Staaten – als Konstellation oder Komplexe sozialer Praktiken verstanden oder darauf zurückgeführt werden können. Die »Orte des Sozialen bestehen aus Bündeln von Praktiken und materiellen Arrangements [...]. Die Gesamtheit dieser Bündel bildet das Plenum in dem sich alle sozialen Phänomene ereignen.« (Ebd.: 33) Sie liegen alle auf der gleichen Realitätsebene. Aus diesem Grund ist es aus praxistheoretischer Perspektive nicht sinnvoll unterschiedlichen ontologische Ebenen einzuführen (vgl. ebd.: 30ff.). Trotz dieser grundlegenden Annahmen erscheint es sinnvoll, zwischen sozialen Phänomenen und ihrer Umwelt zu differenzieren, eingedenk, dass sie sich auf der gleichen Realitätsebene befinden. Allerdings zeigt sich die Umwelt dann weniger in Form von einzelnen Akteuren, sondern vielmehr in einem komplexen Netz sozialer Praktiken und Praktikenbündeln, was in der weiteren Analyse berücksichtigt werden muss.

Eng mit den sozio-materiellen Arrangements der gemeinschaftlichen Lebensführung verbunden sind geteilte Ideologien, Ziele und Bedeutungen, wie Gemeinschaft, Nachhaltigkeit oder Gerechtigkeit, die im Rahmen der gemeinsamen Praxis (re-)produziert werden. Auch sie stehen mit der gelebten sozialen Praxis in einem dialektischen Verhältnis. Sie sind zum einen Produkt der Praxis und wirken andererseits auf die gemeinschaftliche Lebensführung zurück und richten diese mit aus. Aus Perspektive der Nachhaltigkeitsforschung sind sie auch deshalb relevant, da in vielen klassischen Untersuchungen der Nachhaltigkeitsforschung eine Verbindung zwischen ideologischen Vorstellungen oder auch ökologischen Einsichten und einer nachhaltigeren Lebenspraxis hergestellt werden (vgl. Kapitel 7.1). Ob sich diese These aufrechterhalten lässt und wie ihre Rolle genau ausgestaltet ist, wird im Laufe der Analyse in den Blick genommen.

Schließlich spielen auch die Subjekte für eine gemeinschaftliche Lebensführung eine wichtige Rolle. Dies klingt aus einer Perspektive der alltäglichen Lebensführung, die aufgrund ihrer Verankerung in der Subjektorientierten Soziologie ganz selbstverständlich die Bedeutung der Individuen hervorhebt, erst einmal wenig überraschend. Wenn das Individuum, bzw. das Subjekt jedoch im Rahmen einer praxistheoretischen Reformulierung der Lebensführung dezentriert wird, ist die Frage, welche Rolle es spielt erklärungsbedürftig. Wie bereits deutlich wurde, treten Individuen, bzw. Subjekte aus praxistheoretischer Perspektive weniger als rationale und unabhängige Akteure, sondern vielmehr als Träger*innen und Kreuzungspunkte vielfältiger sozialer Praktiken ins Blickfeld. Als »unique crossings«

(Reckwitz 2002: 251) unterschiedlicher sozialer Praktiken bringt jedes Subjekt eine unterschiedliche Kombination von Praktiken und Gewohnheiten, aber auch spezifische, mit diesen Praktiken verbundene Formen impliziten Wissens und Know-hows sowie Vorstellungen von Freiheit, Glück und gutem Leben, die infolge von Sozialisationsprozessen in seinen »mental Infrastrukturen« (Welzer 2011) verankert sind, in die gemeinschaftliche Lebensführung ein und gestaltet sie auf diese Weise mit. Dies geschieht jedoch überwiegend nicht intentional, sondern durch die Partizipation an einer »community of practice« (vgl. Lave/Wenger 1991: 29) im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung.

Darüber hinaus scheint es auch an dieser Stelle bedeutsam, dass sich die sozio-materielle Konfiguration der Praktiken-Bündel und damit auch die Zusammensetzung der Bewohner*innen in dauerhaftem Fluss befinden. Dies verweist auf die Bedeutung von Ein- und Auszügen von Bewohner*innen und die Konsequenzen für die Wohnprojekte. Hilfreich erscheinen in diesem Kontext die Überlegungen von Lave und Wenger zur Partizipation in »communities of practice« (Lave/Wenger 1991: 116). Die Autor*innen richten ihr Augenmerk auf das Verhältnis von »newcomers« und »oldtimers« und verweisen darauf, dass

»legitimate peripheral participation is far more than just a process of learning on the part of the newcomers. It is a reciprocal relation between persons and practice. This means that the move of learners towards full participation in a community of practice does not take place in a static context. The practice itself is in motion.« (Ebd.)

Dies bedeutet, dass die Einführung und Beteiligung neuer Praktiker*innen in eine bestehende soziale Formation nicht nur die *newcomer* sondern auch die *oldtimer* und die sozialen Praktiken beeinflusst. Somit lässt sich festhalten, dass die spezifische Zusammensetzung der Bewohner*innen der Wohnprojekte für die Ausgestaltung der gemeinschaftlichen Lebensführung höchst relevant ist, da sie die spezifische Konfiguration des Praktiken-Bündels beeinflusst. Für die Untersuchung gemeinschaftlicher Wohnprojekte heißt dies, dass es bedeutsam ist, die Bewohner*innen, ihre Zusammensetzung im Wohnprojekt und deren Entwicklung gemeinsam mit den sozio-materiellen Arrangements und den sozialen Praktiken in den Blick zu nehmen und dabei auch die Sozialisationsprozesse zu berücksichtigen, die dabei eine Rolle spielen.

Gemeinschaftliche Lebensführung lässt sich somit zusammenfassend als komplexes Bündel aus sozialen Praktiken, sozio-materiellen Arrangements, Bedeutungen und Praktiker*innen verstehen, die sich im stetigen Fluss befinden, ohne jedoch zwangsläufig instabil zu sein. Dieses komplexe Beziehungsgefüge gilt es in der Analyse in den Blick zu nehmen und aufzuschlüsseln.

11. Gemeinschaftliche Lebensführung: Eine Zwischenbilanz

Das hier – im Rahmen der theoretisch-analytischen Sensibilisierung – entwickelte praxistheoretisch angereicherte Verständnis gemeinschaftlicher Lebensführung ermöglicht es, die Strukturen und Entstehungsbedingungen der alltäglichen Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten strukturiert in den Blick zu nehmen. Ausgehend von dem subjektorientierten Ausgangskonzept der alltäglichen Lebensführung wurde zunächst eine Erweiterung in Richtung gemeinschaftlicher Lebensführung vorgenommen. Hierfür konnten verschiedene grundlegende Arbeiten zur familialen mitunter gemeinschaftlichen Lebensführung fruchtbar gemacht werden, die sich noch sehr stark am subjektorientierten Modell der alltäglichen Lebensführung orientieren. In der Auseinandersetzung mit diesen Ansätzen und Konzepten wurde deutlich, dass es sich bei der familialen, respektive der gemeinschaftlichen Lebensführung nicht einfach um die Summe einer bestimmbar Anzahl individueller Lebensführungen handelt, sondern vielmehr um ein eigenständiges System, dass durch die Verbindung der Lebensführungen der Beteiligten in der konkreten sozialen Praxis des Alltags entsteht und mit den individuellen Lebensführungen verschmilzt. Schon hier zeigte sich, dass eine strikte Trennung der individuellen Lebensführungen insgesamt nicht plausibel ist, da sie in dichte Netzwerke gemeinschaftlicher Lebensführungen eingebunden sind, die im Laufe der Zeit immer stärker amalgamieren. Dies gilt nicht nur für die familiäre Lebensführung, sondern ist auch auf alle anderen Lebensbereiche übertragbar. Auch im Arbeitsleben, im Sportverein oder im Freundeskreis überschneiden sich alltägliche Praktiken und Lebensführungen, sodass es auch hier zu einer Verschmelzung vermeintlich unabhängiger Lebensführungen kommt.

Die diskutierten Ansätze der familialen Lebensführung konzentrieren sich in ihren Analysen überwiegend auf spezifische Organisationspraktiken (*family practices*), die die gemeinschaftliche Lebensführung strukturieren. Darüber hinaus wurde im Anschluss an zeitdiagnostische Überlegungen der Reflexivität eine sehr große Rolle zugewiesen, indem argumentiert wurde, dass im Rahmen von Individualisierungs- und Ent-Traditionalisierungsprozessen in der Moderne bestehende Vorstellungen, Strukturen und Routinen des Zusammenlebens erodieren, was zu verstärkten Koordinationsanforderungen an die Individuen führt. Für die Analyse der Entstehung, Entwicklung und der Auswirkungen gemeinsamer Lebensführen in den Wohnprojekten, die im Zentrum dieser Arbeit stehen, war eine Erweiterung der theoretischen Perspektive notwendig, die es erlaubt, nicht nur Organisations- und Koordinationspraktiken, sondern auch die vielfältigen weiteren Praktiken, die in den Projekten realisiert werden, sowie ihren Zusammenhang zur Lebensführung zu analysieren. Darüber hinaus erscheint der starke Fokus auf (individuelle) Reflexivität und der damit bestehende Subjektfokus der diskutierten Ansätze nicht vollends plausibel, da er in vielen Aspekten den theo-

retischen Grundannahmen widerspricht, die die Rolle der Rahmenbedingungen und gesellschaftlichen Strukturen hervorheben und in gewisser Weise mit den zeitdiagnostischen Annahmen kollidierten.

Auf diese Probleme reagierend wurden in der Folge praxistheoretische Konzepte und Begrifflichkeiten eingeführt, um die gemeinschaftliche Lebensführung noch einmal anders theoretisch zu rahmen. Anschlussmöglichkeit für die Übertragung bot vor allem der Kernfokus und Ausgangspunkt des Lebensführungskonzepts: die starke Ausrichtung auf die konkrete Praxis und die damit verbundene Idee, dass Lebensführung als die »Gesamtheit aller Tätigkeiten im Alltag von Personen [...], die das Leben eines Menschen ausmachen« (Voß 1995: 30) verstanden werden kann. Dieser Fokus auf die Praxis steht auch im Zentrum moderner Praxistheorien, die hierfür eine ganze Reihe theoretische und konzeptionelle Ideen anzubieten haben.

Eine praxistheoretische Perspektive einer gemeinschaftlichen Lebensführung ermöglicht eine Distanzierung von den einzelnen Individuen und einen Fokus auf die Prozesse und Strukturen, die sie verbinden. Im Rahmen der Übertragung wurde zunächst weiter aufgeschlüsselt, was Praxis genau ist und in welchem Verhältnis sie zu Praktiken, Gewohnheiten und Routinen steht. Diese Kernfrage wurde überraschenderweise im Rahmen der bisherigen Forschungen zur alltäglichen Lebensführung nur oberflächlich behandelt. Aus praxistheoretischer Perspektive erscheinen Praktiken als soziale Schemata, die im Rahmen der konkreten Praxis von Träger*innen (re-)produziert werden. Dies ermöglicht eine stärkere Berücksichtigung materieller Artefakte sowie der spezifischen (situativen) Kontexte, die mit den einzelnen sozialen Praktiken und der Lebensführung verflochten sind und diese (mit)prägen. Eine solche konstellative Perspektive erscheint vor allem hinsichtlich der Analyse gemeinschaftlicher Lebensführung besonders sinnvoll, da sie es ermöglicht die Frage nach der Entstehung der Lebensführung zu öffnen, ohne sie von vorneherein an die Individuen zu binden. Indem die gemeinschaftliche Lebensführung als Bündel sozialer Praktiken konzipiert wird, ist es darüber hinaus möglich, die komplexen Konfigurationen von Praktiken, sozio-materiellen Arrangements, Bedeutungen und Subjekten in den gemeinschaftlichen Wohnprojekten in den Blick zu nehmen und somit einen ganzheitlichen Blick auf die Lebensführung zu entwickeln. Infolge dessen können die Einflüsse der verschiedenen Elemente der Lebensführung differenziert erfasst werden, ohne dabei in eine deterministische und simplifizierende Logik zu verfallen.

Die konzeptionellen Überlegungen zu gemeinschaftlicher Lebensführung bieten zusammenfassend eine gute Grundlage für die Analyse. Als analytisch-theoretische Sensibilisierung bieten sie ein begriffliches Instrumentarium mit dem es möglich ist, die Beobachtungen analytisch gehaltvoll zu beschreiben sowie konzeptionell und theoretisch einzubetten. Mithilfe dieser Perspektive ist es darüber hinaus möglich auf Leerstellen in den bisherigen Analysen nachhaltiger Lebens- und Verhaltensweisen zu reagieren und bestehende Forschungsdesiderate der Le-

bensführungsforschung und Nachhaltigkeitsforschung zu adressieren. Schließlich ermöglicht die Perspektive Anschluss an aktuelle theoretische Diskurse herzustellen, die wiederum durch die empirische Forschung irritiert und weiterentwickelt werden können.

Teil IV – Nachhaltige Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten

Nachdem in den vorigen Teilen die normativ-theoretische Sensibilisierung in Bezug auf das Nachhaltigkeitskonzept und die analytisch-theoretischen Sensibilisierung hinsichtlich des praxistheoretisch erweiterten Konzeptes einer gemeinschaftlichen Lebensführung vorgestellt wurden, wird nun die Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten analytisch in den Blick genommen. Hierzu werden zu Beginn noch einmal genauer Forschungsdesign und Vorgehen (Kapitel 12) sowie die Fallstudien (Kapitel 13) vorgestellt. Anschließend erfolgt die Analyse in drei Schritten. Zunächst wird eine Annäherung an die ökologischen und sozialen Auswirkungen der Lebensführung mithilfe verschiedener standardisierter Indikatoren vorgenommen (Kapitel 14). In einem zweiten Schritt werden die Arrangements und Praktiken der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten in unterschiedlichen Praxisbereichen hinsichtlich ihrer Nachhaltigkeit analysiert (Kapitel 15) sowie die Wechselwirkungen der Lebensführung mit der sozialökologischen Umwelt herausgearbeitet (Kapitel 16). Abschließend werden aus den Analysen in den unterschiedlichen Praxisbereichen zentrale Faktoren nachhaltiger Lebensführung destilliert und auf diese Weise zu einer theoretischen Perspektive verdichtet, die bestehende Ansätze integriert und erweitert (Kapitel 17).

12. Forschungsdesign und Vorgehen

Um die Praktiken der Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten sowie deren Transformationspotenziale zu untersuchen, wurden zwei Projekte im Rahmen von empirischen Fallstudien intensiv begleitet und analysiert. Beide teilen einen gemeinsamen urbanen Raum, unterscheiden sich aber sowohl hinsichtlich ihrer Größe und der Zusammensetzung der Bewohner*innen als auch hinsichtlich ihrer ideologischen Ausrichtung deutlich voneinander (vgl. Kapitel 13). Durch die Analyse dieser unterschiedlichen gemeinschaftlichen Wohnprojekte war es möglich, die dadurch entstehende Varianz zu nutzen, um verschiedene Einflussfaktoren auf die Lebensführung reflektiert zu untersuchen (vgl. Alheit 1999: 12f.). Da-

bei zeichnet sich die vorliegende Untersuchung insbesondere dadurch aus, dass sie den Blick eben nicht auf sozial-ökologische Vorzeigeprojekte richtet, wie es in vielen anderen Untersuchungen zum Nexus von gemeinschaftlicher Lebensführung und Nachhaltigkeit der Fall ist (vgl. Kapitel 2), sondern vermeintlich »durchschnittliche« und »normale« Projekte in den Blick nimmt, um den Blick auf die Bedeutung gemeinschaftlichen Wohnens für eine sozial-ökologische Transformation, auch jenseits vermeintlicher »Pioniere des Wandels« (WBGU 2011: 256), richten zu können. Dies bedeutet zugleich freilich nicht, dass die Diskurse um Nachhaltigkeit und sozial-ökologischen Wandel nicht auch in diese Projekte Eingang gefunden hätten, sie werden jedoch nicht explizit als Ziel des Zusammenlebens formuliert.

Die methodologische Grundlage der Untersuchung bildet, wie bereits in der Annäherung an die Problemstellung der Untersuchung dargelegt (vgl. Kapitel 3.3), die Grounded Theory in der Tradition von Anselm Strauss (vgl. Strauss 1994, Breuer et al. 2018). Diese ermöglicht einen variablen Forschungsprozess, in dessen Verlauf einzelne Forschungsfragen, Erhebungsmethoden sowie die Auswahl relevanter Daten immer wieder angepasst und rejustiert werden können. Das Forschungsprojekt profitiert von diesem Vorgehen, da auf diese Weise Synergien zwischen Exploration und Analyse, Empirie und Theorie ausgeschöpft werden können und ein umfassendes Bild der gemeinschaftlichen Lebensführung in den Projekten und ihrer Bedeutung für eine nachhaltige Entwicklung gezeichnet werden kann.

Im folgenden Abschnitt werden zunächst die verschiedenen Formen der Datenerhebung diskutiert, bevor darauf aufbauend das Forschungsfeld und der Feldzugang vorgestellt werden. Abschließend werden Fragen der Forschungsethik und der Rolle des Wissenschaftlers im Feld zwischen Teilnahme und Beobachtung thematisiert.

12.1 Datenerhebung und -auswertung

Die Wahl der Erhebungsmethoden erfolgte flexibel anhand der Anforderungen und der forschungspraktischen Möglichkeiten im Verlauf des Forschungsprozesses. Dabei wurden, entsprechend des Postulats »all is data« (Glaser 2007: 57), verschiedene Datenformen für die Analyse fruchtbar gemacht. Auch wenn die Grounded Theory eine gewisse Affinität zu qualitativen Methoden der Datenerhebung, wie etwa qualitativen Interviews, oder auch stärker ethnografischen Methoden wie teilnehmenden Beobachtungen und informellen Gesprächen besitzt, ist auch eine Kombination mit quantitativen Daten durchaus möglich, wenn sie zur Bearbeitung der Forschungsfragen beitragen (vgl. Strauss 1994: 22, Alheit 1999: 11).¹

1 Gleiches gilt auch für praxistheoretische Analysen. So argumentiert Shove (2015) im Unterschied zu anderen Autor*innen (z.B. Schäfer/Daniel 2015: 39ff.) es gäbe keine spezifische pra-

In diesem Sinne wurden im Rahmen der vorliegenden Studie verschiedene Formen der Datenerhebung trianguliert.² Diese reichen von Dokumentenanalysen, über teilnehmende Beobachtungen und qualitative Interviews bis hin zu standardisierten Annäherungen im Sinne einer »Nachhaltigkeitsmessungen« der Lebensführung. Letztere sind erforderlich, um die konkreten ökologischen und sozialen Auswirkungen der Lebensführung in den Blick zu nehmen und damit auf die Leerstellen der Nachhaltigkeitsforschung und der klassischen Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung zu reagieren (vgl. Kapitel 7). Die Auswertung der Daten erfolgte nach den oben beschriebenen Prinzipien und mithilfe der Kodierverfahren der Grounded Theory³. Die unterschiedlichen Datenformate wurden mit dem Statistikprogramm SPSS sowie der qualitativen Analysesoftware MaxQDA integriert und ausgewertet.

12.1.1 Dokumentenanalysen

Eine erste Datenquelle der Untersuchung bilden öffentlich zugängliche Dokumente aus dem Forschungsfeld, aber auch interne Dokumente aus den untersuchten Wohnprojekten. Dazu gehören neben Zeitungartikeln, Blogbeiträgen und öffentlichen Dokumenten der Stadt sowie der städtischen Wohnungsbaugesellschaft insbesondere die Internetpräsenzen der unterschiedlichen Wohnprojekte im Forschungsfeld sowie – im Projekt Rosengärten – die dem Forscher während der Feldphase bereitgestellte interne E-Mail-Kommunikation des Wohnprojektes.

Dokumentenanalysen spielten insbesondere in der Anfangsphase des Forschungsprojektes eine große Rolle, da sie einen niedrigschwelligen Einstieg in das Forschungsfeld ermöglichten und auf diese Weise ein erster Überblick erarbeitet

xistheoretische Methodologie. Vielmehr hänge die gewählte Methode und damit auch die ausgewählten Daten – wie auch in anderen Untersuchungen – von der Forschungsfrage ab.

2 Zu Begriff und Konzept der Triangulation vgl. Flick 2011: 11ff.

3 Im Rahmen der Grounded Theory werden drei Formen des Kodierens unterschieden: das offene Kodieren, das axiale Kodieren und das selektive Kodieren (vgl. in der Folge Strauss 1994: 56ff. und 90ff.). Das offene Kodieren zielt darauf ab, das Material aufzubrechen. Dabei werden die Daten Zeile für Zeile analysiert und auf diese Weise erste, provisorische Konzepte und Dimensionen identifiziert sowie eine Reihe von Fragen generiert (vgl. ebd.: 57ff.). Das axiale Kodieren geht einen Schritt weiter und kodiert intensiv einzelne Kategorien hinsichtlich ihrer zentralen Dimensionen, Subkategorien und ihrer Verbindung zu anderen Kategorien (vgl. ebd.: 62). Das selektive Kodieren fokussiert schließlich auf die am Material entwickelten Schlüsselkategorien, die die Grundlage der entstehenden Theorie bilden. Dementsprechend werden die Codes und Kategorien, die erarbeitet wurden, systematisch hinsichtlich ihrer Beziehung zu den Schlüsselkategorien untersucht und auf diese ausgerichtet (vgl. ebd.: 63f.). Auch wenn der Forschungsprozess immer mit dem offenen Kodieren beginnt und mit dem selektiven Kodieren seinen Abschluss findet, können alle drei Formen des Kodierens zu jedem Zeitpunkt der Untersuchung relevant werden und entsprechend des Forschungsinteresses variabel eingesetzt werden (vgl. ebd.: 53).

werden konnte. Doch auch in der Folge stellten sich Dokumente immer wieder als wichtige Datenquelle heraus. Mit der Zeit verschob sich der Fokus dabei jedoch, ganz im Sinne der sukzessiven Fokussierung der Untersuchung im Rahmen der Grounded Theory, von den öffentlich zugänglichen auf interne Dokumente der untersuchten Wohnprojekte. Diese waren insbesondere gegen Ende des Forschungsprozesses von großer Bedeutung, da sie es zum einen ermöglichten, die beobachtete Praxis mit den (öffentlichen) Selbstdarstellungen der Projekte abzugleichen und zum anderen in Form der internen E-Mail-Kommunikation wichtige Bezugspunkte für die Analyse der internen Diskurse innerhalb der Wohnprojekte bildeten. Die Analyse der Dokumente erfolgte dabei zunächst offen. Im Laufe der Zeit wurden sie dann immer stärker in den Kodierprozess der Grounded Theory eingebunden und mittels der Kodierverfahren der Grounded Theory intensiv analysiert.

12.1.2 Teilnehmende Beobachtungen und informelle Gespräche

Ein weiteres Bündel an Erhebungsmethoden, die für die Untersuchung genutzt wurden, ist den ethnografischen Forschungsmethoden zuzuordnen, wie etwa teilnehmende Beobachtungen und informelle Gespräche. Ethnografische Methoden beruhen auf der »einfache[n], aber nicht voraussetzungslosen Grundidee, Menschen in ihren situativen oder institutionellen Kontexten beim Vollzug ihrer Praktiken zu beobachten [...], [so dass] die Leser*innenschaft ein Bild von diesen Praktiken oder Lebensformen gewinnen kann« (Breidenstein et al. 2015: 7). In dieser Hinsicht entspricht eine ethnografische Herangehensweise dem formulierten Forschungsinteresse in besonderer Weise. Für die vorliegende Untersuchung wurde die Perspektive jedoch im Sinne des sich entwickelnden sensibilisierenden Konzeptes dahingehend modifiziert, dass weniger die Menschen und ihre Interaktionen, sondern vielmehr die Praktiken selbst in den Mittelpunkt gerückt wurden. Dies impliziert unter anderem eine stärkere Berücksichtigung von Materialitäten, Regeln und sozialen Institutionen, die als konstitutive Elemente der sich vollziehenden Praktiken und damit der Lebensführung definiert werden können (vgl. Teil III). Diese Perspektivenverschiebung wurde durch eine entsprechende Modifikation des Kodierparadigmas für den Auswertungsprozess im Rahmen der Grounded Theory auch in der Analyse der Daten verankert.

Die Erhebungen wurden im Laufe des Forschungsprozesses mithilfe von Feldnotizen, Beobachtungsprotokollen und (Audio-)Memos dokumentiert und auf diese Weise für die weitere Analyse verfügbar gemacht. Darüber hinaus wurden im Rahmen der ethnografischen Feldaufenthalte auch immer wieder Textartefakte (vgl. Breidenstein et al. 2015: 92), wie etwa der Inhalt von Schwarzen Brettern oder Ausschreibungen für neue Mitbewohner*innen, aufgelesen und in die Analyse integriert (vgl. auch Kapitel 12.1.1). Die so generierten Daten bildeten neben

den qualitativen Interviews das Rückgrat der Analyse der gemeinschaftlichen Lebensführung in den Wohnprojekten. Der mithilfe der ethnografischen Erhebungsmethoden generierte Datenkorpus umfasst insgesamt acht umfassende Tagesprotokolle, die den Aufenthalt als Mitbewohner im Projekt Gereonsplatz dokumentieren, zehn Beobachtungsprotokolle, insbesondere der teilnehmenden Beobachtungen im Projekt Rosengärten, sieben Audiomemos, in denen wichtige Gedanken und Beobachtungen festgehalten wurden, sowie eine große Anzahl an schriftlichen Memos und Textartefakten.

12.1.3 Qualitative Interviews

Qualitative Interviews bilden einen weiteren zentralen Baustein der Empirie der vorliegenden Untersuchung. Um zu Beginn der Forschung einen ersten Einblick in das Wohnprojekt Gereonsplatz und die soziale Praxis der Bewohner*innen zu erhalten, wurde in einem ersten explorativen Interview mit einer Bewohnerin mit dem innovativen Konzept eines *raumorientierten Interviews* experimentiert. Dabei handelt es sich um eine speziell für das Forschungsvorhaben entwickelte, offene und raumorientierte Variante des Leitfadeninterviews. Grundlage des raumorientierten Interviews bildet die Überlegung, dass soziale Praktiken der Lebensführung einen starken Bezug zu sozio-materiellen Räumen aufweisen. So sind beispielsweise soziale Praktiken des gemeinsamen Kochens und Essens an Räume, wie Küchen oder Wohnzimmer gebunden. Ähnlich verhält es sich bei anderen gemeinschaftlichen Aktivitäten. Dabei ermöglichen Räume soziale Praxis, schränken sie aber zugleich auch ein (z.B. wenn nicht genug Platz ist, damit alle gemeinsam essen können).

Um der Bedeutung der Räume gerecht zu werden und den Interviewten den kognitiven Zugriff auf Erinnerungen und Praktiken, die mit den Räumen verbunden sind, zu erleichtern, werden die Fragen beim raumorientierten Interview nach einem kurzen Einstieg immer in den Räumen gestellt, auf die sie sich beziehen. Der*die Interviewer*in lässt sich dabei von dem*der Proband*in das Projekt zeigen und stellt seine*ihre Fragen jeweils raumorientiert anhand eines Leitfadens. Die Grundidee besteht somit darin, durch räumlich-materielle Stimuli Aussagen über konkrete Praktiken und ihre sozio-materielle Einbettung anzustoßen. Ein weiterer großer Vorteil des raumorientierten Interviews besteht – insbesondere zu Beginn eines Forschungsvorhabens an einem noch unbekannten Ort – darin, dass seinem Rahmen eine Menge Informationen über die Projekte gesammelt und Einblicke in verschiedene Räume ermöglicht werden, die im Rahmen sonstiger Beobachtungen nur selten betreten werden (z.B. Keller und Speicher). Diese Einblicke erwiesen sich im Laufe dieser Untersuchung als kostbare Daten für die Analyse.

Obwohl mithilfe des raumorientierten Interviews eine ganze Reihe von interessanten Daten generiert werden konnten, erwies es sich als insgesamt zu auf-

wendig, um es bei allen Interviews anzuwenden. Aufgrund der sich abzeichnenden Potenziale erscheint es jedoch durchaus zielführend, sich in der Zukunft mit der Weiterentwicklung dieses Interviewkonzeptes zu befassen und auf diese Weise auch die Methodendiskussion in qualitativen Sozialforschung im Allgemeinen und der praxistheoretischen Forschung (vgl. z.B. Schäfer et al. 2015, Hui/Schäfer o.J.) im Speziellen zu befruchten.

Bei den weiteren Interviews wurde, auch auf Grundlage forschungspragmatischer Überlegungen, auf den ständigen Wechsel der Räumlichkeiten verzichtet. Infolge der Erfahrungen mit dem raumorientierten Interview wurde jedoch darauf geachtet, dass die Interviews immer in den Projekten selbst stattfanden und immer in Räumlichkeiten, in denen sich die interviewten Personen regelmäßig aufhalten. Dies war auch deswegen sinnvoll, da es auf diese Weise möglich war, im Projekt Rosengärten Einblicke in die Wohn- und Lebenssituation der Interviewten zu bekommen und diese in den weiteren Analysen zu berücksichtigen. Die Interviews wurden dabei insgesamt offen gestaltet. Es existierte zwar ein Leitfaden, dieser wurde jedoch flexibel an den Verlauf des Interviews angepasst, sodass es möglich war, interessante Aspekte zu vertiefen und die Fragen im Verlauf der Forschung, ganz im Sinne des Theoretical Samplings, dem sich verdichtenden Forschungsinteresse, anzupassen. Bei den Fragen wurde darauf geachtet, sowohl die Ebene der konkreten Lebensführung, als auch die Ebene ihrer Bedeutungen zu berücksichtigen. Neben dem Leben in den Projekten wurden darüber hinaus auch die Einbindung ins Viertel und die Stadtgesellschaft und die Verbindungen zu anderen Wohnprojekten im Forschungsfeld thematisiert, um entsprechende Wechselwirkungen zu erfassen.

Die Interviews wurden in beiden untersuchten Wohnprojekten mit allen Personen durchgeführt, die sich dazu bereit erklärten, um einen möglichst umfassenden Überblick über die Projekte und die unterschiedlichen Perspektiven, Praktiken und Diskurse zu erlangen. Dabei wurden die Bewohner*innen zunächst angefragt, wenn keine Rückmeldung erfolgte, wurde noch zwei Mal nachgefragt, um die Ausschöpfungsquote zu erhöhen. Insgesamt konnten neun Interviews in dem Projekt Gereonsplatz und zwölf Interviews in dem Projekt Rosengärten realisiert werden. Während damit im Projekt Gereonsplatz knapp die Hälfte der Bewohner*innen interviewt werden konnten, lag der Anteil beim Projekt Rosengärten bei etwas mehr als einem Drittel der erwachsenen Bewohner*innen, wodurch eine Vielzahl von unterschiedlichen Perspektiven auf die gemeinschaftliche Lebensführung in den Daten erfasst werden konnte. Durch die Kombination der qualitativen Interviews mit den zuvor beschriebenen ethnografischen Erhebungsmethoden und den Dokumentenanalysen wurde die Lebensführung in den Wohnprojekten somit aus unterschiedlichen Blickwinkeln fokussiert, was im Sinne einer »Ethnografischen Collage« (vgl. Friebertshäuser et al. 2013: 387) einen umfassender Einblick in die gemeinschaftliche Lebensführung ermöglichte.

12.1.4 Standardisierte Annäherungen an die ökologischen und sozialen Auswirkungen der Lebensführung

Ergänzend zu den ausführlichen offenen Blöcken wurde im Rahmen der geführten Interviews auch eine Reihe standardisierter Daten erhoben, um einerseits weitere Informationen über die soziodemografischen und ideologischen Hintergründe der Bewohner*innen zu erfassen und andererseits mithilfe standardisierter Indikatoren die Nachhaltigkeit der gemeinschaftlichen Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten zu vermessen. Dabei wurden unter anderem Fragebatterien genutzt, die auch in repräsentativen Bevölkerungsumfragen zum Einsatz kommen, um einen Vergleich der Ergebnisse mit der deutschen Bevölkerung zu ermöglichen (vgl. Kapitel 14). Im Rahmen dieses Teils der Interviews wurde dem Fragebogen relativ strikt gefolgt. Es waren aber auch spontane Abweichungen möglich, wenn dies sinnvoll erschien.

Ziel der standardisierten Annäherungen war es, eine realistischere Einschätzung der tatsächlichen Nachhaltigkeitspotenziale dieser Form der Lebensführung zu ermöglichen und auf diese Weise vorschnelle (positive) Zuschreibungen und damit verbundene Fehldeutungen zu verhindern. Die Idee für die Erhebung dieser Daten geht auf die kritische Reflexion der Umweltbewusstseins- und Umweltverhaltensforschung der 1990er und 2000er Jahre zurück, in deren Rahmen die konventionellen Messungen des Umweltverhaltens kritisiert und eine stärker ökologische Erhebung eingefordert wurde (vgl. Diekmann/Preisendörfer 2001: 106f., zusammenfassend Wendt/Görgen 2017: 127f. und Kapitel 7.1). Um diesem Anspruch genüge zu leisten, wurden verschiedene Indikatoren – sowohl für die ökologische als auch für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit der Lebensführung – erhoben.⁴ Eine solche standardisierte Vermessung der Nachhaltigkeit bietet eine wichtige Ergänzung und Referenzfolie für die qualitativen Analysen und bildet zugleich ihre Grundlage, indem alltägliche Fremd- und Selbstzuschreibungen irritiert und überprüft werden können.

12.2 Forschungsfeld, Feldzugang und Fallauswahl⁵

Da für die Nachvollziehbarkeit des Vorgehens auch die Beschreibungen des Forschungsfeldes, des Feldzugangs und der Fallauswahl von entscheidender Bedeutung sind, wird in der Folge auf diese Punkte und die damit verbundenen Fragen eingegangen.

4 Eine umfassende Diskussion der verwendeten Indikatoren findet sich in Kapitel 14.2.

5 Teile dieses Kapitels wurden auf dem 10. interdisziplinären und internationalen DoktorandInnenkolleg Nachhaltige Raumentwicklung (DOKONARA) im Juli 2016 vorgestellt und in dem daraus resultierenden Sammelband veröffentlicht (vgl. Görgen 2018). Sie wurden für den vorliegenden Text überarbeitet und neu eingebettet.

12.2.1 Das Forschungsfeld

Um die Forschungsfragen zu beantworten, wurden zwei gemeinschaftliche Wohnprojekte in den Blick genommen, die einen gemeinsamen urbanen Raum teilen. Durch die skizzierte Methodentriangulation war es möglich, nicht nur die Lebensführung in den Projekten, sondern auch die Vernetzungen untereinander und die wechselseitigen Kontakte der Projekte innerhalb der Stadtgesellschaft in der Analyse zu berücksichtigen. Gleichzeitig wurden auf diese Weise die Kontextbedingungen konstant gehalten, in denen die Projekte eingebunden sind.

Urbane Räume zeichnen sich durch eine spezifische Eigenlogik aus (vgl. Löw 2010: 65ff.). Dem Konzept der Eigenlogik zufolge unterscheiden sich Städte nicht nur im Hinblick auf materielle oder ökonomische Gegebenheiten, sondern auch hinsichtlich des »Ensembles zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen, [durch die] sich Städte zu spezifischen Sinnprovinzen verdichten« (ebd.: 78). Diese Betrachtungsweise sensibilisiert für die Bedeutung der Traditionen und besonderen Voraussetzungen, die in urbanen Räumen aufgrund ihrer spezifischen Logik gelten. Für die Untersuchung war es wichtig, diese zu berücksichtigen und miteinzubeziehen, da sie als soziale Umwelt die Entfaltung und Ausgestaltung der gemeinschaftlichen Lebensführung in den Wohnprojekten beeinflussen und zugleich von ihnen beeinflusst werden (vgl. Görgen/Wendt 2018: 73ff.).

Bei dem urbanen Forschungsfeld der vorliegenden Untersuchung handelt es sich um eine deutsche Großstadt, die durch eine große Universität, mehrere Hochschulen und einem damit verbunden hohen Anteil an Studierenden an der Gesamtbevölkerung gekennzeichnet ist. Darüber hinaus ist die Stadt ein wichtiger Dienstleistungs- und Verwaltungsstandort in der Region. In der Stadt existiert eine vitale zivilgesellschaftliche Umwelt- und Nachhaltigkeitsbewegung, die sowohl in studentischen als auch in bürgerlichen Milieus verankert ist. Auch in der Stadtpolitik und der Verwaltung existieren durchaus Sympathien für eine nachhaltige Stadt- und Regionalentwicklung, auch wenn diese immer wieder von vermeintlichen wirtschaftlichen Notwendigkeiten und bestehenden Pfadabhängigkeiten eingeschränkt wird. Im Bereich der Mobilität zeichnet sich die Stadt dadurch aus, dass sie über eine verhältnismäßig gut ausgebaute Fahrradinfrastruktur verfügt. Das Fahrrad ist dementsprechend ein wichtiges Verkehrsmittel. Die Praktik des Fahrradfahrens ist weit verbreitet und Teil der alltäglichen Normalität (fast) aller sozialer Milieus. Im Bereich des Wohnens ist die Stadt, als eine der »Schwarmstädte« (Braun 2014: 1, Hervorhebung im Original) in Deutschland, die sich durch ein konstantes Bevölkerungswachstum auszeichnen, vom Problem des Wohnraummangets betroffen. Insbesondere günstiger und sozial-geförderter Wohnraum ist hart umkämpft und die Preise fürs Wohnen sind in den letzten Jahren stark angestiegen.

Zum Zeitpunkt der Untersuchung existierten im Forschungsfeld nach eigener Recherche 17 gemeinschaftliche Wohnprojekte. Fünf dieser Projekte richten sich an ältere Menschen und möchten alternatives Wohnen im Alter fördern. Fünf weitere Projekte orientieren sich an Ideen des generationsübergreifenden Wohnens. Zusammen bilden sie somit die Mehrzahl der bestehenden Projekte. Zum Teil sind sie eigenfinanziert, zum Teil durch Investor*innen (unter anderem die städtische Wohnungsbaugesellschaft) gebaut worden. Darüber hinaus finden sich zwei explizit sozial-ökologisch ausgerichtete Projekte, von denen eines eher dem bürgerlichen Milieu entspringt und neben den Wohnungen für die Bewohner*innen auch über eine Biogärtnerei und mehrere Ateliers verfügt. Das zweite Projekt kann einem alternativen Milieu zugeordnet werden und wurde in Kooperation mit dem Freiburger Mietshäusersyndikat realisiert, das Wohnprojekte finanziell unterstützt und in Gemeineigentum überführt (vgl. Mietshäuser Syndikat GmbH 2017). Schließlich existieren zwei Projekte, die aus ehemals besetzten Häusern hervorgegangen sind, ein Frauenwohnprojekt, ein größeres Wohnquartier in einer ehemaligen Arbeiter*innensiedlung und ein Bauwagenplatz. Neben den bereits bestehenden Projekten sind neun weitere in Planung. In einigen Gruppen existieren schon konkrete Pläne zur Umsetzung, andere sind auf der Suche nach einem geeigneten Grundstück oder befinden noch in der Findungsphase. Die größte Schwierigkeit für gemeinschaftliche Wohnprojekte im Forschungsfeld besteht in dem Mangel an geeigneten Grundstücken und Objekten. Die allgemeine Wohnraumknappheit betrifft gemeinschaftliche Wohnprojekte, die zumeist größere, zentrumsnahe Objekte suchen, besonders stark.

Es wird deutlich, dass das Feld der gemeinschaftlichen Wohnprojekte in der untersuchten Stadt vielfältig ist und verschiedene Formen von Projekten mit unterschiedlichen Intentionen und Eigentumsverhältnissen umfasst. Auch in der kommunalen Arena ist das Thema präsent und findet mittlerweile auch politisch stärkere Beachtung. So wurde im etwa vom Rat der Stadt beschlossen, gemeinschaftliche Wohnformen künftig stärker zu fördern. Auf Seiten der Zivilgesellschaft haben sich viele Projekte, die sich noch in der Planungsphase befinden, zu einem Bündnis für Gemeinschaftswohnprojekte (in der Folge *BüGeWo*⁶) zusammengeschlossen, das versucht, Öffentlichkeit für das Thema zu generieren und auf politische Entscheidungen Einfluss zu nehmen.

Als Plattform für die Kommunikation zwischen Stadt und (geplanten) Wohnprojekten hat sich schon vor knapp zehn Jahren ein Netzwerk etabliert, das sich regelmäßig trifft, um aktuelle Entwicklungen rund um das Thema gemeinschaftliches Wohnen und Leben zu diskutieren. Interessant ist dabei, dass sich, ähnlich wie im *BüGeWo*, vor allem in der Planung befindliche Gruppen beteiligen. Es

6 Der Name des Bündnisses wurde, wie auch die Namen der Wohnprojekte (vgl. Kapitel 13), im Sinne der Anonymisierung pseudonymisiert.

scheint, als wären die Projekte sobald sie realisiert wurden nur noch eingeschränkt an einer Vernetzung untereinander und mit der kommunalen Verwaltung interessiert. Darüber hinaus ist festzustellen, dass sich nur bestimmte – zumeist eher bürgerliche – Projekte an dem Netzwerk beteiligen. Alternative Projekte scheinen auf andere Formen der (politischen) Interessenartikulation und Vernetzung zu setzen. So fanden beispielsweise vor einigen Jahren⁷ mehrere Demonstrationen für den Erhalt des alternativen Wohnprojekts Gereonsplatz statt, das aus einem ehemals besetzten Haus hervorgegangen ist.

12.2.2 Feldzugang und Fallauswahl

Ein erster Feldzugang bestand aufgrund vorangegangener Forschungsarbeiten bereits länger zum BüGeWo. Dieser Feldzugang ermöglichte einen ersten Überblick über die gesamte »Landschaft« (Alheit 1999: 10) des Forschungsfeldes. Trotz dieses bestehenden Zugangs verlief der erste Kontakt zu einem bestehenden Wohnprojekt ernüchternd. Die telefonische Anfrage, ob es möglich wäre, das Projekt zu beforschen, wurde von einem der sozial-ökologisch orientierten Projekte im Forschungsfeld mit der Begründung abgelehnt, das Projekt sei ausgelastet, da es regelmäßig Anfragen von Journalist*innen, anderen Gruppen und interessierten Forscher*innen gebe, was die Arbeit innerhalb des Projektes beeinträchtigen würde. Diese Erfahrung ist nicht nur im Kontext gemeinschaftlichen Wohnens, sondern für die Nachhaltigkeitsforschung insgesamt relevant. Es erscheint wichtig, dass interessierte Wissenschaftler*innen Projekte und Initiativen nicht überfordern und auf diese Weise ihr Bestehen gefährden. Dies impliziert auch ein flexibles Forschungsdesign, das es ermöglicht, die Forschungsinteressen der Wissenschaftler*innen und die Bedürfnisse der (oftmals ehrenamtlich engagierten) Menschen in den Wohnprojekten und Initiativen in Einklang zu bringen, was bei zukünftigen Forschungsvorhaben frühzeitig reflektiert werden sollte.

Nach diesem ersten Versuch des Feldzugangs wurde der persönliche Kontakt zu den Wohnprojektinitiativen über die Teilnahme an den städtischen Vernetzungstreffen intensiviert. Auch dieser Zugang war nicht ohne Weiteres möglich, da auf Seiten der Stadt bzw. der Koordinierungsstelle eine gewisse Skepsis hinsichtlich der Forschung bestand, die jedoch in einem persönlichen Gespräch ausgeräumt werden konnte. Neben einem interessanten Einblick in die bestehenden Vernetzungsstrukturen ermöglichte die Teilnahme an den Netzwerksitzungen auch einen Kontakt zu bestehenden Initiativen. Viele der Akteur*innen zeigten eine große Offenheit hinsichtlich des Forschungsvorhabens, sodass der Feldzugang in diesem Milieu gefestigt werden konnte.

7 Im Sinne der Anonymisierung wird im Folgenden auf die Angabe exakter Jahreszahlen verzichtet.

Zeitgleich wurde der Kontakt zu einem der am längsten bestehenden Wohnprojekte im Forschungsfeld, dem alternativen Wohnprojekt Gereonsplatz aufgebaut. Der Zugang erwies sich dabei als sensibel, da zunächst das Vertrauen der Bewohner*innen hinsichtlich des Forschungsprojekts aufgebaut werden musste. Nachdem das Forschungsvorhaben erst schriftlich und später auch persönlich dem Hausplenum vorgestellt wurde, gab das Projekt jedoch schließlich die Zusage für die Beteiligung an der Forschung. Eine wichtige Rolle beim Zugang spielte eine »Gatekeeper[in]« (Breuer et al. 2018: 226), die den Kontakt zu dem Projekt herstellte und als Fürsprecherin der Forschung auftrat. Das Projekt ist für die Forschung aus mehreren Gründen interessant. Zum einen repräsentiert es, als alternatives Wohnprojekt, einen Typus gemeinschaftlicher Wohnprojekte, der in vielen Städten existiert. Diese sind nicht erst in Folge der Debatte um Nachhaltigkeit und eine sozial-ökologische Transformation entstanden, sondern entspringen überwiegend den Alternativbewegungen der 1960er-1980er Jahren und gingen oftmals aus ehemals besetzten Häusern hervor. Sie sind meist links bis linksradikal ausgerichtet und mitunter von politischen Auseinandersetzungen begleitet. Eine explizite gemeinschaftliche Nachhaltigkeitsorientierung des Zusammenlebens existiert nicht. Dennoch spielen Nachhaltigkeit aber insbesondere auch Konsumkritik, Feminismus und Antikapitalismus eine große Rolle für das Selbstverständnis der Bewohner*innen und des Projektes. Darüber hinaus ist das Projekt interessant, da hier ein sehr enges soziales Zusammenleben stattfindet und somit eine hohe soziale Dichte entsteht.

Auch beim Zugang zum zweiten Projekt, dem noch vergleichsweise jungen *Mehrgenerationenwohnprojekt Rosengärten*, einem Wohnprojekt, das von der örtlichen Wohnungsbaugesellschaft in Kooperation mit einer Initiative gegründet wurde, erwies sich eine Gatekeeperin, die in dem Projekt wohnte, als fundamental für den Feldzugang. Sie stellte den ersten Kontakt her und ermöglichte eine Vorstellung des Forschungsvorhabens in der Hausversammlung des Projekts. In der Folge dieser Vorstellung und mehreren Diskussionen über die geplante Feldforschung wurde der Forschung schließlich durch die Bewohner*innen zugestimmt. Als interessant erwies sich dabei die Form der Entscheidungsfindung. Im Gegensatz zu dem alternativen Wohnprojekt wurde die Entscheidung nicht im Konsens, sondern vielmehr mithilfe einer Abstimmung getroffen. Für die Zustimmung zur Forschung war dabei eine Zweidrittelmehrheit notwendig. Das Projekt wurde infolge des Theoretical Samplings ausgewählt, da es sich in vielen Bereichen von dem Projekt Gereonsplatz unterscheidet und auf diese Weise eine Kontrastierung im Sinne der Grounded Theory möglich ist, um die theoretischen Überlegungen zu befruchten. Das Projekt zeichnet sich im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz dadurch aus, dass die Bewohner*innen in getrennten Wohneinheiten leben und sich aus diesem Grund die gemeinschaftlichen Aktivitäten überwiegend auf die Bereiche jenseits der eigenen vier Wände konzentrieren. Dies führt unter anderem zu einer

geringeren sozialen Dichte. Darüber hinaus variieren das Alter der Bewohner*innen sowie der weitere sozio-demografische Hintergrund deutlich stärker. Somit zeichnet sich das Projekt durch eine größere Heterogenität aus. Schließlich repräsentiert es einen weiteren weit verbreiteten Typus gemeinschaftlicher Wohnprojekte: das Mehrgenerationenprojekt. Auch in diesem Projekt findet sich im Selbstverständnis kein expliziter Nachhaltigkeitsanspruch. Dies bedeutet allerdings wiederum nicht, dass Fragen der Nachhaltigkeit keine Rolle spielen. Vielmehr ist auch dieses Projekt in gesellschaftliche Diskurswelten eingebunden und von ihnen beeinflusst. Dennoch lässt sich festhalten, dass Mehrgenerationenprojekte eher als ein Produkt des Demografiediskurses als des Nachhaltigkeitsdiskurses verstanden werden können (vgl. Kapitel 2).⁸

Zusammenfassend waren sowohl der Feldzugang als auch der weitere Feldkontakt immer wieder durch forschungspraktische Herausforderungen gekennzeichnet, die sich aus der Diskrepanz zwischen dem Anliegen einer zeitnahen Umsetzung der Forschung und den mitunter langwierigen Kommunikations- und Entscheidungsprozessen in den Wohnprojekten ergaben. In Reflexion auf diese Schwierigkeiten erscheint es für zukünftige Forschungen zentral, die Langwierigkeit des Feldzugangs schon zu Beginn eines Forschungsprojekts zu berücksichtigen und sehr frühzeitig erste Feldkontakte auszubauen und zu intensivieren, da es viel Zeit in Anspruch nimmt, das Vertrauen der Bewohner*innen zu gewinnen und sie von der Forschung zu überzeugen. Von entscheidender Bedeutung sind dabei Gatekeeper*innen, die den Zugang zu den Projekten ermöglichen, als Ansprechpartner*innen agieren und die Forschungen unterstützen (vgl. Breuer et al. 2018: 226). Trotz dieser Herausforderungen konnten zwei interessante Projekte für die Untersuchung gewonnen werden, die weit verbreitete Formen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens repräsentieren und gerade aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit eine gute Grundlage für eine kontrastierende Analyse bieten. Das variable Forschungsdesign der Grounded Theory erwies sich im Verlauf des Forschungsprozesses als sehr fruchtbar, da es in dessen Rahmen möglich war, flexibel auf die Schwierigkeiten bei Feldzugang und -kontakt zu reagieren.

12.3 Forschungsethik und Reflexion der Rolle im Forschungsprozess

Die Reflexion der eigenen Rolle im Forschungsprozess ist für Arbeiten mit der Grounded Theory von entscheidender Bedeutung. Dazu gehören nicht nur die Reflexion der Erfahrungen und der eigenen Rolle im Feld, sondern auch die Reflexion der eigenen Person sowie des persönlichen Bezugs zum Forschungsthema und den

8 In den letzten Jahren finden sich erste Ansätze die bisher überwiegend getrennt verhandelten Fragen des Demografie- und Nachhaltigkeitsdiskurses miteinander zu Verknüpfen, um auf diese Weise auf Leerstellen in beiden Diskurse zu reagieren (vgl. z.B. Wendt et al. 2019).

Forschungsobjekten (vgl. Breuer et al. 2018: 111ff.). Dies ist relevant, da der*die Forscher*in in der Grounded Theory nicht einfach als ein*e objektive*r Beobachter*in, sondern als aktives Forschungssubjekt konzipiert wird (vgl. ebd.: 9f. sowie Kapitel 3.3). Auch die Praxis des Forschens selbst ist immer ein Konstruktionsprozess, den es zu reflektieren gilt, da im Rahmen der Forschung, etwa durch Begriffe und Definitionen, immer auch Grenzziehungen vorgenommen werden (vgl. Barad 2003: 815).

Zunächst zur Reflexion von mir als *Forschungssubjekt* und meinem persönlichen Bezug zum Forschungsthema.⁹ Ich bin weiß, männlich, Akademikerkind und verorte mich als politisch links. Hinsichtlich des gemeinschaftlichen Zusammenlebens selbst habe ich vor Beginn der Untersuchung, jenseits der Fachliteratur und sporadischen privaten Kontakten zu Menschen, die in Wohnprojekten leben, nur wenig Erfahrung gehabt. Im Unterschied zu vielen anderen Forscher*innen in diesem Bereich lebe ich selbst nicht in einem Wohnprojekt, einem Ökodorf oder Ähnlichem. Zwar habe ich während meines Studiums lange Zeit in Wohngemeinschaften gelebt, mit größeren Projekten hatte ich bis dato aber keine Erfahrung. Dies ist aus meiner Sicht für eine Untersuchung wie die vorliegende durchaus fruchtbar, um eine gewisse Distanz zum Gegenstand aufrecht zu erhalten und auch negative Ergebnisse berücksichtigen zu können, ohne die eigene Lebensführung in Frage gestellt zu sehen.¹⁰ Im Laufe des Forschungsprozesses habe ich nicht nur mein Wissen über gemeinschaftliches Zusammenleben erweitert, sondern auch immer wieder meine eigene Haltung dazu reflektiert. Gerade in den Feldphasen entwickelte ich aufgrund der persönlichen Nähe und den neuen Erfahrungen durchaus Sympathien zu dieser Form der Lebensführung. Insgesamt bleibe ich aber weiter ambivalent, da diese enge Form des Zusammenlebens in verschiedenen Punkten meinem eigenen Lebensentwurf und meiner Lebenssituation nicht entspricht.

Dieser persönliche Hintergrund beeinflusst meine Forschungsinteressen, aber auch meine Rezeption und Interpretation von Erfahrungen und Beobachtungen im Feld. Da ich mich selbst nicht ablegen kann, ist es wichtig dies offenzulegen und immer wieder zu reflektieren. Um dies zu gewährleisten wurden im Laufe des Forschungsprozesses regelmäßige Reflexionsphasen eingezogen, sowohl in Eigenarbeit als auch in Form von Diskussionen mit Kolleg*innen im Rahmen von Kolloquien. Entsprechend der in Kapitel 3.2 ausgeführten Forschungsperspektive

9 In diesem Abschnitt wurde die erste Person Singular gewählt, um eine persönliche Reflexion zu ermöglichen.

10 Dies bedeutet selbstverständlich nicht, dass ich anderen Wissenschaftler*innen, die deutlich stärkere persönliche Verbindungen zu einzelnen Wohnprojekten, Ökodörfern oder auch gemeinschaftlicher Lebensführung insgesamt haben, absprechen möchte, gute wissenschaftliche Arbeit zu leisten und kritisch mit der eigenen Rolle umzugehen. Eine Verbindung von Wissenschaft und eigenem Aktivismus kann, muss aber sicherlich nicht zu Problemen führen und bietet darüber hinaus spezifische Chancen und Erkenntnispotenziale.

ist es darüber hinaus wichtig, noch einmal zu betonen, dass die Arbeit nicht nur den Zweck verfolgt, soziologisches Wissen über gemeinschaftliches Zusammenleben zu produzieren, sondern auch politische Implikationen zur Bedeutung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens für eine nachhaltige Entwicklung abzuleiten und zu begründen. Ausgangspunkt ist dabei die weit verbreitete Einsicht, dass eine sozial-ökologische Transformation der Gesellschaft in Richtung Nachhaltigkeit aus normativen Überlegungen heraus angezeigt ist. Wie an unterschiedlichsten Stellen verdeutlicht wurde, leben wir in den frühindustrialisierten kapitalistischen Gesellschaften des globalen Nordens auf Kosten der Natur, der nachfolgenden Generationen und aber auch der Menschen am anderen Ende der globalisierten Produktionsketten (vgl. die Einleitung und Teil II dieser Arbeit).

Die vorliegende Untersuchung ist neben dem rein soziologischen Interesse somit auch von dem Interesse geleitet, zu eben einer solchen sozial-ökologischen Transformation beizutragen, indem untersucht wird, welche Potenziale gemeinschaftliche Wohnprojekte und die in ihnen gelebten gemeinschaftlichen Formen der Lebensführung für eine nachhaltige Entwicklung bereithalten. Dies widerspricht einer wissenschaftlichen Haltung jedoch nicht, sondern begründet vielmehr das wissenschaftliche Interesse. Wieso gerade gemeinschaftliche Formen des Zusammenlebens untersucht werden und wieso hier Potenziale vermutet werden, wurde an anderer Stelle in dieser Untersuchung ausführlich begründet (vgl. Kapitel 2).

Wie bereits in Kapitel 12.2 thematisiert, waren der *Forschungsprozess* und der Kontakt zu den Wohnprojekten von Höhen und Tiefen gekennzeichnet. Gerade die wiederholte Kontaktaufnahme für Rückfragen und organisatorische Absprachen gestaltete sich mitunter schwierig. Zugleich wurde ich von beiden Projekten sehr freundlich aufgenommen und akzeptiert, wofür ich ihnen dankbar bin. Gerade in der Zeit im Projekt Gereonsplatz wurde mir in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes in vielen Bereichen das Gefühl vermittelt, kein Fremdkörper in dem Projekt zu sein und ich wurde eher als Mitbewohner denn als Forscher behandelt. Im Projekt Rosengärten gestaltete sich die Teilnahme etwas schwieriger. Zwar wurde ich auch hier jedes Mal freundlich empfangen, meine Rolle als Forscher blieb jedoch in der sozialen Interaktion dominant. Dies mag unter anderem darauf zurückzuführen sein, dass sich durch die zwar regelmäßige aber zeitlich zerteilte Teilnahme an den gemeinschaftlichen Aktivitäten keine Normalisierung meiner Anwesenheit einstellen konnte. Darüber hinaus war der persönliche Bezug zu den Bewohner*innen hier aufgrund des Alters und der eigenen Lebensumstände geringer.

Zum Abschluss dieser Reflexion möchte ich noch einige weitere Sätze zur Forschungsethik (vgl. von Unger et al. 2014, von Unger 2016) sagen. Ich habe während des Forschungsprozesses immer darauf geachtet, den Projekten und ihren Bewohner*innen mit größtmöglicher Offenheit und Respekt gegenüberzutreten. Auch habe ich meine Interessen klar kommuniziert und auch die Verwertung der

generierten Daten ausführlich erläutert. Insgesamt denke ich, dies ist weitestgehend gelungen. Dennoch gab es vereinzelt Skepsis gegenüber der Forschung. Diese Vorbehalte bezogen sich in erster Linie auf die Konsequenzen der Forschung für die alltägliche Lebensführung sowie Fragen der Rückverfolgbarkeit der persönlichen Aussagen oder Verhaltensweisen und konnten in den meisten Fällen in persönlichen Gesprächen ausgeräumt werden. Dabei wurde den interviewten Bewohner*innen Anonymität zugesichert. Dieses Versprechen wird eingelöst, indem die generierten Daten und Transkripte nicht veröffentlicht wurden und werden, auch nicht in anonymisierter Form, da die Gefahr sonst zu groß ist, dass die einzelnen Personen anhand ihrer Aussagen identifiziert werden könnten, da bei dieser Art von Forschung im Gegensatz zu anderen qualitativen Untersuchungen schnell erste Eingrenzungen im Hinblick auf Forschungsfeld und infrage kommende Personen getroffen werden können (vgl. Kühl 2020: 63ff.). Neben dieser ersten Stufe der Anonymisierung wurden schließlich auch die Namen der Projekte und des Forschungsfeldes unkenntlich gemacht, bzw. mit Pseudonymen belegt, um die Anonymisierung zu gewährleisten. Auf diese Weise werden die Persönlichkeitsrechte der Bewohner*innen gewahrt, ohne die Analyse des Materials zu stark zu beeinflussen.

13. Varianten des gemeinschaftlichen Wohnens: Die Fallstudien

Wie bereits im vorherigen Kapitel deutlich geworden ist, repräsentieren die beiden Fallstudien unterschiedliche Varianten des gemeinschaftlichen Wohnens. Sie variieren in vielerlei Hinsicht, was die Geschichte der Entstehung, die Eigentumsverhältnisse, die Form des Zusammenlebens oder auch die Zusammensetzung der Bewohner*innen betrifft und eignen sich aus diesem Grund hervorragend für eine kontrastierende Analyse. In der Folge werden die Projekte genauer vorgestellt und ein erster Vergleich vorgenommen, um auf diese Weise eine Grundlage für die weiteren Analysen zu legen.

13.1 Das alternative Wohnprojekt Gereonsplatz

Das alternative Wohnprojekt Gereonsplatz wurde in den frühen 1970er Jahren gegründet, nachdem das für mehrere Jahre leerstehende Haus infolge einer Demonstration für mehr bezahlbaren Wohnraum von einer Gruppe von Studierenden und Auszubildenden besetzt wurde. Schon wenige Tage später wurde es von der Stadt gekauft und zur Nutzung dem Allgemeinen Studierendenausschuss (AstA) der Universität vermietet. Dieser wiederum stattete die Besetzer*innen mit Mietverträgen aus, was dazu führte, dass die Besetzung beendet wurde. Bis vor einigen Jahren war der AstA an der Verwaltung des Projektes beteiligt. Dabei kümmerte er sich in erster Linie um die Finanzen und unterstützte die Bewohner*innen bei

Gesprächen mit der Stadt. Zugleich existierte jedoch auch immer eine Autonomie der Wohngemeinschaft hinsichtlich der alltäglichen Selbstverwaltung.

Im Laufe der Zeit war das Gebäude wiederholt vom Abriss bedroht. Vor etwa 10 Jahren wurde dieser dann vom Stadtrat beschlossen, bevor der Beschluss wenige Jahre später infolge von Protesten und Demonstrationen für den Erhalt des Projektes wieder aufgehoben wurde. In den folgenden Jahren wurde das Haus von der städtischen Wohnungsbaugesellschaft im Rahmen umfangreicher Umbaumaßnahmen im Viertel saniert. Währenddessen wurden die Bewohner*innen in einer Reihe leerstehender Häuser in einem anderen Stadtviertel untergebracht, bevor sie in das nun sanierte Haus zurückzogen. In dieser Zeit veränderte sich zum einen die Zusammensetzung der Wohngemeinschaft stark, einige Menschen zogen aus, andere neu ein, zum anderen wird die Zeit des Wiedereinzugs von vielen Bewohner*innen als prägend und sehr gemeinschaftsbildend beschrieben. Infolge der grundlegenden Sanierung des Hauses mussten von den Bewohner*innen viele Arbeiten im Haus durchgeführt und das Haus komplett neu eingerichtet werden. Dies führte zu einer engen Abstimmung und einem intensiven Zusammenleben. Seit dem Wiedereinzug der Bewohner*innen wird das Projekt von einem Verein selbst verwaltet, dessen Mitglieder die jeweils aktuellen Bewohner*innen sind.

Seit der Gründung zeichnet sich das Projekt durch drei grundlegende Charakteristika aus: erstens verhältnismäßig günstige Mieten, zweitens, dass die Bewohner*innen das Haus selbst verwalten und auch Reparaturen und Gestaltungen des Hauses eigenständig übernehmen sowie drittens, dass die Hausgemeinschaft politisch aktiv ist und sich für bezahlbaren Wohnraum einsetzt.¹¹ In all den Jahren war das Zusammenleben mal mehr und mal weniger gemeinschaftlich. Seit den 1990er Jahren organisiert sich die Hausgemeinschaft basisdemokratisch. Entscheidungen, die das ganze Haus betreffen, werden in regelmäßigen Plenen diskutiert und mithilfe eines Konsensverfahrens getroffen. Die so entstehenden Aufgaben werden anschließend zum größten Teil von Arbeitsgruppen übernommen, an denen verschiedene Bewohner*innen partizipieren. Die Zusammensetzung ist dabei nicht streng definiert, sondern durch immer wieder unterschiedliche Besetzungen in Arbeitsgruppen geprägt, die sich an den Zeitressourcen der einzelnen Bewohner*innen orientieren.

Die Zusammensetzung des Wohnprojekts ist relativ homogen und überwiegend studentisch geprägt. Zum Zeitpunkt der Untersuchung lebten in dem Projekt 19 Menschen im Alter von 22 bis 35 Jahren. Eine deutliche Mehrzahl der Bewohner*innen ist weiblich (gut zwei Drittel). Fast alle Bewohner*innen sind weiß

11 Diese Trias und Teile der historischen Angaben basieren auf den Ergebnissen einer Bachelorarbeit zu dem gemeinschaftlichen Wohnprojekt. Im Sinne der Anonymisierung wird an dieser Stelle auf eine Quellenangabe verzichtet. Dennoch sei der Autorin für die interessanten und hilfreichen Informationen und Einsichten gedankt.

und besitzen die deutsche Staatsbürgerschaft. Viele der Bewohner*innen studieren oder haben kürzlich ein Studium abgeschlossen und arbeiten nun in Teilzeit, oftmals im sozialen oder pädagogischen Bereich. Dementsprechend verfügen die meisten nur über ein geringes Einkommen. Eine große Mehrzahl definiert sich als politisch links. Sie leben verteilt auf drei Wohngemeinschaften, deren Türen jedoch nicht abgeschlossen werden, sodass sich in der alltäglichen Lebensführung mitunter ein fließender Übergang ergibt.

Die einzelnen Wohngemeinschaften organisieren sich in ihrem Alltag überwiegend selbstständig. Aus diesem Grund existieren verschiedene Modelle der Finanzierung des täglichen Bedarfes. Gleichzeitig werden einige Dinge von allen Bewohner*innen gemeinsam genutzt und geteilt. So werden beispielsweise regelmäßig Lebensmittel, die sonst weggeworfen würden, von Märkten abgeholt und mithilfe eines Gemeinschaftskühlschranks allen Bewohner*innen zur Verfügung gestellt. Außerdem gibt es im Haus gemeinsame Holz- und Fahrradwerkstätten und ein Umsonstregal vor der Haustür. Dieses ist im Eingangsbereich des Hauses aufgebaut, sodass es auch von Menschen, die nicht in dem Projekt leben, genutzt werden kann. Zwar existiert kein offizielles schriftliches Selbstverständnis des Projektes, in einer Ausschreibung für neue Bewohner*innen bezeichnet sich die Hausgemeinschaft jedoch als »linkes selbstverwaltetes Hausprojekt«, das sich vegan/vegetarisch ernährt und dessen Bewohner*innen sich politisch in verschiedenen Bereichen engagieren. Insbesondere die Selbstverwaltung wird dabei wiederholt hervorgehoben. Fragen der Nachhaltigkeit spielen hingegen in der Selbstbeschreibung keine explizite Rolle.

13.2 Das Mehrgenerationenwohnprojekt Rosengärten

Das Mehrgenerationenprojekt Rosengärten ist deutlich jünger als das Projekt Gereonsplatz und wurde erst vor wenigen Jahren gegründet. Das Gebäude wurde von der städtischen Wohnungsbaugesellschaft erbaut, die auch als Vermieterin auftritt. Schon mehrere Jahre vor dem Einzug hat sich eine Gruppe von Interessierten aus unterschiedlichen Wohnprojektinitiativen zusammengeschlossen, um das Projekt von Seiten der Bewohner*innen zu organisieren. In einem Kooperationsvertrag mit der Wohnungsbaugesellschaft wurde vereinbart, bereits vor dem Einzug einen Prozess des Kennenlernens und der Gemeinschaftsbildung zu initiieren, in dessen Rahmen die Gruppe auch das Recht hat, die zukünftigen Bewohner*innen auszuwählen. Dieser Prozess wurde von einer Moderatorin begleitet, die von der städtischen Wohnungsbaugesellschaft finanziert wurde. Dabei traf sich die Gruppe zunächst einmal monatlich in den Räumen der Wohnungsbaugesellschaft und darüber hinaus einmal im Monat zu einem gemeinsamen Frühstück.

Das Projekt besteht aus 22 Wohnungen, mit einer Wohnfläche jeweils zwischen 49 und 96 Quadratmetern. Ein großer Teil der Wohnungen (13) sind öffentlich ge-

fördert. Die neun anderen Wohnungen sind frei finanziert. Im Erdgeschoss befindet sich der Quartiersstützpunkt eines Sozialdienstleisters, dessen Räumlichkeiten von dem Wohnprojekt gegen Bezahlung eines geringen Betrages als Gemeinschaftsräume verwendet werden. Aktuell leben in dem Mehrgenerationenprojekt Rosengärten ca. 40 Personen im Alter von einem bis 89 Jahren. Die Zusammensetzung der Bewohner*innen ist dabei deutlich heterogener als im Projekt Gereonsplatz. Zwar ist auch hier eine große Mehrzahl der Bewohner*innen weiß und besitzt die deutsche Staatsbürgerschaft, zugleich variieren jedoch Lebenssituation, Alter und Einkommen ebenso deutlich stärker wie Einstellungen, politische Orientierung und Lebensstil.

Die Architektur des Projektes war zunächst nicht für ein Wohnprojekt geplant. Vielmehr sollte in dem Gebäude ein Altenwohnheim entstehen. Nachdem diese Pläne aufgrund des Todes eines Investors gescheitert waren, übernahm die städtische Wohnungsbaugesellschaft das Gelände und funktionierte das geplante Gebäude zu einem Mehrgenerationenwohnprojekt um, da in der Stadt eine große Nachfrage nach solchen Projekten existierte. Dies schlägt sich in der Architektur wieder. So existieren, abgesehen von dem großen Hinterhof, nur wenige Orte in dem Projekt, die zum gemeinsamen Verweilen einladen, was, ebenso wie die Trennung der einzelnen Wohneinheiten, Auswirkungen auf die Vergemeinschaftungsprozesse innerhalb des Projektes hat. Im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz zeichnet sich das Projekt durch eine Kombination von Selbst- und Fremdverwaltung durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft aus. Entscheidungen innerhalb der Gruppe werden mehrheitsdemokratisch getroffen. In ihrem Leitbild betonen die Bewohner*innen in erster Linie die Relevanz der Gemeinschaft im Alltag sowie das Ziel guter Nachbarschaft. Fragen der Nachhaltigkeit spielen im Leitbild hingegen, wie auch im Projekt Gereonsplatz, keine Rolle.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass sich die beiden untersuchten gemeinschaftlichen Wohnprojekte sowohl hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichte und ihrer architektonischen Gestaltung als auch hinsichtlich der Zusammensetzung der Bewohner*innen deutlich unterscheiden (vgl. Tabelle 2). Während das Projekt Gereonsplatz auf eine lange und bewegte Geschichte zurückblicken kann, die überwiegend studentisch geprägt ist, wurde das Projekt Rosengärten erst vor kurzem in Kooperation mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft gegründet. Während im Projekt Gereonsplatz die Wohnbereiche gemeinsam verwaltet und trotz der Unterteilung in drei Wohngemeinschaften gemeinsam genutzt werden, zeichnet sich das Projekt Rosengärten durch eine stärkere architektonische und institutionelle Trennung zwischen den einzelnen Wohnungen aus. Die Bewohner*innen des Projekt Gereonsplatz zeichnen sich darüber hinaus durch eine recht starke Homogenität hinsichtlich des Alters der Bewohner*innen, ihrer Lebenssituation und ihrer politischen Einstellungen aus.

Tabelle 2: Die beiden untersuchten Wohnprojekte im Überblick

	Gereonsplatz	Rosengärten
Allgemeine Informationen		
Typ	alternatives Wohnprojekt	Mehrgenerationenwohnprojekt
Gründung	frühe 1970er Jahre, in den 2010er Jahren renoviert	2010er Jahre
Wohneinheiten	3 Wohneinheiten auf 4 Etagen	22 Wohnungen zwischen 48 und 95 m ²
Öffentliche Förderung	alle Wohnungen sind gefördert	13 Wohnungen sind gefördert, 9 frei finanziert
Verwaltung	überwiegend Selbstverwaltung	Kombination aus Selbst- und Fremdverwaltung (Wohnungsbau-gesellschaft)
Entscheidungsfindung	Konsensorientiert	mehrheitsdemokratisch
Selbstverständnis	»linkes selbstverwaltetes Hausprojekt«, das sich vegan/vegetarisch ernährt und dessen Bewohner*innen sich politisch in verschiedenen Bereichen engagieren	eine vielfältige Gruppe von Familien, Paaren und Singles unterschiedlichen Alters, die in Gemeinschaft »verlässliche Nachbarschaft leben und Alltag gestalten will«
Bewohner*innen		
Anzahl	19	Ca. 40 Personen
Alter	19-35 Jahre	1-89 Jahre
Geschlecht	gut zwei Drittel weiblich	etwas mehr Frauen als Männer
Beruf/Ausbildung	viele Studierende, viele Berufstätige im pädagogischen Bereich	einige Rentner*innen, ansonsten divers
Einkommen	überwiegend geringes Einkommen	Einkommen variiert zwischen den Haushalten stark
Politische Einstellung	links bis sehr links	gemäßigt, viele leicht links der Mitte

Die Zusammensetzung der Bewohner*innen des Mehrgenerationenprojekts Rosengärten ist hingegen deutlich durchmischer, da hier Menschen sehr unterschiedlichen Alters und in verschiedenen Lebenslagen zusammenleben. Doch auch die Bewohner*innen des Projektes Rosengärten sind überwiegend weiß und gut gebildet. Es deutet sich somit eine gewisse soziale Selektion in der Zusammensetzung der Bewohner*innenschaft an, die im Projekt Gereonsplatz noch deutlich stärker ausfällt als im Mehrgenerationenprojekt Rosengärten. Welche Bedeu-

tung die beschriebenen Differenzen zwischen den Projekten für eine nachhaltige Lebensführung haben ist eine der zentralen Fragen der Untersuchung.

14. Nachhaltige Lebensführung: Standardisierte Annäherungen

Um sich den Auswirkungen der Lebensführung in den beiden Bereichen der sozialen und ökologischen Nachhaltigkeit zu nähern, wurden im Rahmen der standardisierten Erhebung neben sozio-demografischen Merkmalen (wie etwa Alter, Geschlecht, Bildungsstand) und Einstellungen (etwa Nachhaltigkeitsbewusstsein, politische Orientierung) der Bewohner*innen auch Indikatoren einer nachhaltigen Lebensführung abgefragt. Ziel war es dabei, eine Grundlage für die weiteren Analysen zu schaffen, indem die Nachhaltigkeit der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten auch anhand von standardisierten Indikatoren überprüft wurde, um potenziellen Fehldeutungen, etwa in Form von Über- oder Unterschätzungen der Auswirkungen der beobachteten Lebensführung, zu begegnen. Durch die Wahl ökologischer Indikatoren für die ökologischen Auswirkungen der Lebensführung wurde dabei auch auf Operationalisierungsprobleme der Umweltbewusstseins- und -verhaltensforschung reagiert, die sich, wie in Kapitel 7.1 herausgearbeitet wurde, bei ihren Analysen oftmals auf die verbale Abfrage konventioneller umweltbewusster Verhaltensweisen beschränkt. Die standardisierten Annäherungen ermöglichen eine profunde Einschätzung der tatsächlichen Auswirkungen der Lebensführung und bilden somit eine wichtige Basis für die weiteren Analysen, die sich stärker auf die Frage konzentrieren, wie sich nachhaltige Praktiken der Lebensführung vollziehen und welche Rahmenbedingungen hierbei von Bedeutung sind.

14.1 Beschreibung der Stichprobe und Vergleich mit der deutschen Bevölkerung

Die Grundgesamtheit der Erhebung bilden alle erwachsenen Bewohner*innen des jeweiligen Wohnprojekts; die Stichprobe die durchgeführten Interviews (vgl. Kapitel 12.1). Während im Projekt Gereonsplatz neun Interviews durchgeführt wurden und somit etwa jede*r zweite Bewohner*in sich zu einem Interview bereit erklärte, waren es im Projekt Rosengärten etwa ein Drittel (12 Interviews). Um Leser*innen einen Eindruck über die Stichprobe zu vermitteln, wird diese im Folgenden beschrieben und kontrastierend zur gesamtdeutschen Bevölkerung eingeordnet.

Betrachtet man die sozio-demografische Zusammensetzung der Stichprobe, so fällt zunächst auf, dass sich das *Alter* der Bewohner*innen zwischen den Projekten deutlich unterscheidet. Während die befragten Bewohner*innen der Gereonsplatz im Schnitt 28,1 Jahre alt sind (Median: 28 Jahre), wobei die jüngste Befragte 24

und der älteste befragte 35 Jahre alt sind, sind die Befragten des Mehrgenerationenprojekts Rosengärten nicht nur im Schnitt deutlich älter (Mittelwert: 60,4 Jahre, Median: 67 Jahre), sondern das Alter ist auch weniger homogen und streut entsprechend stärker. Von den befragten Erwachsenen ist der jüngste 27 und die älteste 89 Jahre alt. Während die Befragten des Projekts Gereonsplatz hinsichtlich des Alters repräsentativ für das gesamte Projekt stehen, sind bei dem Mehrgenerationenprojekt Rosengärten die Bewohner*innen über 60 Jahren etwas überrepräsentiert, da sie häufiger als Familien mit Kindern und andere jüngere Personen bereit waren, an einem Interview teilzunehmen. Dennoch deckt die Stichprobe die ganze Altersspanne der erwachsenen Bewohner*innen in diesem Projekt ab.

Auch hinsichtlich des *Geschlechts* der Bewohner*innen zeigen sich deutliche Differenzen. In dem Projekt Gereonsplatz ist die Zusammensetzung innerhalb der Befragten relativ ausgeglichen. Etwa die Hälfte der Befragten ist männlich, die andere Hälfte weiblich. Eine Person ordnete sich keinem der beiden binären Geschlechter zu. Im Projekt selbst leben jedoch deutlich mehr Frauen als Männer. Männer sind somit in der Stichprobe überrepräsentiert. Auch im Projekt Rosengärten leben mehr Frauen als Männer. Dies schlägt sich hier jedoch auch in der Stichprobe nieder. Mehr als drei Viertel der Befragten sind hier Frauen. Trotz dieser Differenzen sind auch hinsichtlich des Geschlechtes die verschiedenen Gruppen von Bewohner*innen in der Stichprobe repräsentiert.

Im Vergleich mit der deutschen Bevölkerung¹² ist das *Bildungsniveau* der Befragten in beiden Projekten überdurchschnittlich. Dies gilt für das alternative Projekt Gereonsplatz noch mehr als für das Projekt Rosengärten, das deutlich stärker durchmischt ist. Im Projekt Gereonsplatz haben alle befragten Bewohner*innen mindestens die Fachhochschulreife. Acht der neun Interviewten verfügen über die allgemeine Hochschulreife. In dem Projekt Rosengärten besitzen immerhin noch zwei Drittel der Befragten mindestens die Fachhochschulreife (Hochschulreife: 38,5 Prozent), 15,4 Prozent die mittlere Reife und 23,1 Prozent einen Haupt-, bzw. Volkschulabschluss. Im Vergleich dazu besitzen in der deutschen Bevölkerung 30,9 Prozent die Hochschul- und weitere 8,7 Prozent die Fachhochschulreife. Hinzukommen 34,4 Prozent mit mittlerer Reife sowie 23,3 Prozent mit Volks- oder Hauptschulabschluss. 1,4 Prozent der Deutschen haben den Daten des ALLBUS 2018 zufolge keinen Schulabschluss.

Dieses Bild spiegelt sich auch bei den *beruflichen Ausbildungs- und Bildungsabschlüssen* wider. Trotz ihres relativ jungen Alters verfügt über die Hälfte der befragten Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz über einen Fachhochschul- oder Hochschulabschluss (Bevölkerung 27,2 Prozent), wobei auffällt, dass die meisten

12 Die Angaben zur deutschen Bevölkerung in diesem Abschnitt wurden, soweit nicht anders angegeben, mithilfe des ALLBUS 2018 berechnet (vgl. Diekmann et al. 2019).

dieser Abschlüsse in pädagogischen Bereichen erworben wurden. Alle anderen Bewohner*innen haben mindestens eine Berufsausbildung. Auch im Projekt Rosengärten haben überdurchschnittlich viele der Befragten einen (Fach-)Hochschulabschluss (61,5 Prozent). Dazu kommt eine Meisterin. 30,8 Prozent haben eine Berufsausbildung. Auch hier findet sich kein*e Befragte*r ohne Berufsausbildung. In der Gesamtbevölkerung trifft dies hingegen auf immerhin 10,4 Prozent der Erwachsenen zu.

Auch hinsichtlich der *ausgeübten Berufe* finden sich deutlich Unterschiede zwischen den Projekten. Viele der befragten Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz studieren entweder noch oder arbeiten in pädagogischen Bereichen, etwa als Umweltpädagogin oder Abenteuer- und Erlebnispädagoge. Interessant ist auch, dass einige Bewohner*innen angeben, inspiriert durch die Erfahrungen im Wohnprojekt eine Weiterbildung im Bereich der Mediation durchzuführen oder anzustreben. Die Berufe im Projekt Rosengärten streuen wiederum deutlich stärker, sodass sich auch hier ein eher heterogenes Bild zeichnet. Zwar sind viele der Befragten inzwischen Rentner*innen, aber ansonsten findet sich eine weite Bandbreite von Berufen, vom Softwareentwickler über Lehrerin und Frisörin, bis hin zu wissenschaftlichen Berufen, wie Soziologin oder Germanist.

Das durchschnittliche monatliche Nettohaushaltseinkommen der befragten Bewohner*innen beider Projekte liegt unter dem Bevölkerungsdurchschnitt von 2.760 Euro (vgl. Statista 2019). Dabei fällt es im Projekt Gereonsplatz mit durchschnittlich 997 Euro (Median 850) gegenüber dem Projekt Rosengärten (Mittelwert 1.851 Euro, Median 1.400 Euro) noch einmal deutlich ab. Die geringen Einkommen im Projekt Gereonsplatz lassen sich weitgehend damit erklären, dass viele der Befragten noch studieren oder sich in anderen Formen der Ausbildung befinden. Doch auch im Vergleich zum Durchschnitt der deutschen Studierenden (1.039 Euro, vgl. ebd.) bleibt das durchschnittliche Haushaltseinkommen trotz der Erwerbstätigen in der Stichprobe leicht unterdurchschnittlich. Ähnliches gilt auch für die Einkommen im Mehrgenerationenprojekt Rosengärten. Auch hier lässt sich das im Vergleich zur Gesamtbevölkerung unterdurchschnittliche Haushaltseinkommen bis zu einem gewissen Grad durch die soziodemografische Zusammensetzung des Projekts erklären. So befinden sich in der Stichprobe viele Ein-Personen-Haushalte und viele Rentner*innen. Doch auch im Vergleich zum Durchschnittshaushaltseinkommen der Rentner*innen in Deutschland (1.961 Euro, vgl. ebd.) bleiben die Einkommen in dem Projekt (trotz der Berufstätigen in der Stichprobe) leicht unterdurchschnittlich.

Die *politische Positionierung* der Befragten wurde wie auch im ALLBUS 2018 mittels der Selbstverortung auf einer 10-stufigen Links-Rechts-Skala erhoben, wobei

1 für politisch ganz links und 10 für politisch rechts steht (vgl. GESIS 2019a: 22).¹³ Hier zeigt sich, dass die befragten Bewohner*innen der Wohnprojekte sich selbst deutlich stärker links einstufen als der Bevölkerungsdurchschnitt (Mittelwert 4,9). Dies gilt insbesondere für die Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz (Mittelwert 1,8). 55,6 Prozent von ihnen ordnen sich ganz links und die anderen 44,4 Prozent deutlich links (Werte 2 oder 3) ein. In der Gesamtbevölkerung Deutschlands sind dies im Vergleich 2,2 bzw. 19,4 Prozent. Auch die Bewohner*innen des Projektes Rosengärten sind im Durchschnitt etwas linker als die Bevölkerung (Mittelwert 3,5). So sind über 90 Prozent der Bewohner*innen eher links orientiert. Im Verhältnis zum Projekt Gereonsplatz streuen die Selbsteinschätzungen jedoch deutlich stärker und keine*r der Befragten bezeichnet sich selbst als ganz links. Vielmehr überwiegen Werte nahe der Mitte.

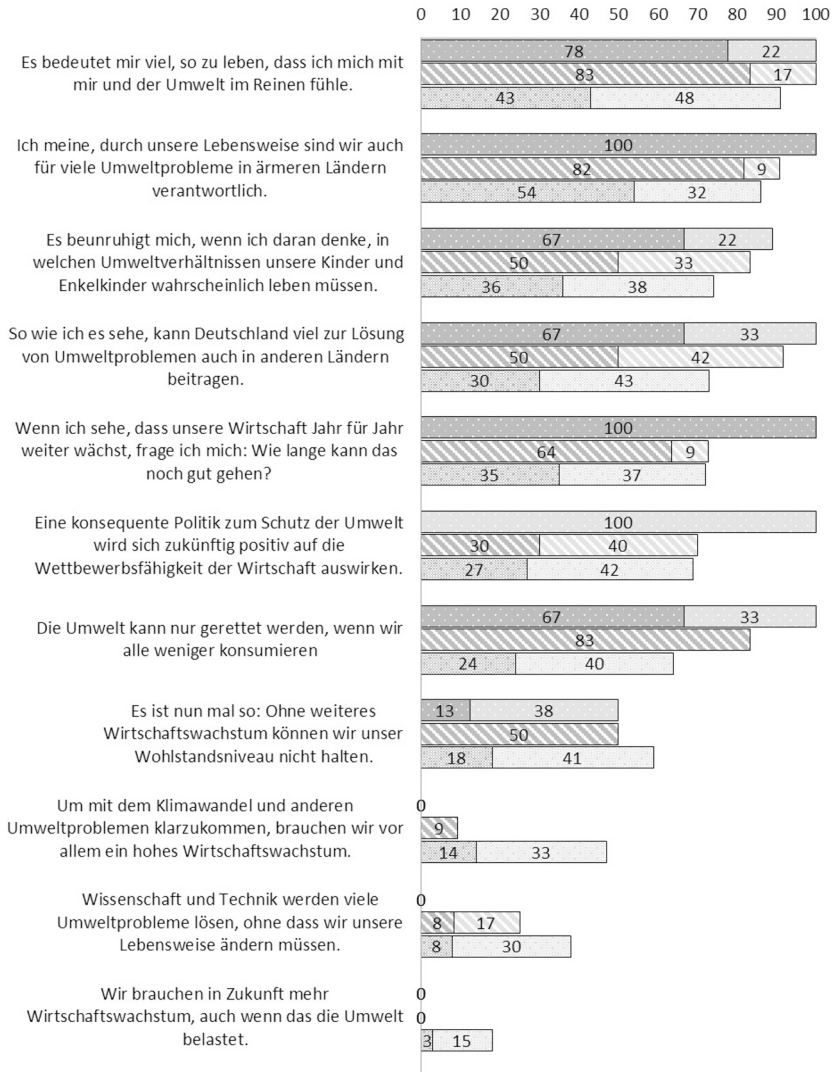
Auch hinsichtlich der Verortung auf dem *Inglehart-Index* (vgl. GESIS 2019b: 108) zu materialistischen und postmaterialistischen Werthaltungen zeigt sich hinsichtlich der Befragten aus dem Projekt Gereonsplatz eine deutlich stärkere Homogenität. Der Index ist für Fragen der Nachhaltigkeit relevant, da ein postmaterialistischer Wertewandel schon früh als Grundlage für eine umweltverträgliche Gesellschaftsgestaltung diskutiert wurde. So argumentierte Hillmann schon 1981, dass die Umweltkrise »nicht nur ein technisches, ökonomisches und staatlich-politisches Problem [...], sondern im fundamentalen Sinne zu allererst ein wert-ethisch-normatives« (Hillmann 1981: 126) Problem sei. Alle befragten Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz lassen sich dem Index entsprechend einer postmaterialistischen Wertorientierung zuordnen. In der Bevölkerung sind es hingegen nur knapp 24 Prozent. Bei den befragten Bewohner*innen des Mehrgenerationenwohnprojekts Rosengärten überwiegt zwar auch die postmaterialistische Seite, die Werthaltungen sind jedoch deutlich heterogener. So stellen die Postmaterialisten mit 36,4 Prozent zwar auch hier die größte Gruppe, gefolgt von dem postmaterialistischen Mischtyp (27,3 Prozent, Bevölkerung 29,0 Prozent). Aber auch der materialistische Mischtyp (18,2 Prozent, Bevölkerung 38,1 Prozent) und die reinen Materialisten (18,2 Prozent, Bevölkerung 9 Prozent) sind vertreten. Auf diese Weise sind sie dem Bevölkerungsdurchschnitt deutlich näher als die Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz.

Auch das *Nachhaltigkeitsbewusstsein*¹⁴ der Befragten ist in beiden Projekten deutlich stärker ausgeprägt als im Durchschnitt der deutschen Bevölkerung, wobei das

13 Zu Schwierigkeiten hinsichtlich der Genauigkeit der Messung mit Links-Rechts-Skalen vgl. Bauer et al. 2017. Für die Anwendung in dieser Arbeit, wo eine erste Einschätzung und weniger eine exakte Messung das Ziel ist, können diese jedoch vernachlässigt werden.

14 Das Nachhaltigkeitsbewusstsein wurde mithilfe von Items zur Einstellung zu Umweltthemen aus der repräsentativen Bevölkerungsumfrage »Umweltbewusstsein in Deutschland 2014« erhoben, die vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit und dem Umweltbundesamt herausgegeben wurde (vgl. BMUB/UBA 2015: 22).

Abbildung 6: Nachhaltigkeitsbewusstsein der Bewohner*innen und der Bevölkerung im Vergleich



Legende: helle Punkte – Projekt Gereonsplatz, Streifen – Projekt Rosengärten, dunkle Punkte – deutsche Bevölkerung 2014; dunkel – stimme voll und ganz zu, hell – stimme eher zu.
 Daten: Eigene Erhebung und BMUB/UBA 2015.

Projekt Gereonsplatz wiederum hervorsteht (vgl. Abbildung 6). Besonders verbreitet sind bei den befragten Bewohner*innen beider Projekte die Vorstellung, dass wir durch unsere Lebensweise auch für Umweltprobleme in anderen Ländern verantwortlich sind und die Vorstellung, dass die Umwelt nur gerettet werden kann, wenn wir weniger konsumieren. Aber auch die Sorge um die Umwelt- und Lebensbedingungen nachfolgender Generationen und eine wachstumskritische Haltung sind weit stärker verbreitet als im Bevölkerungsdurchschnitt. Auch sind die Befragten überzeugt, dass Wissenschaft und technologische Entwicklung allein die Umweltprobleme nicht lösen werden. Ambivalent sind die Befragten hinsichtlich der Frage, ob sie eine konsequente Politik zum Schutz der Umwelt positiv auf die Wettbewerbsfähigkeit der Wirtschaft auswirken wird. Die formulierten Einstellungen können in der Summe, insbesondere im Projekt Gereonsplatz, einer eher starken Vorstellung von Nachhaltigkeit zugeordnet werden, die über Konzepte wie Green Growth hinausgeht und auch Strategien der Suffizienz als wichtig erachtet (vgl. Kapitel 6.2).

Insgesamt bildet die Stichprobe die Grundgesamtheit der Bewohner*innen der Projekte recht gut ab. Zugleich muss jedoch davon ausgegangen werden, dass es aufgrund der geringen Fallzahl auch zu Verzerrungen kommen kann. Da das Ziel dieses standardisierten Teils der Untersuchung jedoch auch weniger eine finale statistische Aussage, sondern vielmehr eine erste Annäherung ist, erscheint sie durchaus zweckmäßig. Im Vergleich zur deutschen Bevölkerung zeigen sich darüber hinaus einige interessante Auffälligkeiten. So verfügen viele der Bewohner*innen beider Projekte über eine überdurchschnittliche formale Bildung und zugleich ein eher unterdurchschnittliches Einkommen, wobei das Projekt Gereonsplatz sich als deutlich homogener erweist als das Projekt Rosengärten. Darüber hinaus sind die Bewohner*innen, insbesondere die Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz deutlich linker und postmaterialistischer eingestellt als der Bevölkerungsdurchschnitt und zeichnen sich darüber hinaus durch ein überdurchschnittliches Umweltbewusstsein aus, was es in der Analyse zu berücksichtigen gilt. In der Folge werden die für die Annäherung an eine Einschätzung der Nachhaltigkeit der Lebensführung verwendeten Indikatoren vorgestellt und diskutiert.

14.2 Indikatoren und ihre Grenzen

Als zentraler Indikator für die *ökologische Dimension* der Nachhaltigkeit wird in der standardisierten Annäherung die CO₂-Bilanz, bzw. die Bilanz der CO₂-Äquivalente (CO_{2eq})¹⁵ der Bewohner*innen in verschiedenen Lebensbereichen verwendet. Da

15 CO₂-Äquivalenten berücksichtigen auch die Auswirkungen der klimaschädlichen Gase Methan (CH₄) und Distickstoffmonoxid (N₂O) (vgl. UBA 2007: 1).

in dieser Untersuchung die gemeinschaftliche und weniger die individuelle Lebensführung der einzelnen Bewohner*innen im Zentrum steht, werden aus den individuellen Bilanzen Durchschnittswerte berechnet, die die $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Bilanzen der gemeinschaftlichen Wohnprojekte repräsentieren.

Die $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Bilanzen werden in dieser Studie mithilfe des CO_2 -Rechners¹⁶ des Umweltbundesamtes (vgl. UBA o.J.) erhoben. Dieser basiert auf der Studie »Die CO_2 -Bilanz des Bürgers« (UBA 2007), in der bestehende Rechner tools verglichen, erweitert und auf dieser Grundlage ein wissenschaftlich fundierter Vorschlag für den CO_2 -Rechner entwickelt wurde. Die Berechnungen erfolgen dabei auf Grundlage von Angaben zu Wohnsituation und Energieverbrauch sowie standardisierten Einschätzungen zum Mobilitäts-, Ernährungs- und sonstigem Konsumverhalten.

Natürlich sind solche Messungen immer auch mit Schwierigkeiten und Ungenauigkeiten verbunden. So weist Roland Bogun darauf hin, dass hinsichtlich »der häufig komplexen und nicht selten widersprüchlichen Umweltwirkungen von Konsumhandlungen erhebliche Unsicherheiten bestehen« (Bogun 2015: 11). Demzufolge ließe sich aus einer Veränderung des individuellen Konsumhandelns nicht ohne weiteres auf Veränderungen auf der »ökologischen Makroebene« schließen (vgl. ebd.). Außerdem sei mit dem Fokus auf individuelle Umweltbilanzen oftmals auch eine Individualisierung der Verantwortung verbunden, wobei die Rolle der Konsument*innen für eine Lösung der Umweltkrise im Vergleich zu politischen Bearbeitungen der Probleme überschätzt würden (vgl. ebd.: 10). Schließlich stelle sich die Frage, inwieweit der Indikator $\text{CO}_{2\text{eq}}$ geeignet sei, »sämtliche ökologischen – ganz zu schweigen von den im Rahmen eines breiter gefassten Nachhaltigkeitsverständnisses relevanten sozialen – Folgen abzubilden bzw. zumindest einzuschätzen« (ebd.: 11).

Dem lassen sich jedoch hinsichtlich dieser Untersuchung verschiedene Argumente entgegenhalten. Zunächst einmal ist grundsätzlich festzustellen, dass die $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Bilanzen durchaus Annäherungen an die tatsächlichen Umweltauswirkungen der Lebensführung abbilden (UBA 2007: 1). In welchem Verhältnis diese zu $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstößen auf beispielsweise nationalstaatlicher Ebene stehen, wäre eine weitere davon getrennte Frage. Dass hier jedoch, wenn auch nicht lineare, Zusammenhänge bestehen erscheint zumindest plausibel. Darüber hinaus geht es in der Studie ja gerade nicht um moralische Anrufungen und damit verbundene Responsibilisierungen an das Individuum. Vielmehr wird in den Blick genommen, wie sich Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten vollzieht und wie spezifische Lebensführungs- und Konsumpraktiken (re-)produziert werden. Damit sind nicht in erster Linie die Individuen, sondern vielmehr die sozio-materiellen Rahmenbedingungen, symbolischen Aufladungen und sozialen Konfigu-

16 In der Folge wird der vom UBA verwendete Eigenname CO_2 -Rechner verwendet, auch wenn dieser CO_2 -Äquivalente berechnet.

rationen adressiert. Schließlich bietet sich der Ausstoß von CO_2 -Äquivalenten als zentraler Indikator für die ökologische Dimension der Nachhaltigkeit an, da er in der öffentlichen und wissenschaftlichen Debatte als »Leitindikator für den Ausstoß vieler anderer klimarelevanter Stoffe« (Empacher/Wehling 2002: 65) gilt. Er stellt eine gute Möglichkeit dar, »den anthropogenen Einfluß auf den Treibhauseffekt darzustellen« (Taylor 2000: 12, vgl. auch 149) und ist als wichtiger Indikator in verschiedenen nationalen und internationalen Nachhaltigkeitszielen verankert (vgl. z.B. Deutsche Bundesregierung 2017: 184ff., UN 2015b: 4), da das Ansteigen der $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Emissionen »zur Erwärmung der Erdatmosphäre und somit zum Klimawandel« (UBA 2019a) führt. Auch in anderen Untersuchungen zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten findet er erfolgreich Anwendung (vgl. Leitner et al. 2015: 17).¹⁷ Zur Einschätzung der sozialen Nachhaltigkeit der Lebensführung werden darüber hinaus in dieser Untersuchung eigenständige Indikatoren genutzt, die weiter unten eingeführt werden, sodass eine Überdehnung des Indikators der $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Emissionen in Bezug auf soziale Nachhaltigkeit bewusst vermieden wurde. Für die Zwecke einer ersten Annäherung an die ökologischen Konsequenzen der Lebensführung im Rahmen dieser Arbeit, die sich notwendiger Weise hinsichtlich der Indikatoren begrenzen muss, scheint er jedoch gut geeignet zu sein.

Darüber hinaus ist selbstverständlich zu beachten, dass es sich bei den Berechnungen mithilfe des UBA-Rechners immer nur um Näherungswerte handelt, die einen ersten Eindruck vermitteln können und keine streng naturwissenschaftliche Messung darstellen. Eine solche kann im Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Forschungsarbeit auch nicht geleistet werden. Eine $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Messung mithilfe des Rechentools des Umweltbundesamtes stellt jedoch einen guten Mittelweg auf dem Weg zu stärker ökologistischen Erhebungsverfahren dar, da hier auf Grundlage naturwissenschaftlicher Analysen und Berechnungen Annäherungen an die konkreten ökologischen Auswirkungen von individuellen und gemeinschaftlichen Formen der Lebensführung ermöglicht wird (vgl. UBA 2007: 93ff.).

Für die Messung der *sozialen Dimension* der Nachhaltigkeit wird auf Items zur politischen Partizipation und zum freiwilligem Engagement zurückgegriffen. Datengrundlage sind die vom Forschungsdatenzentrum des Deutschen Zentrums für Altersfragen (FDZ-DZA) herausgegebenen Daten des Deutschen Freiwilligensurveys (FWS) (DZA 2016). Beim Freiwilligensurvey handelt es sich um eine »repräsentative telefonische Befragung zum freiwilligen Engagement in Deutschland, die sich an Personen ab 14 Jahren richtet« (Simonsen et al. 2017: 31). Politische Partizipation und freiwilliges Engagement sind für den Bereich der sozialen Nachhaltigkeit aus mehreren Gründen relevant. Zum einen produziert freiwilliges und

17 Zugleich lässt sich feststellen, dass die ökologische Dimension der Nachhaltigkeit im Allgemeinen nicht auf das Problem des Klimawandels reduziert werden kann, sondern auch die Intaktheit von Luft, Wasser, Boden sowie Flora und Fauna beinhaltet (vgl. UN 1972: S. 71).

ehrenamtliches Engagement einen sozialen Mehrwert. Es kann zum »Zusammenhalt der Gesellschaft beitragen, die Demokratie weiterentwickeln und innovative Problemlösungen hervorbringen« (ebd.: 32). Zweitens wird durch politische Partizipation und freiwilliges Engagement gesellschaftliche Teilhabe dokumentiert. Somit spielen sie auch für die partizipative und die Anerkennungsdimension von Gerechtigkeit (vgl. Kapitel 6.1) eine wichtige Rolle. Drittens können politische Partizipation und freiwilliges Engagement als Indikator für eine funktionierende Zivilgesellschaft interpretiert werden (vgl. Simonsen et al. 2017: 32). Sie sind somit im Hinblick auf die soziale Dimension von Nachhaltigkeit von zentraler Bedeutung, weshalb sie einen guten Indikator für die soziale Nachhaltigkeit der untersuchten Wohnprojekte bilden. Schließlich sprechen auch forschungspragmatische Gründe für freiwilliges Engagement als Indikator, da es verhältnismäßig gut erforscht ist und durch den Freiwilligensurvey vielfältige repräsentative Vergleichsdaten vorliegen, wodurch der Anschluss an bestehende Forschungen und ein Vergleich mit der Gesamtbevölkerung ermöglicht wird. Andere potenzielle Indikatoren, wie etwa der *slavery footprint* (Fair Trade Fund o.J.), der versucht zu berechnen, wie viele Menschen unter unwürdigen Bedingungen arbeiten müssen, um die Produkte herzustellen, die wir konsumieren und somit unsere »imperiale Lebensweise« (vgl. Brand/Wissen 2017) ermöglichen, erschienen methodisch nicht ausgereift. Für das sozialpsychologische Konzept des prosozialen Verhaltens (vgl. Böckler et al. 2016) lagen keine repräsentativen Vergleichsdaten zur deutschen Bevölkerung vor.

Auch die Ergebnisse zum freiwilligen Engagement sind nicht als Messung der sozialen Nachhaltigkeit in einem strengen Sinne zu verstehen. Vielmehr finden sich hier Hinweise und repräsentative Vergleichsdaten, die sorgsam und vorsichtig interpretiert werden müssen. Eine vollumfängliche Messung sozialer Nachhaltigkeit steht jedoch, auch aufgrund der Tatsache, dass in der Literatur immer noch umstritten ist, was genau darunter zu verstehen ist (vgl. Opielka/Renn 2017: 2f., Kapitel 6.1), schlichtweg nicht zur Verfügung. Die Analyse der politischen Partizipation und des freiwilligen Engagements bietet aber eine gute Möglichkeit für eine erste Annäherung.

Die in dieser Untersuchung vorgenommene standardisierte Nachhaltigkeitsmessung bildet zusammenfassend eine gute Grundlage um die Nachhaltigkeit der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten zu evaluieren. Sie kann zwar keinen Anspruch auf absolute Genauigkeit erheben, bietet jedoch eine standardisierte und ökologistische Referenzfolie für die Einschätzung der Nachhaltigkeit der gemeinschaftlichen Lebensführung im Vergleich zur deutschen Bevölkerung.

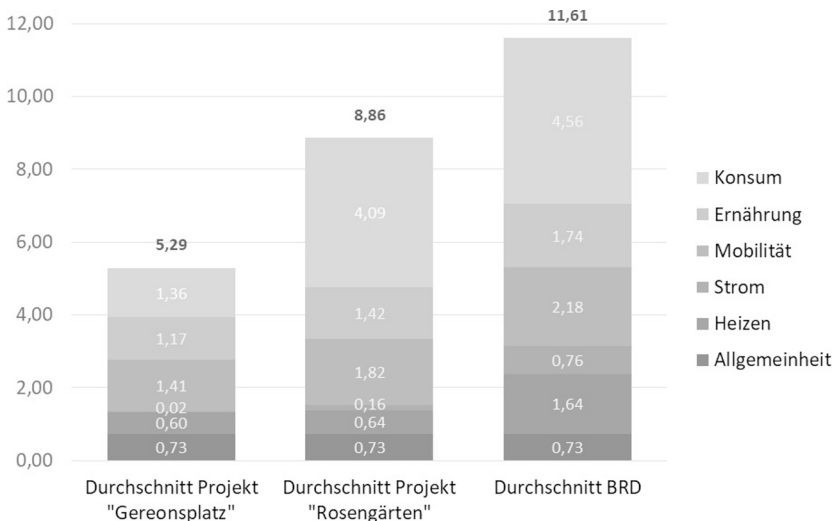
14.3 Ergebnisse der standardisierten Annäherungen

14.3.1 CO_{2eq}-Bilanz der Lebensführung

Der CO_{2eq}-Ausstoß der Lebensführung beider Projekte liegt den Ergebnissen des CO₂-Rechners des Umweltbundesamtes zufolge deutlich unter dem des deutschen Bevölkerungsdurchschnitts (vgl. Abbildung 7). Während dieser im Jahr 2018¹⁸ bei 11,61 Tonnen CO_{2eq} pro Person und Jahr lag, beträgt er im Mehrgenerationenprojekt Rosengärten im Schnitt 8,86 Tonnen und im Projekt Gereonsplatz sogar nur 5,29 Tonnen.

Betrachtet man nun die CO_{2eq}-Bilanz in den einzelnen Lebensbereichen, so lässt sich zunächst feststellen, dass der vergleichsweise niedrige CO_{2eq}-Ausstoß nicht nur auf einen einzelnen Bereich zurückzuführen ist. Vielmehr liegen die Ausstöße in allen Bereichen jeweils unter dem Bevölkerungsdurchschnitt. Dabei stechen einige interessante Auffälligkeiten ins Auge.

Abbildung 7: CO_{2eq}-Bilanzen der Projekte und der Bevölkerung im Vergleich



Legende: Alle Angaben in Tonnen CO₂-Äquivalent pro Person und Jahr. Daten: Eigene Erhebung und UBA o.J. (CO₂Rechner).

Der Bereich *Heizen* zeichnet sich dadurch aus, dass der CO_{2eq}-Ausstoß hier in beiden Projekten besonders deutlich vom Bevölkerungsdurchschnitt abweicht. Während dieser im Durchschnitt bei 1,64 Tonnen CO_{2eq} pro Jahr liegt, liegt er im

18 Das Bezugsjahr der Berechnungen bildet auf Seiten der Bevölkerung das Jahr 2018, da die Mehrzahl der erhobenen Interviews in diesem Jahr durchgeführt wurde.

Projekt Rosengärten bei 0,64 Tonnen und im Projekt Gereonsplatz sogar nur bei 0,6 Tonnen. Dieser verhältnismäßig geringere $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß lässt sich in erster Linie durch zwei Faktoren erklären. Während im Projekt Gereonsplatz die Wohnfläche pro Person, die entsprechend beheizt werden muss, mit nur 23,7 Quadratmetern sehr gering ausfällt, liegt sie im Bevölkerungsdurchschnitt bei 46,5 Quadratmetern pro Person (vgl. UBA 2018a). Im Projekt Rosengärten hingegen ist diese aufgrund der vielen Ein-Personen-Haushalte mit 52,14 Quadratmetern sogar leicht überdurchschnittlich. Als Erklärung für den niedrigen $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß kann hier die sehr gute energetische Konstitution des Gebäudes herangezogen werden, die laut Energieausweis auf dem Niveau eines Niedrigenergiehauses liegt. Das Projekt wurde erst vor wenigen Jahren von der städtischen Wohnungsbaugesellschaft nach aktuellen energetischen Standards gebaut, wodurch der Heizenergiebedarf sehr gering ausfällt. Während der niedrige $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß im Projekt Rosengärten somit primär auf die Bausubstanz zurückzuführen ist, spielt im Projekt Gereonsplatz vor allem die geringe Wohnfläche eine entscheidende Rolle. Es deutet sich an, dass für eine ressourcenschonende Lebensführung im Bereich des Heizens weniger das individuelle oder kollektive alltägliche Heizverhalten, als vielmehr die strukturellen Rahmenbedingungen von zentraler Bedeutung sind. Darüber hinaus ist festzustellen, dass Vorstellungen von Komfort und einer angemessenen Raumtemperatur gesellschaftlich tief verankert, geteilt und normalisiert sind und somit nur begrenzt individuelle Varianzen aufweisen (vgl. Shove 2003: 41). Dies spricht dafür hinsichtlich einer Analyse des Nachhaltigkeitsverhaltens im Bereich Heizen immer auch die strukturellen Rahmenbedingungen zu berücksichtigen, da ansonsten eine große Gefahr von Fehldeutungen besteht.

Auch der geringe $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß der Projekte im Bereich *Strom* lässt sich vor allem auf technologische, bzw. infrastrukturelle Aspekte zurückführen. Hier ist es in erster Linie die Entscheidung für Ökostrom, die eine Reduktion des $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoßes provoziert. So emittierte eine Kilowattstunde im deutschen Strommix von 2016 516 Gramm CO_2 -Äquivalent (vgl. UBA 2019b). Die Emissionen einer Kilowattstunde Ökostrom liegen hingegen deutlich geringer. In der Studie »Die CO_2 -Bilanz des Bürgers«, die die Grundlage für den CO_2 -Rechner des Umweltbundesamtes bildet, ist eine Kilowattstunde Ökostrom etwa mit 40 Gramm hinterlegt (vgl. ifeu 2007: 4). Die geringeren $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Emissionen in den Projekten lässt sich somit zu einem großen Teil auf den Bezug von Ökostrom zurückführen, wobei im Projekt Gereonsplatz, die gesamte Energieversorgung über Ökostrom gedeckt wird, während dies im Projekt Rosengärten »nur« für ein Drittel der Haushalte gilt, was im Vergleich zum Anteil in der Gesamtbevölkerung jedoch immer noch überdurchschnittlich ist. Deutschlandweit hatten Ökostromtarife 2018 einen Marktanteil von rund 17 Prozent, wobei die Zunahme in den letzten Jahren fast zum Erliegen gekommen ist (vgl. UBA 2018b). Neben der Versorgung mit Ökostrom lassen sich noch weitere Auffälligkeiten beschreiben. So ist der Strombezug pro Person im Projekt

Gereonsplatz mit 535 Kilowattstunden im Jahr im Schnitt etwa 37 Prozent geringer als im Projekt Rosengärten (849 kWh p. P./Jahr). Dies ist vermutlich wiederum auf das stärkere Teilen von Wohnraum und die gemeinsame Lebensführung in den Projekten zurückzuführen, da in diesem Rahmen mehr »services« (Shove 2003: 164ff.), wie etwa Beleuchtung, Kochen oder auch die Nutzung von Bild- und Tonquellen, die mittels der Energie ermöglicht werden, geteilt werden. So zeichnen sich auch hinsichtlich des Strombezugs Reduktionspotenziale des CO_{2eq}-Ausstoßes durch eine Verringerung der Wohnfläche pro Person und eine geteilte Lebensführung ab.

Auch im Bereich der *Mobilität* liegen die CO_{2eq}-Emissionen der Projekte systematisch unterhalb denen der Gesamtbevölkerung. Während diese im Durchschnitt 2,18 Tonnen CO_{2eq} pro Person und Jahr emittiert, sind es den Ergebnissen des CO₂-Rechners zufolge im Projekt Rosengärten im Durchschnitt 1,82 Tonnen pro Person und im Projekt Gereonsplatz sogar nur 1,41 Tonnen. Während die niedrigeren Emissionen im Projekt Rosengärten vor allem darauf zurückzuführen sind, dass die Bewohner*innen mitunter nur wenig mobil sind, oftmals aufgrund ihres Alters, sind sie im Projekt Gereonsplatz in erster Linie durch die verstärkte Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel zu erklären. Nur zwei der befragten Bewohner*innen besitzen Anteile an einem Auto, das sie sich jedoch mit zwei weiteren Personen außerhalb des Projektes teilen. Darüber hinaus fliegen die Bewohner*innen des Projekts nur selten. So ist nur eine der befragten Personen aus diesem Projekt im letzten Jahr geflogen. Im Projekt Rosengärten sind dies mit immerhin gut zwei Drittel der Befragten deutlich mehr. Zumeist handelt es sich dabei um Flüge im Rahmen von Urlaubsreisen. Zwei Personen fliegen jedoch auch immer wieder aus beruflichen Gründen innerhalb von Deutschland, was auf die CO_{2eq}-Bilanz im Bereich Mobilität negative Auswirkungen hat.

Im Bereich der *Ernährung* zeichnet sich das Projekt Gereonsplatz insbesondere dadurch aus, dass alle Bewohner*innen sich entweder vegetarisch oder sogar vegan ernähren. Dies und die Tatsache, dass im Durchschnitt viele regionale, saisonale und biologische Lebensmittel und fast keine Tiefkühlprodukte konsumiert werden, führen zu einem geringen CO_{2eq}-Ausstoß von 1,17 Tonnen CO_{2eq} pro Person und Jahr in diesem Bereich. Beides hängt eng mit der gemeinschaftlichen Lebensführung in dem Projekt und den in ihrem Rahmen realisierten Praktiken der Beschaffung und Ernährung zusammen (vgl. Kapitel 15.3). Auch im Projekt Rosengärten wird zumindest teilweise auf Regionalität und Saisonalität geachtet. Auch kaufen einige Bewohner*innen regelmäßig Bio-Lebensmittel und es wird nur selten auf tiefgekühlte Produkte zurückgegriffen. Da dies alles insgesamt aber weniger der Fall ist als im Projekt Gereonsplatz und ein Großteil der Befragten, wenn auch oftmals reduziert, Fleisch konsumiert, liegen die Emissionen mit einem Durchschnitt von 1,42 Tonnen CO_{2eq} pro Person und Jahr deutlich über denen des Projekts Gereonsplatz. Zugleich bleiben auch die Bewohner*innen dieses Projektes jedoch im

Durchschnitt deutlich unter dem deutschen Mittel von 1,74 Tonnen $\text{CO}_{2\text{eq}}$. Da sich der Konsum in diesem Projekt stärker auf die Einzelhaushalte konzentriert, spielt die gemeinschaftliche Lebensführung in dem Projekt hierfür jedoch nur eine untergeordnete Rolle.

Im großen und $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -intensiven Bereich *sonstiger Konsum* fällt der geringere $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß der Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz besonders deutlich aus. Mit 1,36 Tonnen $\text{CO}_{2\text{eq}}$ pro Person und Jahr liegen die Emissionen über drei Tonnen unter dem Bevölkerungsdurchschnitt von 4,56 Tonnen $\text{CO}_{2\text{eq}}$ pro Person und Jahr. Das Projekt Rosengärten liegt mit 4,09 Tonnen $\text{CO}_{2\text{eq}}$ pro Person und Jahr in diesem Bereich deutlich näher am bundesdeutschen Durchschnitt. Die geringeren Emissionen des Projekts Gereonsplatz in diesem Bereich lassen sich unter anderem auf das sparsame Kaufverhalten, die häufige Nutzung gebrauchter Gegenstände sowie eine geringe Anzahl von Hotelübernachtungen im Jahr zurückführen. Darüber hinaus tragen auch weitere Faktoren, die durch den CO_2 -Rechner in die Erhebung des $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß im Bereich sonstiger Konsums einbezogen werden, wie die große Anzahl der Personen im Haushalt, die geringe Wohnfläche pro Person, die geringe Anzahl von Flugreisen und die Tatsache, dass keine Autos besessen werden (vgl. ifeu 2007: 19ff.), zu den niedrigen Werten bei. All diese Indikatoren sind im Projekt Rosengärten deutlich weniger ökologisch ausgeprägt: So ist das Konsumverhalten großzügiger, es werden weniger gebrauchte Gegenstände genutzt und es wird häufiger in Hotels übernachtet, häufiger geflogen und ein signifikanter Anteil der Bewohner*innen besitzen ein Auto.

Insgesamt zeigt sich, dass die Bewohner*innen der untersuchten Wohnprojekte den Ergebnissen der $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Bilanzierung zufolge deutlich weniger emittieren als der deutsche Bevölkerungsdurchschnitt. Wie bereits in Kapitel 14.2 erläutert, sind die Messungen *nicht vollkommen genau* und eher als Annäherung zu lesen, dennoch sind die Ergebnisse ein deutlicher Hinweis auf eine größere ökologische Nachhaltigkeit der Lebensführung der Bewohner*innen der beiden gemeinschaftlichen Wohnprojekte im Vergleich zum Bevölkerungsdurchschnitt. Dies lässt sich zwar auch auf die aktuelle Lebenssituation der Bewohner*innen zurückzuführen. So studieren viele der Bewohner*innen noch oder sind schon in Rente und verfügen dementsprechend über weniger ökonomische Ressourcen, die sich immer wieder als einer der wichtigsten Indikatoren für die ökologischen Auswirkungen der Lebensführung erweisen (vgl. Kleinhückelkotten et al. 2016: 93, Moser/Kleinhückelkotten 2017: 630, Neckel 2018b: 67, Descamps 2019). Zugleich lassen sich die geringen Emissionen jedoch nicht nur auf solche Effekte der Lebenslage reduzieren. Vielmehr sind auch die genauen Formen der Lebensführung zu berücksichtigen, die mittels dieser ökonomischen Ressourcen realisiert werden. Dabei deuten die Ergebnisse darauf hin, dass eine gemeinschaftliche Lebensführung durchaus Potenziale für eine sozial-ökologische Transformation bereithält. So zeigt sich etwa, dass der $\text{CO}_{2\text{eq}}$ -Ausstoß des Projekts Gereonsplatz, das deutlich gemeinschaftlicher

ausgerichtet ist, mehr teilt und somit unter anderem eine geringere Wohnfläche pro Person realisieren kann, im Vergleich zum Mehrgenerationenprojekt Rosengärten im Durchschnitt noch einmal deutlich weniger emittiert.

14.3.2 Politische Partizipation und freiwilliges Engagement

Die *politische Partizipation* der befragten Bewohner*innen in beiden Projekten ist im Vergleich zur deutschen Bevölkerung deutlich überdurchschnittlich (vgl. Tabelle 3). So hat ein großer Teil der Bewohner*innen schon einmal bei einer Unterschriftensammlung mitgemacht und an einer Demonstration teilgenommen. Im Projekt Gereonsplatz sind es sogar alle Befragten, was als Indiz für eine politisierte Lebensführung interpretiert werden kann. Doch auch von den Bewohner*innen des Mehrgenerationenprojektes Rosengärten sind es jeweils über zwei Drittel, während es in der Gesamtbevölkerung weniger als die Hälfte der Menschen sind. Auch haben deutlich mehr von Ihnen schon mal ein politisches Amt übernommen, nämlich knapp ein Drittel der Bewohner*innen des Projekts Rosengärten und ein Fünftel der Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz im Vergleich zu 11 Prozent der Gesamtbevölkerung.

*Tabelle 3: Freiwilliges Engagement und politische Aktivitäten der Bewohner*innen und der Bevölkerung im Vergleich*

	Gereons- platz	Rosen- gärten	Bevölke- rung
Ein politisches Amt oder anderweitig politische Verantwortung übernommen	22	31	11
Bei Unterschriftensammlungen oder Online-Petitionen für politische Ziele unterschrieben	100	85	46
An einer Demonstration teilgenommen	100	69	37
Bei einer Bürgerinitiative mitgemacht	44	46	24
Mitglied in einem Verein oder einer gemeinnützigen Organisation/Gruppe	67	50	44
In den letzten 12 Monaten für soziale oder gemeinnützige Zwecke gespendet	33	77	55

Daten: Eigene Erhebung und eigene Berechnungen im Deutschen Freiwilligensurvey (FWS) (DZA 2016), Angaben in Prozent.

Das *freiwillige und ehrenamtliche Engagement* der Bewohner*innen der Wohnprojekte ist ebenfalls deutlich überdurchschnittlich. So ist die Anzahl der Personen, die sich schon einmal an einer Bürgerinitiative beteiligt haben, in beiden Projekten fast doppelt so hoch wie im Bevölkerungsdurchschnitt. Auch sind die Bewohner*innen häufiger in gemeinnützigen Organisationen oder Gruppen ehrenamtlich en-

gagiert, wobei der Anteil im Projekt Gereonsplatz sich wiederum deutlich positiv absetzt. Diese Tendenz findet sich auch bei der Häufigkeit des Engagements (vgl. Tabelle 4). Während die Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz ihr Engagement alle entweder täglich oder zumindest mehrmals in der Woche ausüben, engagieren sich die Bewohner*innen des Projekts Rosengärten entweder einmal in der Woche (drei Viertel) oder einmal im Monat (ein Viertel).

*Tabelle 4: Häufigkeit des Engagements der Bewohner*innen und der Bevölkerung im Vergleich*

	Gereonsplatz	Rosengärten	Bevölkerung
Täglich	33,3	0,0	3,5
Mehrmals in der Woche	66,7	0,0	22,1
Einmal in der Woche	0	75,0	18,5
Mehrmals im Monat	0	0,0	23,8
Einmal im Monat	0	25,0	16,3
Seltener	0	0,0	14,7
Ganz unregelmäßig	0	0,0	1,1

Daten: Eigene Erhebung und eigene Berechnungen im Deutschen Freiwilligensurvey (FWS) (DZA 2016), Angaben in Prozent.

Dies schlägt sich auch im durchschnittlichen Zeitaufwand pro Woche nieder. Während im Projekt Rosengärten im Durchschnitt ca. 2,5 Stunden (Median 2,5, Standardabweichung 1,1) für das Engagement aufgebracht werden, sind es im Projekt Gereonsplatz im Durchschnitt ganze 15,5 Stunden (Median 10,5, Standardabweichung 12,7) und damit fast der Umfang einer halben Stelle. Dabei sind es nicht nur einzelne besonders engagierte Bewohner*innen, die den Durchschnitt erhöhen. Vielmehr sind über zwei Drittel der Engagierten aus dem Projekt Gereonsplatz pro Woche sechs oder mehr Stunden für ihr freiwilliges Engagement aktiv. Im Projekt Rosengärten investiert keine*r der Befragten so viel Zeit in sein* ihr Engagement. In der deutschen Bevölkerung sind es immerhin 18,1 Prozent (vgl. Tabelle 5; Simonson et al. 2017: 18).

*Tabelle 5: Zeitaufwand für das Engagement der Bewohner*innen und der Bevölkerung im Vergleich*

Zeitaufwand pro Woche	Gereonsplatz	Rosengärten	Bevölkerung
Bis zu zwei Stunden	16,7	50,0	58,1
3-5 Stunden	16,7	50,0	23,8
6 und mehr	66,7	0,0	18,1

Daten: Eigene Erhebung und Simonson et al. 2014: 18, Angaben in Prozent.

Allein bei den Geldspenden fällt das Projekt Gereonsplatz im Vergleich zu dem Mehrgenerationenprojekt, aber auch der deutschen Bevölkerung, deutlich ab. Ein Drittel der Bewohner*innen hat in den letzten zwölf Monaten für soziale oder gemeinnützige Zwecke gespendet. Dagegen waren es von den befragten Bewohner*innen des Mehrgenerationenprojektes Rosengärten über drei Viertel. Innerhalb der deutschen Bevölkerung waren es rund 55 Prozent. Hier spielt möglicherweise die unterschiedliche finanzielle Ressourcenausstattung der Bewohner*innen eine Rolle (vgl. Kapitel 14.1).

Interessant ist auch in welchen *Bereichen* sich die Bewohner*innen der beiden Wohnprojekte engagieren. Während die Bewohner*innen der Rosengärten überwiegend in klassischen Bereichen des freiwilligen Engagements, wie etwa Selbsthilfegruppen, Gewerkschaften, Parteien, Kirchengemeinden und Umweltverbänden aktiv sind, bewegt sich das Engagement der Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz oftmals in nicht- oder nur schwach institutionalisierten Basisgruppen, insbesondere in den Bereichen Feminismus, Antirassismus, Flucht und Migration sowie Umwelt und Klima. Auffällig ist dabei, dass viele der Engagierten sich in einer Vielzahl von Gruppen engagieren, die sich mitunter nur für einzelne Veranstaltungen und Aktionen zusammenfinden.

Die *Bedeutung* des freiwilligen Engagements wird von allen Befragten als sehr hoch eingestuft und es wird als sinn- und identitätsstiftend wahrgenommen. Zugleich scheint es, dass dies für die Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz zu einem noch größeren Maße zutrifft. Dies wird in den Aussagen der Befragten deutlich. So wird das freiwillige Engagement z.B. als »Hauptfreizeitbeschäftigung« und »eine der coolsten Sachen, die ich im letzten Jahr gemacht habe« beschrieben. Es wird festgestellt, dass das Engagement zumindest Phasenweise eine größere Bedeutung als das eigene Studium hat und eine Befragte gibt sogar an, dass sie es so empfinden würde, als hätte sie »ohne Engagement keine Lebensberechtigung«, da die Welt so schlecht sei und sie nicht aushalten könne nichts dagegen zu tun. Hier wird eine weitere Besonderheit deutlich. Das Engagement der Bewohner*innen der Gereonsplatz speist sich deutlich stärker als das Engagement der Bewohner*innen des Projekts Rosengärten aus einer (fundamentalen) Kritik der gesell-

schaftlichen Verhältnisse und ist mitunter auch durch eine kritische Reflexion der eigenen Privilegien motiviert. Die besondere Bedeutung des Engagements für die Bewohner*innen des Projekts Gereonsplatz zeigt sich auch daran, dass viele schon seit ihrer Jugend engagiert sind und das Engagement als wichtigen Teil ihrer Sozialisation beschreiben.

Es lässt sich festhalten, dass die befragten Bewohner*innen beider Projekte überdurchschnittlich stark freiwillig engagiert sind, wobei die Bewohner*innen der Gereonsplatz noch einmal deutlich hervorstechen, was Intensität, Zeitaufwand und Bedeutung des Engagements für die eigene Identität betrifft. Interpretiert man freiwilliges Engagement nun, wie oben begründet, als Indikator für soziale Nachhaltigkeit, so ist festzustellen, dass sich die befragten Bewohner*innen hier positiv vom Bevölkerungsdurchschnitt abheben. Dies kann wiederum als Hinweis darauf interpretiert werden, dass gemeinschaftliche Wohnprojekte und die in ihnen praktizierten Formen der gemeinschaftlichen Lebensführung auch in diesem Bereich Potenziale für eine sozial-ökologische Transformation bereithalten. Die Frage, ob dieses starke Engagement und die damit verbundenen Nachhaltigkeitsvorteile jedoch vor allem darauf zurückzuführen sind, dass sich die Projekte aus spezifischen, politisch-partizipativen und engagementaffinen Milieus rekrutieren oder ob das Leben in den Projekten, etwa mittels Sozialisationsprozessen, politische Partizipation und freiwilliges Engagement anregt, bleibt zunächst offen. Sie wird jedoch in den folgenden Analysen im Rahmen der Grounded Theory noch eine große Rolle spielen. Den ersten Auswertungen zufolge hängt das umfangreiche Engagement vermutlich auch, aber nicht nur, mit der Lebenssituation der Befragten zusammen. So argumentieren Bewohner*innen der Rosengärten, dass sie aufgrund von eigenen Kindern und den damit verbundenen familiären Verpflichtungen keine Zeit für ehrenamtliche Tätigkeiten haben. Andere weisen darauf hin, dass sie aufgrund ihres Alters und körperlichen Beschwerden nicht mehr in der Lage seien, sich freiwillig zu engagieren. Auch wenn die Lebenssituation sicher eine Rolle spielt, so erscheint es dennoch nicht überzeugend, die gesamte Varianz im Engagement allein auf diese Faktoren, und damit letztendlich auf Lebensverlaufseffekte, zurückzuführen. Vielmehr sind hier weitere Faktoren zu berücksichtigen, etwa milieuspezifische Aspekte, wie Weltanschauungen und Bewusstsein, die Einbindung in engagementaffine Freundeskreise oder eben auch die spezifische Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten.

In Kapitel 14 wurde mithilfe standardisierter Verfahren eine erste Einschätzung der Nachhaltigkeit der gemeinschaftlichen Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten vorgenommen. Wie verdeutlicht wurde, handelt es sich dabei weniger um eine exakte Messung, als vielmehr um eine systematische und begründete Annäherung. Auch wenn diese nicht völlig genau ist und sich über die Validität der Indikatoren sicherlich vortrefflich streiten ließe, so ist sie doch für eine Studie wie die vorliegende wichtig, da sie einen begründeten Zugang zu den ökologi-

schen und sozialen Auswirkungen der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten im Vergleich zur Bevölkerung bietet, die im Rahmen einer rein qualitativen Analyseperspektive nicht möglich wäre. Ohne eine solche Messung wären Einschätzungen der tatsächlichen Nachhaltigkeit der Lebensführung nur schwer zu treffen und Fehlzuschreibungen oder Über-, respektive Unterschätzungen der Auswirkungen der gelebten Praktiken wahrscheinlich.

Insgesamt verweisen die standardisierten Messungen der Nachhaltigkeit der Wohnprojekte durchaus auf sozial-ökologische Transformationspotenziale einer gemeinschaftlichen Lebensführung. Sowohl in Bezug auf die ökologische als auch die soziale Dimension von Nachhaltigkeit heben sie sich hinsichtlich der Indikatoren jeweils positiv von der Durchschnittsbevölkerung ab. Zugleich unterscheiden sich die Ergebnisse zwischen den beiden Projekten deutlich. Dabei zeichnet sich die Lebensführung im Projekt Gereonsplatz durch einen geringen CO_{2eq}-Ausstoß und ein hohes Maß an politischer Partizipation und freiwilligem Engagement aus. Somit zeigt sich, dass das Projekt, das deutlich gemeinschaftlicher ausgerichtet ist, auch eine deutlich nachhaltigere Lebensführung aufweist – sowohl hinsichtlich der ökologischen als auch der sozialen Dimension. Auch wenn das Verhalten im Rahmen dieser standardisierten Annäherungen zunächst für die einzelnen Individuen erhoben wurde, ist davon auszugehen, dass es in gemeinschaftliche Praktiken der Lebensführung eingebettet und von ihnen beeinflusst ist. Wie genau dies in der konkreten Lebensführung realisiert wird und welche Bedeutung dem gemeinschaftlichen Zusammenleben dabei tatsächlich zugewiesen werden kann, wird in der Folge tiefergehend und differenziert analysiert.

15. Praktiken und Arrangements nachhaltiger Lebensführung

Nachdem nun zunächst eine systematische standardisierte Annäherung an die Nachhaltigkeit der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten vorgenommen wurde, die darauf hinweist, dass die Lebensführung in den Projekten tatsächlich ökologischer und sozial nachhaltiger ist als im Bevölkerungsdurchschnitt, zielt das folgende Kapitel darauf ab, genauer zu untersuchen, welche nachhaltigen Praktiken und Arrangements der Lebensführung sich in den Projekten genau finden lassen, wie sie zustande kommen und wie sie sich vollziehen. Somit werden die Realisierungsbedingungen einer nachhaltigen Lebensführung in den Blick genommen, um auf diese Weise Rückschlüsse ziehen zu können, wie eine solche gefördert werden kann und welche Bedeutung der Gemeinschaftlichkeit in den untersuchten Wohnprojekten dabei zukommt.

Die Analysen der Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten zeigen eine ganze Reihe von Praktiken und Arrangements nachhaltiger Lebensführung. In der Analyse werden jedoch sowohl Praktiken und Arrangements berücksichtigt,

die sich positiv auf eine nachhaltige Lebensführung und Nachhaltigkeit im Allgemeinen auswirken (Praktiken des Teilens, Suffizienzpraktiken, Solidarpraktiken etc.), als auch solche, die negative Auswirkungen haben, weil sie beispielsweise den materiellen Umsatz außergewöhnlich stark erhöhen oder negative soziale Folgen haben. Diese Praktiken und Arrangements differieren zwischen den Projekten miteinander deutlich. Für die Analyse lassen sich mehrere Praxisbereiche unterscheiden.

Zunächst sind Praktiken der *Selbstverwaltung und Kommunikation* von Bedeutung, da sie die organisatorische Grundlage der gemeinschaftlichen Lebensführung bilden und aus diesem Grund auf vielfältige Weise mit anderen Bereichen der Lebensführung verbunden sind. Darüber hinaus sind sie wichtig, um zu verdeutlichen, wie das gemeinschaftliche Zusammenleben in den Projekten grundsätzlich strukturiert ist. Die Praktiken der Selbstverwaltung und Kommunikation reichen dabei von der Entscheidungsfindung, über Praktiken und Arrangements der Konfliktregulation bis hin zu institutionalisierten Formen der Kommunikation, mit deren Hilfe der Austausch zwischen den Bewohner*innen vermittelt wird. Ein wichtiger Praxisbereich der Lebensführung für Fragen der Nachhaltigkeit ist der Bereich *Soziale Beziehungen und Gemeinschaft*. Dabei rücken vor allem der Umgang und der Austausch miteinander in den Projekten in den Blick. Die Praktiken reichen dabei von alltäglichen Vergemeinschaftungspraktiken bis hin zu Praktiken gegenseitiger Unterstützung. Eine große Rolle für die gemeinschaftliche Lebensführung spielt auch der Praxisbereich *Konsum*. Dieser umfasst alle Praktiken, die mit der Beschaffung und dem Verbrauch materieller und immaterieller Güter zusammenhängen. Ein Bezug zu Fragen der Nachhaltigkeit kann dabei sowohl über ökologische als auch über soziale Aspekte vermittelt sein. Schließlich sind auch die Praxisbereiche *Politischen Partizipation und zivilgesellschaftliches Engagement* sowie *Erwerbsarbeit und Ausbildung* für eine nachhaltige Lebensführung relevant. Diese sind zwar teilweise außerhalb der Projekte lokalisiert, stehen aber in einem miteinander engen Verhältnis zur gemeinschaftlichen Lebensführung und zeitigen dementsprechend unterschiedliche Wechselwirkungen.

All diese Praktiken einer nachhaltigen Lebensführung werden im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung in den Projekten, in der konkreten Praxis ebenso (re-)produziert, wie die *sozio-materiellen Arrangements*, die *geteilten Bedeutungen und Ideen* sowie die Bewohner*innen, die als Träger*innen und Kreuzungspunkte unterschiedlicher Praktiken und Praktikenbündel in der konkreten Praxis als *Subjekte* sozialisiert werden (vgl. Kapitel 10.2). Zugleich wirken sie auf die Praktiken zurück und richten ihren Vollzug mit aus.

Diese vier Entitäten der Lebensführung, also Praktiken, sozio-materielle Arrangements, Bedeutungen und Subjekte, die auf dem Zusammenspiel der in Kapitel 3 skizzierten theoretischen Sensibilisierungen und der Analyse der empirischen Daten beruhen, dienen in der Folge als zentrale Analysekatégorien. Ziel ist es die Wechselwirkungen zwischen ihnen zu erkunden und zu untersuchen, auf welche

Weise die konkreten sozio-materielle Arrangements, Bedeutungen und Subjekte die Realisierung und Etablierung nachhaltiger Praktiken in den untersuchten Wohnprojekten beeinflussen. Dies wird in den unterschiedlichen Praxisbereichen untersucht. Die Entwicklung des Kategoriensystems wurde dabei immer eng an die empirischen Daten gebunden, sodass nur Praktiken und Entitäten berücksichtigt werden, die tatsächlich in den empirischen Daten auftauchen und für das Erkenntnisinteresse eine Rolle spielen. Dabei ist festzuhalten, dass die vier Entitäten der Lebensführung in der gelebten Praxis eng miteinander verbunden sind. Für die Untersuchung dienen sie als analytische Kategorien, mit deren Hilfe die Lebensführung strukturiert beschrieben und das empirische Material geordnet wird.

15.1 Selbstverwaltung und Kommunikation

Um nachvollziehen zu können, wie die untersuchten Wohnprojekte strukturiert und die nachhaltigen Praktiken und Arrangements der Lebensführung eingebettet sind, werden in der Folge zunächst die allgemeine Organisation und die damit verbundenen Praktiken und Arrangements der Selbstverwaltung und Kommunikation fokussiert. Diese zeichnen sich zwar nicht per se durch eine besondere Affinität zur Nachhaltigkeit aus, spielen aber für die gemeinschaftliche Lebensführung eine große, weil konstitutive, Rolle.

Grundsätzlich lassen sich zunächst verschiedene Praxisformationen, bzw. Modi der Organisation unterscheiden. Während im Projekt Gereonsplatz die Selbstverwaltung vorherrscht, existiert in dem Projekt Rosengärten eine Mischform zwischen Selbst- und Fremdverwaltung. Dies hat vielfältige Auswirkungen auf die gemeinschaftliche Lebensführung, die im Folgenden analysiert werden. Darüber hinaus lässt sich hinsichtlich der projektinternen Organisation zwischen allgemeinen Praktiken der (Selbst-)Verwaltung, wie etwa der Praktik der Hausversammlung oder Praktiken der Entscheidungsfindung, auf der einen und Kommunikationspraktiken auf der anderen Seite unterscheiden, die diese Organisation unterstützen, aber auch jenseits der Organisation eine Rolle spielen. Organisationspraktiken und damit verbundene Arrangements sind insofern mit Nachhaltigkeit verbunden, als dass sie den Zugang zu Entscheidungen und Partizipation vermitteln und somit etwa im Sinne einer inklusiven und gewaltfreien Entscheidungsfindung für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit von Bedeutung sind.

In der Folge richtet sich der Blick zunächst auf allgemeine Praktiken der Selbstverwaltung und damit verbundene institutionelle Arrangements. Anschließend werden verschiedene Praktiken der Kommunikation und ihre sozio-materiellen Arrangements adressiert.

15.1.1 Praktiken der Selbstverwaltung

Wie schon angedeutet, zeichnet sich das Projekt Gereonsplatz durch eine weitreichende Selbstverwaltung aus. Zwar gehört das Haus, wie auch das Haus des Projektes Rosengärten, der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, diese agiert jedoch beim Projekt Gereonsplatz deutlich stärker im Hintergrund und tritt dem Projekt, bzw. dem Hausverein, der als Rechtsperson des Projektes fungiert, in erster Linie als Vermieterin gegenüber. Dennoch werden durch dieses institutionelle Arrangement wichtige Rahmenbedingungen festgelegt, die auf das gemeinschaftliche Zusammenleben und insbesondere die Zusammensetzung der Bewohner*innen ausstrahlen. Zum einen führt das institutionelle Arrangement dazu, dass das Projekt zwar überwiegend von den Bewohner*innen selbst verwaltet wird, zugleich aber grundlegende Reparaturen und Ähnliches durch die Vermieterin durchgeführt werden (vgl. P1I5: 35¹⁹), sodass die Selbstverwaltung in diesem Bereich entlastet wird. Zweitens besitzt das Projekt nur einen befristeten Mietvertrag, der beim Wiedereinzug zunächst auf 20 Jahre festgesetzt wurde. Dies führt den Bewohner*innen zufolge dazu, dass es nicht möglich sei, eine wirklich langfristige Perspektive für ihr Leben in dem Wohnprojekt zu entwickeln, was wiederum den regelmäßigen Wechsel der Bewohner*innen befördere, auch wenn keine offizielle Altersgrenze existiere (vgl. z.B. P1I9: 83ff.). Drittens zählen die einzelnen Etagen des Hauses als Sozialwohnungen (vgl. P1I7: 71ff.), was dazu führt, dass für den Einzug ein Wohnberechtigungsschein notwendig ist, der nur bis zu einem bestimmten Einkommen vergeben wird. Für eine Mehrzahl der Wohnungen, respektive der Zimmer, ist ein Wohnberechtigungsschein der Klasse A erforderlich, für eine Etage zumindest ein Wohnberechtigungsschein der Klasse B mit erhöhter Einkommensgrenze. Die Zimmer in dieser Wohnung sind auch etwas teurer, was durch die Bewohner*innen intern jedoch durch ein komplexes Finanzsystem wieder ausgeglichen wird, da sie entschieden haben, dass alle die gleiche Miete pro Quadratmeter zahlen sollen (vgl. ebd.). Darüber hinaus begrenzt diese Regelung das maximale Einkommen, mit dem Bewohner*innen in das Projekt einziehen dürfen, was Auswirkungen auf die Zusammensetzung des Projekts mit sich bringt und auch für Fragen der Nachhaltigkeit von Bedeutung ist, da einerseits das maximale Einkommen und damit das Konsumniveau begrenzt und andererseits der Zugang zu dem Projekt auch für Menschen mit geringem Einkommen ermöglicht wird.

19 Nachfolgend werden Verweise auf das empirische Material kodiert angegeben, um die Anbindung an die empirischen Daten zu dokumentieren. P1/P2 stehen dabei für die Projekte Gereonsplatz (P1) sowie Rosengärten (P2). Die Buchstaben I, B, P, G und M stehen für Interview (I), Beobachtungsprotokoll (B), Prozessdokument (P), informelles Gespräch (G) sowie Feldmemo (M) und wurden jeweils nummeriert. Die Zahlen hinter dem Doppelpunkt stehen schließlich für den Absatz im entsprechenden Dokument.

Für alle alltäglichen Fragen der Verwaltung ist das Projekt zuständig. Dabei haben sich für die Organisation des gemeinschaftlichen Zusammenlebens im Laufe der Zeit verschiedene Institutionen entwickelt, die als Rahmen und Orte für die Praktiken der Selbstverwaltung dienen. Erstens die *Hausversammlung* (HV), die ungefähr alle zwei Wochen stattfindet und auf der alle organisatorischen, aber auch gemeinschaftsbezogenen und emotionale Fragen, die das Gesamtprojekt betreffen, diskutiert werden (vgl. P1I0: 156, P1I9: 42). Eingeladen wird hierbei über den E-Mail-Verteiler des Hauses von einer rotierenden Moderation, die anschließend auch das Protokoll versendet, damit alle Bewohner*innen über die Diskussionen und Beschlüsse informiert sind. Die Teilnahme an den Hausversammlungen ist grundsätzlich verpflichtend und Bewohner*innen, die nicht teilnehmen können, sollen sich bei der Moderation abmelden (vgl. P1I0: 164). Dennoch seien oftmals nur etwa die Hälfte der Bewohner*innen anwesend (vgl. P1I9: 30). Die Hausversammlung beginnt in der Regel mit einer Befindlichkeitsrunde. Dabei könne sich jede Person so viel Zeit nehmen, wie sie möchte und über persönliche und emotionale Themen berichten, die sie stören oder berühren (vgl. P1I7: 61). Sie wurde eingeführt, damit bei den Hausversammlungen nicht nur organisatorische Dinge adressiert werden, sondern auch die persönlichen und gemeinschaftlichen Bedürfnisse und Befindlichkeiten. Ziel war es, mehr voneinander mitzubekommen und auf diese Weise die Gemeinschaft zu stärken (vgl. P1I9: 30). Eine wichtige Rolle spielte dabei ein Bewohner, der einen deutlich emotionaleren Austausch untereinander aus einem anderen Wohnprojekt kannte und sich für eine stärkere Berücksichtigung emotionaler Fragen auf den HVs einsetzte (vgl. P1I9: 38). An dieser Stelle wird bereits die Bedeutung der einzelnen Subjekte für die gemeinschaftliche Lebensführung deutlich, die als Träger von Praktiken und damit verbundenen Kompetenzen, Praktiken in die gemeinschaftliche Lebensführung hineinragen. Diese werden jedoch nicht einfach übernommen, sondern an die spezifische Situation, das spezifische Arrangement angepasst. So wurden die sehr zeitaufwändige emotionalen Praktiken, die aus dem anderen, deutlich kleineren Projekt bekannt waren, auf die besagte Befindlichkeitsrunde reduziert, die zwar grundsätzlich funktionsäquivalent, jedoch weniger zeitintensiv ist, da die Bedürfnisse und die zeitlichen Ressourcen im Projekt Gereonsplatz dahingehend schlicht geringer sind (vgl. P1I9: 42).

Nach diesem emotionalen Teil folgt dann in einem organisatorischen Teil die eigentliche Selbstverwaltung. Dabei werden verschiedene für das Projekt relevante Themen diskutiert. Diese reichen von externen Anfragen (vgl. P1I8: 51), über Wechsel in der Bewohner*innenschaft (vgl. P1I7: 6), bis hin zu der Organisation und Abstimmung von Veranstaltungen und Ähnlichem (vgl. P1I9: 30). Auffällig ist dabei, dass alle Entscheidungen im Konsens beschlossen werden und der Anspruch besteht »basisdemokratisch« zu sein (P1I3: 21, P1I6: 41). Ziel ist es, dass sich alle Bewohner*innen bei Entscheidungen »gesehen und gehört« (P1I8: 51) fühlen. Die

Konsensfindung und der damit verbundene Anspruch alle Bewohner*innen gleichberechtigt in Entscheidungsfindungsprozesse zu integrieren, spielt für die Identität und das Selbstverständnis des Projektes eine große Rolle (vgl. P1I3: 9). Darüber hinaus werden damit auch Ideen einer gesellschaftlichen Transformation verknüpft. So wird die Ausbreitung des Konsensprinzips und die damit verbundenen Praktiken der Konsensfindung von einer Bewohnerin als »die Grundlage für einen gesellschaftlichen Wandel« (P1I8: 55)²⁰ beschrieben. Wohnprojekte wie das Projekt Gereonsplatz werden dabei als Lernfelder für solche alternativen Formen der Entscheidungsfindung charakterisiert, die einen Ausgangspunkt für die Verbreitung solcher Praktiken bilden können. Aus Nachhaltigkeitsperspektive ist dies durchaus plausibel, da Konsensverfahren eine Beteiligung aller von der Entscheidung Betroffenen implizieren und verhindern, dass etwa marginalisierte Gruppen und Personen durch Mehrheitsentscheidungen überstimmt werden. Auf diese Weise sind sie eng mit der partizipativen Dimension von Gerechtigkeit verbunden, die, wie in Kapitel 6.1.2 dargelegt wurde, eine wichtige Facette sozialer Nachhaltigkeit bildet.

In der konkreten Umsetzung sind mit Praktiken der Konsensfindung jedoch auch große Herausforderungen verbunden. Erstens sind Praktiken der Konsensfindung mitunter sehr zeitintensiv und insgesamt sehr aufwendig (vgl. P1I1: 20, P1I6: 39). Zweitens kann das mit dem Konsens verbundene individuelle Vetorecht in der Praxis zu Problemen führen. Dies wird auch von den Bewohner*innen reflektiert:

»Konsens, das ist halt einerseits natürlich auch wieder auf einer gewissen Vertrauensbasis, weil im Konsens gibt's ja auch das Veto und das ist ja schon ein ziemlich krasses Machtinstrument und wir hatten da auch schon mal länger drüber diskutiert, dass es natürlich auch super wichtig ist, dass sowas nicht missbraucht wird. Weil damit kannst du natürlich schon auch so ein ganzes Haus lähmen, wenn jetzt jemand schnell ein Veto setzen würde oder so, dass wäre super schwierig. Aber generell geht das halt durch dieses Konsensprinzip glaube ich ganz gut, dass sich alle Leute irgendwie gesehen und gehört fühlen und immer so das Gefühl ist, hey, ich kann auf jeden Fall nicht überstimmt werden und wenn ich mich mit irgendwas total scheiße fühle, dann wird das auch nicht passieren.« (P1I8: 51)

Ein drittes Problem stellen auch im Konsens Machthierarchien dar. Zwar existieren dabei keine institutionalisierten Machtungleichgewichte, dennoch spielen aber auch hier (informelle) Hierarchien eine Rolle, auch wenn sie sich anders darstellen

20 Die Zitate aus dem empirischen Material wurden sprachlich und phonetisch leicht geglättet, um eine bessere Lesbarkeit zu ermöglichen. Kursivsetzungen markieren dabei auffällige Betonungen.

als bei alternativen Verfahren der Entscheidungsfindung, wie auch das folgende Zitat verdeutlicht:

»Also die antihierarchische und basisdemokratische Entscheidungsfindung ist in der Theorie was ganz Tolles und Richtiges. Ich glaube aber, und so erlebe ich das auch hier, dass es Hierarchien gibt und dass die halt anders sind. Also zum Beispiel Wissenshierarchien da sind, aber auch Beliebtheitshierarchien und auch, also jetzt von Menschen, aber auch Hierarchien der Beliebtheit von Themen.« (P16: 39)

Schließlich lässt sich auch infrage stellen, ob die im Konsens getroffenen Entscheidungen wirklich qualitativ besser sind als solche, die auf andere Weise getroffene wurden, da sie oftmals den kleinsten gemeinsamen Nenner abbilden. Dies wird auch von den Bewohner*innen problematisiert. So berichtet eine Bewohnerin: »Ja, man haut sich manchmal durch Konsensbeschlüsse auch schon mal so Sachen rein, die längerfristig dann blöd sind« (P10:57). Ein anderer Bewohner kritisiert:

»Also ich weiß, dass sozusagen auch gesagt wird, Basisdemokratie ist auch ne Möglichkeit. Man kommt zwar langsamer irgendwo hin, aber das hat mehr Bestand, so. Und ich glaub auch, dass das (...) also ich mach ne andere Erfahrung.« (P16: 39)

Um diesen Problemen entgegenzuwirken, bzw. damit umzugehen, haben sich verschiedene Praktiken etabliert, die insbesondere darauf abzielen, die Bewohner*innen zu bilden und auf diese Weise Lerneffekte anzuregen. So partizipieren einige Bewohner*innen an externen Fortbildungen in den Bereichen Moderation, Mediation oder auch gewaltfreie Kommunikation (vgl. z.B. P17: 65). Einzelne von ihnen sind über die Praktiken der Konsensfindung in dem Projekt sogar dazu gekommen, eine Mediationsausbildung zu machen und sich somit auch beruflich in diese Richtung zu orientieren (vgl. P11: 20). Hier werden erneut Wechselwirkungen zwischen der gemeinschaftlichen Lebensführung und den beteiligten Subjekten deutlich. Die Partizipation an alternativen Entscheidungsfindungspraktiken im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung wirkt dabei gewissermaßen als Einstieg in ein unbekanntes Praxisfeld. Dies führt in der Folge zu einer intensiveren Auseinandersetzung damit, auch in anderen Kontexten, was wiederum auf die gelebten Praktiken im Projekt zurückwirkt. Neben den externen Fortbildungen werden in unregelmäßigen Abständen interne Workshops für (neue) Bewohner*innen organisiert, um sie mit den Praktiken vertraut zu machen, die für die gemeinschaftliche Konsensfindung eine Rolle spielen, wie etwa dem Moderieren oder auch dem gewaltfreien Sprechen, und ihnen die notwendigen Kompetenzen zu vermitteln (vgl. P16: 41, P17: 65). Auf diese Weise wird allen Bewohner*innen ermöglicht, an Praktiken der Moderation und Mediation zu partizipieren. Darüber hinaus werden durch diese internen Prozesse die Wissenshierarchien wieder re-

duziert, die sich zuvor durch externe Fortbildungen oder Erfahrungen aus anderen Kontexten gebildet haben (vgl. P1I5: 17).

Für grundsätzlichere Fragen oder die Klärung von Konfliktsituationen werden schließlich in wechselnden Abständen, teilweise auch akut, sogenannte *Meta-HVs* oder auch *Rückzugstage* durchgeführt. Hier nehmen sich die Bewohner*innen Zeit, mitunter unterstützt durch eine externe Moderation, sich intensiv mit Fragestellungen zu beschäftigen, die die Gemeinschaft betreffen und im Alltag sowie bei den überwiegend organisatorisch geprägten Hausversammlungen zu kurz kommen (vgl. P1I9: 12). Diese Meta-HVs sind sowohl für die Weiterentwicklung des Projektes und seiner Entscheidungsstrukturen als auch für die projektinterne Konfliktregulation von entscheidender Bedeutung, da sie Raum und Zeit für Reflexionspraktiken bieten (vgl. P1I7: 61). Wichtig ist dabei, dass tatsächlich der überwiegende Teil der Bewohner*innen bei diesen Treffen anwesend ist, damit der hier erzielte Konsens auch von allen mitgetragen wird. Dabei kann es sich etwa um ein neues Vorgehen bei der Auswahl neuer Mitbewohner*innen oder auch dem Tausch von Zimmern zwischen einzelnen Bewohner*innen handeln, um bestehende Konflikte zu befrieden oder zumindest zu entschärfen (vgl. P1I1: 42, P1I9: 20). Auch wenn auf diese Weise nicht alle Konflikte innerhalb des Projektes beigelegt werden können, so tragen die Meta-HVs doch dazu bei, dass die Hausgemeinschaft gegenüber den Problemen wieder handlungsfähig wird (vgl. P1I1: 38). Dies ist wichtig, da Konflikte aufgrund der sozialen Nähe schnell »Kreise ziehen« (P1I1: 40), wie eine Bewohnerin es formuliert. Aus diesem Grund scheint es für die gemeinschaftliche Lebensführung zentral, Konflikte zu thematisieren und proaktiv mit ihnen umzugehen. Hierfür bieten die Meta-HVs einen Rahmen (vgl. P1I6: 39). Darüber hinaus bieten diese Formate die Möglichkeit sich wieder stärker auf die Gemeinschaft zu beziehen und auf diese Weise zu versuchen, die Bedürfnisse aller Bewohner*innen wieder »unter *einen* Hut zu kriegen« (P1I9: 12).

Trotz der beschriebenen Probleme und auch wenn insbesondere die Frage, ob und wie genau, eine solche Prinzipien und Praktiken des Konsenses auf größere Gruppen oder gar ganze Gesellschaften übertragen werden können, völlig offen ist (vgl. auch P1I6: 43), so existiert hier insgesamt doch eine Nische, in der solche sozial-nachhaltigen Praktiken der Entscheidungsfindung, die zumindest dem Anspruch nach alle Beteiligten und Betroffenen integrieren, erprobt und weiterentwickelt werden können. Die Beteiligung an den Praktiken der Selbstorganisation und der Konsensfindung wirkt dabei sozialisierend auf die beteiligten Subjekte. Im Rahmen ihrer Partizipation entwickeln sie Kompetenzen und »tacit knowledge« (Collins 2001), die für die Realisierung der Praktiken von Bedeutung sind, und werden auf diese Weise sukzessive zu routinierten Partizipanden, die die Praktiken als Träger*innen wiederum in andere Kontexte und Praxiszusammenhänge einbringen können. So berichten mehrere Bewohner*innen, dass sie durch das Leben in dem Projekt viel über gemeinschaftliches Zusammenleben, Selbstorganisation,

Konsensfindung und insbesondere damit verbundene Herausforderungen, wie etwa die Konfliktregulation gelernt haben (vgl. P1I1: 20, P1I4: 24, P1I7: 59, P1I8: 53):

»Ich kannte schon so Prozesse von irgendwie, wir entscheiden alle im Konsens und sowas, wobei ich tatsächlich sagen würde, dass ich das hier nochmal sehr viel mehr gelernt hab. Also so Plenasituationen halt irgendwie hier nochmal, sozusagen, kennengelernt oder auch so, dass es inzwischen auch für mich so super greifbar ist, was heißt das eigentlich.« (P1I5: 17)

Unterhalb der Hausversammlung als höchstem Entscheidungsgremium haben sich mit der Zeit verschiedene *Arbeitsgruppen* herausgebildet, die sich etwa mit Fragen der Finanzen und Vereinsbuchhaltung (vgl. P1I3: 29), der Abstimmung mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft (vgl. P1I9: 32), aber auch mit Instandhaltung und Wartung technischer Geräte und dem Haus beschäftigen (vgl. P1I2: 44). Manche von ihnen bestehen dauerhaft oder zumindest über längere Zeiträume, so etwa die Finanz-AG, die unter anderem für die Verwaltung der Vereinskontoen zuständig ist. Es gibt aber auch immer wieder Arbeitsgruppen, die sich mit der Vorbereitung einzelner Veranstaltungen, wie beispielsweise Meta-HVs oder Partys, oder anderen akuten Themen, wie etwa dem Umbau des Kellers oder der Implementierung neuer Kommunikationsformen, auseinandersetzen (vgl. P1I0: 156ff.). Die Arbeitsgruppen dienen dabei in erster Linie der organisatorischen Entlastung der Hausversammlungen. Auch wenn die Partizipation zwischen den einzelnen Bewohner*innen variiert, so beteiligen sich doch fast alle Bewohner*innen an einer oder mehreren Arbeitsgruppen und tragen somit zur Selbstverwaltung des Projektes bei.

Schließlich existieren unterhalb des Gesamtprojektes auf der Ebene der einzelnen Wohngemeinschaften regelmäßige interne Treffen, bei denen Fragen thematisiert werden, die das Zusammenleben innerhalb der WGs betreffen (vgl. P1I8: 35). Auch hier werden die Entscheidungen im Konsens getroffen. Insgesamt wird deutlich, dass die Selbstverwaltung des Projektes sehr zeitintensiv ist, auch wenn die damit verbundenen Aufgaben zwischen allen Bewohner*innen aufgeteilt werden. Dies führt jedoch zugleich zu einem regelmäßigen und intensiven Austausch zwischen den Bewohner*innen, der wiederum zur Gemeinschaftsbildung beiträgt.

Im Unterschied zum Projekt Gereonsplatz spielt die städtische Wohnungsbaugesellschaft im Projekt Rosengärten für die Organisation des Zusammenlebens eine deutlich größere Rolle. Dies ist unter anderem auf die Art und Weise der Gründung des Projektes zurückzuführen. Nachdem sie das Gebäude übernommen hatte, suchte die Wohnungsbaugesellschaft aktiv eine Gruppe, die daran interessiert war, darin ein gemeinschaftliches Wohnprojekt zu realisieren. In der Folge fand sich, unter anderem aus einer ganzen Reihe bestehender Initiativen, die bislang noch kein Objekt für ihr geplantes Projekt finden konnten, eine Gruppe zusammen, die später die Kerngruppe des Projektes bilden sollte. Die Wohnungsbaugesellschaft

sellschaft unterstützte diese Gruppe durch die Bereitstellung von Räumlichkeiten für ihre Treffen (vgl. P1I9: 4) sowie einer professionellen Moderation, die den Gründungsprozess begleitete, und überließ der Gruppe weitgehend die Auswahl der zukünftigen Bewohner*innen (vgl. P2B5: 16f.). Voraussetzung war dabei nur, dass die verschiedenen Generationen einigermaßen gleichmäßig repräsentiert waren, da die Wohnungsbaugesellschaft aufgrund negativer Erfahrungen keine reinen Altenwohnprojekte, im Sinne eines Projektes 50 plus, mehr realisieren wollte (vgl. P2I2: 5ff.). Erst als sich einige der zukünftigen Bewohner*innen aus unterschiedlichen Gründen aus der Gruppe zurückzogen, intervenierte die Wohnbaugesellschaft stärker, indem sie einzelnen Nachrücker*innen selbstständig eine Wohnung zusagte (vgl. P2I7: 8).

Wie auch im Projekt Gereonsplatz, gibt es im Projekt Rosengärten Sozialwohnungen, für deren Bezug ein Wohnberechtigungsschein benötigt wird. Dies führt in finanzieller Hinsicht zu einer großen Durchmischung und erlaubt es auch ärmeren Menschen in das Projekt einzuziehen, was im Hinblick auf die soziale Dimension der Nachhaltigkeit sinnvoll erscheint. Darüber hinaus gibt es hier aber auch frei-vermietete Wohnungen, die deutlich teurer als die Sozialwohnungen sind (vgl. P2I8: 8). Im Alltag tritt die Wohnungsbaugesellschaft, wie auch im Projekt Gereonsplatz, in erster Linie als Vermieterin auf, jedoch nicht dem Gesamtprojekt gegenüber, sondern den einzelnen Wohneinheiten. Dieses Arrangement, was von vielen Bewohner*innen durchaus begrüßt wird (vgl. P2I2: 11, P1I9: 8, P2I11: 73ff.), führt in der gemeinschaftlichen Lebensführung immer wieder zu Schwierigkeiten, da es insbesondere bei Konflikten zu einer Verantwortungsdiffusion zwischen Gemeinschaft und der städtischen Wohnungsbaugesellschaft kommt. So wird in Konfliktsituationen, etwa hinsichtlich der Gestaltung des Treppenhauses oder hinsichtlich der Benutzung des Fahrradkellers, anstatt die Konflikte innerhalb der Gemeinschaft zu klären, bzw. nachdem dieser Versuch gescheitert ist, immer wieder die Wohnungsbaugesellschaft als Vermieterin angerufen (vgl. P2I3: 14, P2I8: 12). So betont etwa eine Bewohnerin:

»Also da mach ich das so, wenn ich so ein Problem habe, kläre ich das selbst und zwar mit [der städtischen Wohnungsbaugesellschaft], das ist ja mein Vermieter, der kriegt meine Miete, und da finde ich können die anderen nicht drüber verfügen.« (P2I3: 24)

Zentrale Institution der Selbstverwaltung ist auch im Projekt Rosengärten die Hausversammlung, die grundsätzlich etwa alle vier bis sechs Wochen stattfindet und auf der verschiedene organisatorische und gemeinschaftsbezogene Fragen thematisiert werden. Die Einladung sowie die Versendung der Protokolle erfolgt dabei auch im Projekt Rosengärten per Mail durch wechselnde Protokollant*innen (vgl. P2B2: 11, P2P26: 14ff., P2P35: 20ff.). Die Entscheidungen werden im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz nicht im Konsens, sondern per Mehrheitsentscheid

getroffen. Damit wird der Anspruch verbunden, »eine demokratische Gemeinschaft« (P1B3: 12) zu sein. Ein Problem, dass von den Bewohner*innen wiederholt thematisiert wurde, ist die geringe Beteiligung:

»Also am Anfang haben wir hier gedacht, wir müssten alle 14 Tage Hausversammlung haben. Wir haben uns das so vorgestellt, dass man sich mehr auseinandersetzt. Also es wird sich hier gar nicht so viel auseinandergesetzt letztlich, was ich sehr bedauere. Also es wird doch einiges unter den Teppich gekehrt. Und dann bei den Hausversammlungen, die jetzt vielleicht alle sechs Wochen stattfinden, also dass sind ja immer von den, es sind 22 Wohnungen, es sind 30 Personen hier oder so und es sind dann zehn Leute, die teilnehmen.« (P2I10: 22)

Viele Bewohner*innen kritisieren, dass einige vor dem Einzug ein sehr großes Interesse am gemeinschaftlichen Zusammenleben formuliert, sich dann aber nach dem Einzug schnell zurückgezogen hätten. Sie fühlen sich getäuscht, da sie das Gefühl haben, diese Personen hätten schlussendlich nur eine Wohnung gesucht (vgl. P2B5: 15, P2I4:11). Andere halten dagegen, dass das Ausmaß der verlangten Beteiligung zu Beginn nicht klar kommuniziert wurde und sich als wesentlich umfassender herausgestellt habe als ursprünglich angekündigt (vgl. P1I8: 2, 22). Die mangelnde Beteiligung ist neben der stärkeren Trennung der Lebensführungen und der allgemein fehlenden Bereitschaft einiger Bewohner*innen zur Partizipation (vgl. auch Kapitel 15.2.1) jedoch scheinbar auch auf das Problem der fehlenden Kompetenzen der Hausversammlung zurückzuführen. Aufgrund der Doppelstruktur von Selbstverwaltung und Verwaltung durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft wird es für die Bewohner*innen weniger dringlich, an den gemeinsamen Praktiken der Selbstverwaltung zu partizipieren, wie in der Aussage einer Bewohnerin deutlich wird:

»Ich mache das dann über [die städtische Wohnungsbaugesellschaft], denn diese Hausversammlung kann entscheiden was sie will. Es gibt auch keine Möglichkeit hier irgendwas zu sanktionieren.« (P2I8: 53)

Dies führt dazu, dass auf den Hausversammlungen oftmals Themen diskutiert werden, die für die Lebensführung der Bewohner*innen nicht von zentraler Bedeutung sind (vgl. P2I2: 30, P2P19: 12ff.), was wiederum dazu führt, dass es für diese Praktiken schwerer wird dauerhaft Träger*innen zu rekrutieren oder es werden Beschlüsse getroffen, die später von Menschen, die nicht anwesend waren, als bevormundend und willkürlich erlebt werden (vgl. P2I3: 14, 24). Auch ist die Hausversammlung aufgrund der geringen und selektiven Beteiligung nicht immer in der Lage, Konflikte innerhalb der Gemeinschaft zu befrieden, da etwa nicht alle beteiligten Parteien anwesend sind und bei einigen Bewohner*innen die Bereitschaft fehlt, sich intensiv mit den Problemen der Gemeinschaft auseinanderzu-

setzten (vgl. P2I3: 24). Dies trägt wiederum dazu bei, dass die Beteiligung gering ausfällt (vgl. P2I8: 10).

Um einige grundsätzliche Fragen hinsichtlich Erwartungen und gelebter Praxis zu bearbeiten und »auf ›ner anderen Ebene nochmal so Einiges auch durchzusprechen und durchzudenken« (P2I4: 42), wurde auch im Projekt Rosengärten ein Workshop durchgeführt, der mit den Meta-HVs im Projekt Gereonsplatz vergleichbar ist. Er wurde von der Moderatorin organisiert, die auch schon den Entstehungsprozess des Projektes im Auftrag der städtischen Wohnungsbaugesellschaft begleitet hatte. Die Ergebnisse dieses Workshops werden von den Bewohner*innen sehr unterschiedlich eingeschätzt. Während einige durchaus zufrieden sind (vgl. P2B4: 21, P2I4: 42), sind andere der Meinung, er hätte nur wenig gebracht, da sich in der Folge nicht viel verändert hätte (vgl. P2B4: 21, P2I8: 10). Sie hätten sich mitunter eine stärkere Intervention anstatt einer reinen Moderation gewünscht (vgl. P2I8: 10). Insgesamt wird bedauert, dass beim Workshop insbesondere diejenigen gefehlt haben, für die er eigentlich gedacht war (vgl. P2B5: 15), woran sich erneut das Problem der mangelnden und selektiven Beteiligung zeigt. Zugleich wurde auf dem Workshop von der Moderatorin jedoch vermittelt, dass diese Probleme, insbesondere die selektive Beteiligung, nicht exklusiv für das Projekt seien, sondern vielmehr in vielen Wohnprojekten auftreten würden (vgl. P2B4: 21). Darüber hinaus wurde deutlich, dass es für die gemeinschaftliche Lebensführung nicht immer notwendig ist, dass alle an allen Praktiken partizipieren, sondern es auch zur Reproduktion der Gemeinschaft beiträgt, wenn sich zwischen einem Teil der Bewohner*innen verstärkte Kontakte entwickeln (vgl. P2I9: 34, siehe auch Kapitel 15.2.1).

In anderen Bereichen funktioniert die Selbstorganisation recht reibungslos. So etwa die Organisation von gemeinsamen Treffen und Festen (vgl. P2P23: 14ff.) oder der Kontakt und die Absprache mit der städtischen Wohnungsbaugesellschaft (vgl. P2I9: 26). Dabei kommen diejenigen, die an den Praktiken der Selbstverwaltung partizipieren, durchaus zu Entscheidungen, mit denen die Beteiligten zufrieden sind. Auch finden sich immer wieder Bewohner*innen, die dabei anstehende Aufgaben übernehmen (vgl. P2P23: 14ff., P2I1: 34). Dies gilt auch für regelmäßig anfallende Aufgaben, wie etwa der Kontakt zu anderen Wohnprojekten und dem Sozialträger im Erdgeschoss des Projektes oder das Aufschließen und die Vorbereitung des Gruppenraumes für die regelmäßigen Treffen (vgl. P2B2: 13, siehe auch Kapitel 15.2.1).

15.1.2 Kommunikationspraktiken

Jenseits der Praktiken der Selbstverwaltung haben sich in den Projekten auch verschiedene Kommunikationspraktiken und damit verbundene sozio-materielle Arrangements etabliert, die über die alltäglichen und persönlichen Formen der Kommunikation und des Austausches hinausweisen. Diese sind für eine nachhaltige

Lebensführung – wie in der Folge noch deutlich wird – relevant, da sie niedrigschwellige Kommunikation mit allen und nicht nur einzelnen Bewohner*innen ermöglichen, was etwa für Praktiken des Teilens oder der gegenseitigen Unterstützung von Bedeutung ist.

Im Projekt Gereonsplatz spielt insbesondere die projektinterne Mailingliste und die damit verbundene Praktik des E-Mails-Schreibens eine große Rolle für die alltägliche Koordination des Zusammenlebens. Hier werden neben Nachrichten zu organisatorischen Themen, wie etwa externen Anfragen, Nebenkostennachzahlungen oder die Informationen zu den Hausversammlungen (vgl. P1I0: 164, P1I9: 68) auch alltagspraktische Nachrichten, etwa zu frei verfügbaren Lebensmitteln im Gemeinschaftskühlschrank (vgl. P1I7: 55) oder Veranstaltungseinladungen (vgl. P1I9: 68) herumgeschickt. Darüber hinaus wird der Verteiler auch für Anfragen an die Bewohner*innen genutzt, etwa wenn ein*e Bewohner*in etwas benötigt oder sich etwas Ausleihen möchte (vgl. P1I0: 164). Seit einiger Zeit wird die Mailingliste einem Bewohner zufolge insbesondere hinsichtlich der alltäglichen und niedrigschwelligen Kommunikation immer mehr durch einen Gruppenchat eines Messengerdienstes ersetzt, was den Austausch zwischen den Bewohner*innen noch einmal vereinfacht (vgl. P1G1: 7).

Neben dem E-Mail-Verteiler und dem erst kürzlich eingerichteten Gruppenchat finden sich im Hausflur des Projektes mehrere Info-Tafeln und Schwarze Bretter, auf denen ähnliche Informationen geteilt werden. Diese werden insbesondere für die Verteilung von »geretteten« Lebensmitteln (vgl. Kapitel 15.3.1) intensiv genutzt (vgl. P1I0: 385). Darüber hinaus finden sich jedoch auch Termine (vgl. P1I9: 72) sowie Anleitungen, etwa für das Befüllen und die Nutzung des Gemeinschaftskühlschranks oder den Dienstplan für den Gemeinschaftsgarten des Projektes (vgl. P1I0: 387). Neben diesen internen Kommunikationsstrukturen verfügt das Projekt noch über eine Webseite, die allerdings nur selten aktualisiert wird (vgl. P1I2: 44),) sowie eine Kontakt-E-Mail-Adresse für externe Anfragen, die von einer Bewohnerin gepflegt wird (vgl. P1I5: 11). Über die Homepage werden mitunter auch Pressemitteilungen zu stadtpolitischen Themen veröffentlicht. Dies geschieht jedoch nur selten.

Auch im Projekt Rosengärten wurde zur Kommunikation zwischen den Bewohner*innen eine Mailingliste etabliert, die als wichtiger Teil des Kommunikationsarrangements des Projektes fungiert. Auch hier werden Einladungen und Protokolle der Hausversammlungen (vgl. P2I4: 31f.) sowie E-Mails mit allgemeinen Informationen und Veranstaltungseinladungen (vgl. P2P23: 14ff., P2P27: 16ff., P2P52: 12ff.) über die Liste versendet. Darüber hinaus wird die Liste auch zur Organisation und Abstimmung gemeinsamer Veranstaltungen genutzt (vgl. P2P25: 12ff.). Im Vergleich zum Projekt Gereonsplatz wird sie jedoch weniger für die alltägliche Kommunikation zwischen den Bewohner*innen, fürs Teilen oder das Verteilen von Lebensmitteln oder Ähnlichem verwendet, was unter anderem auf die stärkere Tren-

nung der individuellen Lebensführungen in diesem Projekt zurückzuführen ist. Da die Bewohner*innen weniger im direkten Kontakt stehen, hat die Praktik des Mailschreibens jedoch, anders als im Projekt Gereonsplatz, auch für die Kommunikation zwischen einzelnen Bewohner*innen eine gewisse Bedeutung (vgl. P2P30: 27ff., P2P34: 18ff.)

Darüber hinaus findet sich auch im Projekt Rosengärten ein Schwarzes Brett, das im Hausflur des Projektes platziert ist und an dem allgemeine Informationen, Veranstaltungseinladungen oder gemeinsame Termine ausgehängt werden (vgl. P2B2: 12, P2I4: 28ff., P2P22: 10). Auch persönliche Geburtstags-einladungen von Bewohner*innen an die anderen werden hier verbreitet (vgl. P2B3: 20). Neben diesen institutionalisierten Formen der Kommunikation und der alltäglichen Face-to-Face-Interaktion spielt in der alltäglichen Lebensführung, insbesondere bei Konflikten, auch die Praktik des Zettel-Schreibens eine gewisse Rolle, die von einer Bewohnerin als »Zettelwirtschaft« (P1I3: 24) beschrieben wird. Dabei wird durch handschriftliche Zettel Kritik oder Empörung ausgedrückt. Dies erfolgt zum Teil offen, also versehen mit einer Unterschrift, oftmals aber auch anonym (vgl. P2I3: 14, P2P11). Diese Praktik erscheint insbesondere in ihrer anonymisierten Form als sehr problematisch, da sie keine offene Kommunikation über Konflikte ermöglicht und auf diese Weise eine Eskalation von Konflikten provoziert.

Insgesamt zeigt sich, dass sich in den Projekten zum Teil ähnliche Praktiken und Arrangements der Selbstverwaltung (Hausversammlung, zusätzliche Workshops) und der Kommunikation (Mailingliste, Schwarzes Brett) etabliert haben, diese jedoch im Alltag sehr unterschiedlich ausgefüllt werden. Im Projekt Gereonsplatz ist die Selbstverwaltung stark darauf ausgerichtet, alle Bewohner*innen zu integrieren und alternative, mitunter sozial-nachhaltige Formen der Entscheidungsfindung zu erproben. Hierfür investieren die Bewohner*innen viel Zeit und Energie. Dies ermöglicht zum einen eine gut funktionierende Selbstverwaltung, zum anderen stärkt es die Gemeinschaft, da der intensive und regelmäßige Austausch und auch die Integration der emotionalen Ebene, die Verbindung zwischen den Bewohner*innen unterstützt. Die gemeinschaftliche Lebensführung wirkt hier als Lernraum für nachhaltige Formen der Selbstverwaltung und Partizipation. Im Projekt Rosengärten bestehen hingegen größere Schwierigkeiten. Zwar sind die etablierten Strukturen und Praktiken durchaus in der Lage viele Aufgaben im Bereich der Selbstverwaltung zu bearbeiten, ein großes Problem besteht jedoch in der geringen, selektiven und zum Teil sehr stark differierenden Partizipation einzelner Bewohner*innen an den Praktiken der Selbstverwaltung und der Kommunikation. Auch die Doppelstruktur zwischen Selbstverwaltung und Verwaltung durch die städtische Wohnungsbaugesellschaft erscheint problematisch, da hierdurch der Selbstverwaltung die Relevanz und Mittel entzogen werden, die gemeinschaftliche Lebensführung zu strukturieren. Wie deutlich geworden ist, geht die differente Ausgestaltung in den beiden untersuchten Projekten zum einen auf unterschied-

liche sozio-materielle und institutionelle Arrangements zurück, zum anderen jedoch auch auf die damit verbundene unterschiedlich starke soziale Dichte der gemeinschaftlichen Lebensführungen. Ein wichtiger Unterschied besteht dabei hinsichtlich der Frage, wie viel Zeit die Bewohner*innen in die Selbstverwaltung und Organisation investieren. Einen weiteren zentralen Aspekt bezüglich der Organisation der gemeinschaftlichen Lebensführung bilden Fragen des Konfliktes und der Konfliktregulation, auf die in der Folge noch einmal vertiefend eingegangen wird.

→ *Konflikte und Konfliktregulation*²¹

Wie Konflikte entstehen und wie mit ihnen umgegangen wird erscheint für die Realisierung einer gemeinschaftlichen, mithin nachhaltigen Lebensführung von zentraler Bedeutung. Dabei sind verschiedene Arrangements und soziale Praktiken unterschiedlich in der Lage auf Konflikte zu reagieren. Für Fragen der Nachhaltigkeit ist der Umgang mit Konflikten aus mehreren Gründen relevant. Zum einen hängen Fragen der Konfliktregulation eng mit Fragen der Anerkennung und sozialen Integration zusammen, die für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit eine wichtige Rolle spielen (vgl. Kapitel 6.1.2). Zweitens können ungelöste Konflikte auf Dauer den Bestand des Projektes gefährden. Drittens reduzieren nicht gelöste oder zumindest bearbeitete Konflikte die Bereitschaft zum Teilen und zur gegenseitigen Unterstützung, die einen wichtigen Aspekt der Nachhaltigkeitspotenziale gemeinschaftlicher Lebensführung bildet. Schließlich können mit der Bearbeitung von Konflikten im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung Lerneffekte verbunden sein, die zu einer Verbreitung nachhaltiger Formen der Konfliktregulation in andere Bereiche der Gesellschaft beitragen.

Zunächst lässt sich feststellen, dass Konflikte aufgrund der sozialen Nähe und der damit verbundenen Notwendigkeit des Austausches und der gegenseitigen Anpassung im Rahmen gemeinschaftlicher Lebensführung grundsätzlich nicht vollständig zu vermeiden sind. Zugleich können jedoch unterschiedliche Rahmenbedingungen, wie etwa die Zusammensetzung der Gruppe, auseinandergehende Erwartungen oder bestimmte Strukturen dazu beitragen, die Entstehung von Konflikten zu befördern. So verläuft beispielsweise eine zentrale Konfliktlinie innerhalb des Projektes Rosengärten zwischen denen, die sich eine stärkere Vergemeinschaftung wünschen und auch bereit sind, hier Zeit zu investieren, auf der einen und denen, die sich von den Ansprüchen der Gemeinschaft überfordert und erdrückt fühlen, auf der anderen Seite. Diese unterschiedlichen Erwartungen gehen unter anderem auf eine nicht ausreichend klare Kommunikation und Abstim-

21 Im Rahmen der Auswertung werden in der Folge zu einzelnen Praktiken, Arrangements oder anderen wichtigen Aspekten der Lebensführung vertiefende Analysen durchgeführt. Diese werden durch einen schwarzen Pfeil markiert und bieten Raum für weiterführende analytische und theoretische Überlegungen.

mung im Prozess der Entstehung des Projektes und der Auswahl der Bewohner*innen zurück. Ein intensiver Austausch, was gemeinschaftliches Zusammenleben für die einzelnen Gruppenmitglieder bedeutet und welche Erwartungen an den*die Einzelne*n damit einhergehen, hätte diesem Konflikt höchstwahrscheinlich vorbeugen können. Einen solchen Austausch zu organisieren, ist jedoch nicht immer leicht. So ergab sich etwa kurz vor dem Einzug das Problem, dass viele Mitglieder der Initiativgruppe des Projektes Rosengärten sich kurzfristig aus dem Prozess zurückzogen und in der Folge nur wenig Zeit für die Suche und die Integration weiterer Bewohner*innen blieb. Dennoch erscheint ein frühzeitiger intensiver Austausch zentral, um hier das Konfliktpotenzial von vornherein zu reduzieren.

Eine weitere Schwierigkeit besteht in der im Verhältnis zum Projekt Gereonsplatz größeren Heterogenität zwischen den Bewohner*innen, ihrem Alter, ihren sozialen Hintergründen, ihren Einstellungen, Weltanschauungen und sozialen Praktiken (vgl. P2B5: 14, P2I3: 12, P2I6: 18, P2I8: 52, P2I10: 26). Auch wenn die Lösung hier aus Nachhaltigkeitsperspektive nicht darin bestehen kann, nur noch weitgehend homogene Gemeinschaften zu etablieren, so stellt die Heterogenität jedoch eine Herausforderung dar, die bearbeitet werden muss.

Schließlich können auch sozio-materielle Arrangements, wie etwa bauliche Mängel und damit verbundene Lärmprobleme zu Konflikten führen (vgl. P1I8: 10, P2I6: 40). Auch wenn diese zunächst außerhalb des Einflusses der Gemeinschaft stehen, so wäre es jedoch möglich, sich frühzeitig mit der Aufteilung der zur Verfügung stehenden Wohneinheiten zu beschäftigen, die garantiert oder es zumindest wahrscheinlich macht, dass zwischen den direkten Nachbar*innen eine gute Beziehung besteht. Ein solcher Entscheidungsprozess, der im Projekt Gereonsplatz infolge des Wiederbezugs des Hauses erfolgreich durchgeführt wurde (vgl. P1I1: 20), ist zwar sehr zeitaufwändig, erscheint jedoch umso wichtiger, wenn es aufgrund des institutionellen Arrangements nach dem Einzug nicht mehr möglich ist, hier durch den Tausch von Wohneinheiten zu reagieren und auf diese Weise zur Reduzierung von Konflikten beizutragen.

Noch entscheidender für die gemeinschaftliche Lebensführung als die Vermeidung von Konflikten, scheint jedoch der Umgang mit ihnen zu sein. Welche Institutionen werden geschaffen und welche Praktiken etabliert, um Konflikte zu bearbeiten? Wie groß ist die Bereitschaft der Gemeinschaft und auch der einzelnen Subjekte sich mit den Konflikten auseinanderzusetzen und dabei auch zeitliche und emotionale Ressourcen zu investieren? Hier zeigen sich zwischen den untersuchten Projekten gravierende Unterschiede. Während im Projekt Gereonsplatz Konflikte offen thematisiert und angegangen und hierfür auch umfangreiche Zeitressourcen bereitgestellt werden, hat das Projekt Rosengärten noch keine gemeinschaftlichen Praktiken der Konfliktregulation etablieren können, die tatsächlich in der Lage sind, Konflikte zu beenden oder zumindest zu befrieden. Dies lässt sich unter anderem darauf zurückführen, dass schlicht und ergreifend wenig Zeit für

die Lösung von Konflikten, aber auch in allgemeine Prozesse der Gemeinschaftsbildung und des gegenseitigen Austausches innerhalb der Gemeinschaft investiert wird und hierzu von vielen Bewohner*innen auch keine Bereitschaft besteht (vgl. P2B5: 15, P2I3: 24, P2I4: 11, P2I8: 10).²² Dies führt auch dazu, dass sich weniger Lerneffekte infolge der gelungenen Bearbeitung von Konflikten einstellen können, wie sie im Projekt Gereonsplatz immer wieder beobachtet werden konnten, bzw. berichtet wurden (vgl. P1I3: 11, P1I4: 24, P1I5: 29, P1I7: 59). Zugleich ist jedoch auch festzuhalten, dass das Projekt noch sehr jung ist und die Etablierung konfliktregulierender Praktiken und Arrangements ebenso Zeit benötigt, wie Prozesse der Vergemeinschaftung, die eine wichtige Grundlage dafür bilden könnte.

15.2 Soziale Beziehungen und Gemeinschaft

Ein zentraler Praxisbereich der gemeinschaftlichen Lebensführung ist der Bereich der sozialen Beziehungen und Gemeinschaft. Er umfasst zum einen allgemeine Beziehung- und Gemeinschaftspraktiken, also die geteilte Gestaltung des Alltags und der Freizeit und zum anderen, eng damit verbunden, Praktiken der gegenseitigen Unterstützung. Hinsichtlich Fragen der Nachhaltigkeit sind diese in erster Linie für soziale Dimension der Nachhaltigkeit relevant, da sie unter anderem zur Anerkennung und sozialen Integration, der Verteilung von Ressourcen und auch zu den Verwirklichungschancen der Bewohner*innen beitragen (vgl. Kapitel 6.1.2).

15.2.1 Beziehungs- und Gemeinschaftspraktiken

Beziehung- und Gemeinschaftspraktiken wie gemeinsame Treffen, gemeinsame Unternehmungen oder gemeinsame Veranstaltungen und Feiern sind für gemeinschaftliche Wohnprojekte von entscheidender Bedeutung, da sie eine wichtige Grundlage der Vergemeinschaftung der Bewohner*innen, aber auch von Praktiken des Teilens oder der gegenseitigen Unterstützung bilden. Sie variieren zwischen den untersuchten Projekten deutlich.

Im Projekt Gereonsplatz sind die Gemeinschaftspraktiken direkt mit der alltäglichen Lebensführung der Bewohner*innen verbunden und gehen organisch daraus hervor. Dabei ist die Lebensführung durch engen Kontakt und sozialen Austausch geprägt, sowohl innerhalb der einzelnen Wohngemeinschaften als auch im ganzen Haus (vgl. P1I4: 9). In der Regel stehen fast alle Türen offen und es ist weit verbreitet, durch das Haus zu streifen und andere Bewohner*innen zu besuchen

22 Ein möglicher Lösungsansatz könnte hierbei die Begleitung solcher Projekte durch eine*n Sozialarbeiter*in sein, wie es in anderen Projekten bereits praktiziert wird (vgl. P2I3: 14). Aber auch dies ist wieder an die Bereitschaft gebunden, sich tatsächlich mit den Konflikten zu beschäftigen und diese nicht »unter den Teppich zu kehren« (P2I10: 22).

(vgl. P1B1: 10, P1B1: 12, P1I0: 47, P1I5: 5). Fast zu jeder Zeit sitzen im Haus Bewohner*innen zusammen, unterhalten sich, kochen oder sind in anderer Weise in Beziehung (vgl. P1B1: 10). Dabei spielen in Abwesenheit eines genuine Gemeinschaftsraumes die Küchen der einzelnen Etagen als Treffpunkte und Orte des Austausches eine große Rolle.

Dass im Haus eigentlich fast immer etwas los ist und häufig Gäste zu Besuch sind, führt mitunter dazu, dass Bewohner*innen in Gemeinschaftspraktiken hineingezogen, bzw. von diesen rekrutiert werden, ohne dies zu beabsichtigen. So berichtet eine Bewohnerin, »dass ich, wenn ich das Zimmer verlasse, dass ich dann nicht nur das machen kann, was ich jetzt vorhabe, sondern, dass da dann halt gleich noch irgendjemand reinkommt« (P1I1:18). Ein anderer Bewohner erzählt:

»Ja, merke ich schon so ein bisschen, dass ich halt öfters, weil hier halt 19 Leute wohnen, in so Gespräche verwickelt bin im Alltag und eigentlich nur mal eben was aus ner anderen WG ausleihen will und dann da doch noch mit zwei, drei Leuten quatsche und dann ist irgendwie plötzlich ne halbe Stunde rum. Also, dass ich so viel Zeit hier verbringe, also, zuhause verbringe, auch, weil hier einfach viel los ist und wir oft auch Besuch haben oder so oder dann abends ein Film geguckt wird. Dass merke ich schon, dass einfach ein bisschen Zeit in dieses Projekt reinfließt.« (P1I2: 10)

Auch wenn dies dazu führen kann, dass sie mit anderen Dingen nicht wie geplant vorankommen, so betonen die Bewohner*innen doch die positiven Seiten dieses Austausches und der damit verbundenen sozialen Integration der Gemeinschaft (vgl. P1I1: 18). Viele von ihnen beschreiben das Projekt als Mittelpunkt ihres Lebens und verbringen entsprechen viel Zeit mit den anderen Bewohner*innen – auch außerhalb des Hauses (vgl. P1I3: 13, P1I5: 33, P1I6: 17). So gehen die Bewohner*innen regelmäßig gemeinsam aus oder besuchen gemeinsam Veranstaltungen, von Konzerten über Partys bis hin zu politischen Vorträgen oder Demonstrationen (vgl. P1B6: 17, P1B7: 9, P1I9: 64). Dabei wird deutlich, dass sich die gemeinschaftliche Lebensführung nicht nur auf die gelebten Praktiken beschränkt, die in dem Projekt stattfinden, sondern vielfach weit darüber hinaus reicht.

Den Bewohner*innen ist es insgesamt sehr wichtig sich gegenseitig »mitzukriegen« (P1I8: 37). Das Leben im Projekt zeichne sich durch ein »sehr starkes Miteinander« (P1I3: 9) aus, was von den Bewohner*innen als bereichernd erlebt wird und ihnen Sicherheit vermittelt (vgl. P1I5: 5). So führt eine Bewohnerin aus:

»Das kann auch sehr anstrengend sein, aber ist eigentlich sehr, sehr, sehr schön. Ich glaube dadurch, dass wir einfach so viele Leute sind und auch einfach Leute, denen Kontakt wichtig ist und zusammenleben wichtig ist und irgendwie auch ne Art Freund*innenschaft untereinander wichtig ist und dadurch halt viel Austausch mit Leuten und Nähe und irgendwie auch so eine Art Familie da ist.« (P1I4: 9)

Die Kontakte gehen dabei bis auf eine sehr persönliche und emotionale Ebene. So berichtet ein Bewohner:

»ich finde es wichtig mit den Leuten, mit denen ich, viel zu tun hab, irgendwie so da ganz am Leben dran zu sein und, dass ich das Gefühl hab, dass ich ein Teil von deren Leben bin und die ein Teil von meinem Leben sind.« (P1I9: 78)

Zugleich problematisiert er jedoch auch, dass dies nicht immer mit allen 19 Personen möglich sei, sondern sich vor allem auf die Bewohner*innen seiner Wohngemeinschaft beziehen würde (vgl. P1I9: 78). Solche Aussagen finden sich häufiger (vgl. P1I7: 89, P1I8: 25), doch auch zwischen den Bewohner*innen unterschiedlicher Wohngemeinschaften besteht ein intensiver Austausch (vgl. P1I3: 9, P1I5: 5). So berichtet eine Bewohnerin:

»Meistens sitzen wir sogar zu siebt oder acht in der Küche. Zwar wohnen wir nicht den ganzen Alltag zusammen, aber diese Leute sind da und die sind regelmäßig da und ich glaub die Schwelle ist ne niedrigere zu sagen, ich geh mal durch zwei unabgeschlossene Türen durch nen Hausflur hoch und latsch da einfach rein und das ist so selbstverständlich, als jetzt irgendwo klingeln zu müssen oder nen Schlüssel mitzunehmen. [...] Aber auch so ist es natürlich einfach so n Gang schnell nach oben oder schnell mal gesagt, hey, wir kochen unten kommt mal dazu. Also es ist schon gemeinschaftlicher auf jeden Fall als ne abgeschlossene Wohnung an sich, weil es doch ein Gefühl von Haus ist.« (P1I8: 31)

Hier deutet sich an, dass nicht nur Praktiken an denen alle partizipieren zur Gemeinschaftsbildung beitragen, sondern auch solche, die sich im Rahmen der alltäglichen Lebensführung vollziehen und den Bewohner*innen das Gefühl vermitteln, Teil eines Hausprojektes, einer Gemeinschaft zu sein, auch wenn an den konkreten einzelnen Vollzügen nur ein Teil der Bewohner*innen beteiligt ist. Das Projekt zeichne sich dabei dadurch aus, so eine Bewohnerin, dass »auch vom Menschen-schlag her teilweise so'n sehr großes sich auch einfühlen ineinander und Konflikte auch offen angehen, dass ist schon was, was [den Gereonsplatz] mehr prägt als meine WG vorher« (P1I3: 11).

Darüber hinaus lässt sich auch eine starke gemeinsame Projektidentität beobachten (vgl. P1I7: 19, P1I3: 11), die sich zum einen durch das gemeinschaftliche Zusammenleben selbst, aber auch durch ein gemeinsames Auftreten nach außen konstituiert:

»Ansonsten gibt es gemeinsames Auftreten, also es gibt manchmal den Moment, wo ganz viele von uns gemeinsam auf eine Party [...] gehen. Und wenn du einfach zu zehnt, zu zwölf auf ner Party aufläufst, das hat schon was.« (P1I0: 152)

Viele Bewohner*innen nehmen das Projekt darüber hinaus als eine Art Rückzugs-, bzw. »Schutzraum« (P1B6: 9, P1I6: 21) war, in dem sie so sein können wie sie sind,

ohne beispielsweise durch ihre politische Haltung oder ihre gelebte Sexualität anzuecken (vgl. P1B6: 10, P1I5: 33, P1I8: 9), da ihre Werte geteilt und gewisse Praktiken gelebt und nicht hinterfragt werden, wie etwa eine geschlechtergerechte Sprache oder ein sensibler Umgang mit Sexismus und Rassismus (vgl. P1I6: 26). So argumentiert etwa eine Bewohnerin:

»Ich selber bin aktiv und deswegen ist es für mich auch wichtig, dass Leute das auch so'n bisschen auf dem Schirm haben, auch Feminismus. Ich glaube es wäre einfach wahnsinnig schwierig, weil man, sag ich mal außerhalb des Hauses, außerhalb der Bubble, viel damit konfrontiert ist, dass es Zuhause nicht auch noch täglich Konflikte gibt und Positionen vertreten werden müssen. Was nicht heißt, dass jede Person hier das Gleiche denken muss, aber dass ne gewisse Grundverständnis, ne Grundhaltung dazu einfach da ist.« (P1I8: 9)

Dieser Schutzraum bietet den Bewohner*innen zum einen Anerkennung und ist somit für soziale Nachhaltigkeit im Sinne Anerkennungsdimension von Gerechtigkeit relevant, zum anderen ermöglicht er ihnen, ihre Einstellungen und Werte wiederum nach außen zu tragen, etwa im Alltag oder in Form von zivilgesellschaftlichem oder politischen Engagement (vgl. P1I6: 23, siehe auch Kapitel 15.4). Während der Schutzraum für die Bewohner*innen selbst in erster Linie unterstützend und empowernd auf ihre individuellen »Capabilities« (vgl. Sen [1999] 2007: 94ff.) wirkt, besteht zugleich die Gefahr, dass die Bewohner*innen nur noch mit Themen und Positionen konfrontiert sind, die sie selbst teilen und ein konstruktiver demokratischer Austausch jenseits der »Bubble« (P1I8: 9) nicht mehr möglich ist, was wiederum neue Ausschlüsse produzieren und sich negativ auf andere Menschen und ihre Möglichkeiten Anerkennung zu finden auswirken würde. Dieses Problem besteht nicht nur hinsichtlich des Projektes, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene und ist entscheidend mit der Frage von Machtverteilungen und Hegemonie verbunden (vgl. Koppetsch 2019: 124f.). Zugleich ist festzustellen, dass viele der im Projekt gelebten Werte, wie Feminismus, Anti-Rassismus, Veganismus oder Gleichberechtigung, dahingehend unproblematisch erscheinen und sich gut mit den Zieldimensionen von Nachhaltigkeit verbinden lassen. Dennoch erscheint ein sensibler Umgang mit dem Problem zielführend. Dies wird auch von den Bewohner*innen anerkannt, die dies mitunter selbst thematisieren (vgl. P1I6: 53), auch hinsichtlich Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Projektes:

»Dieser Wunsch glaub ich nach so ner Einheitlichkeit, ist ja auch irgendwie ziemlich toxisch sozusagen. Hey, am liebsten will ich nur noch mit Leuten leben, mit denen ich nicht mehr diskutieren muss, ist für mich keine Option. Und deswegen sage ich einerseits, ist es schwierig dann mit Leuten Dinge auszudiskutieren und andererseits auch super wertvoll. Aber ich glaube, dass passiert halt am meisten, wenn Leute halt nicht achtsam sind und ich glaub schon dass man mit so vielen

Leuten schon gucken muss, dass jeder Mensch genug Platz hat und genug mitgedacht wird.« (P1B8: 49)

Auch wenn das Problem thematisiert wird, so wird hier doch deutlich, dass ein gewisser Habitus und damit verbundene Praktiken der Achtsamkeit vorausgesetzt werden, was wiederum immer Ausschlüsse produzieren kann, da die Zugangshürden auf sozialer Ebene vergleichsweise hoch sind.

Zusammenfassend zeigt sich, dass die Gemeinschaft und eine gemeinschaftliche Lebensführung für das Projekt eine große Bedeutung besitzt und mitunter sehr enge Beziehungen und eine starke soziale Integration hervorbringen. Diese bilden auch die Grundlage für verschiedene Formen der gegenseitigen Unterstützung (vgl. Kapitel 15.2.2). Neben der gelebten Praxis sowie geteilten Werten und Bedeutungen, kommt hierbei auch dem Faktor Zeit eine große Bedeutung zu. Die Bewohner*innen investieren sehr viel Zeit in das Projekt, was sich als eine wichtige Voraussetzung für eine enge Vergemeinschaftung erweist. Darüber hinaus zeigt sich, dass das Teilen von Zeit einerseits dazu führt, Beziehungen zu intensivieren, es aber andererseits auch schlicht notwendig wird, persönliche Fragen und Probleme zum Teil des gemeinschaftlichen Lebens zu machen, da ansonsten die Zeit schlichtweg nicht ausreichen würde (vgl. P1B5: 19).

Im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz entwickeln sich Gemeinschaftspraktiken im Projekt Rosengärten aufgrund der weitgehend getrennten alltäglichen Lebensführungen der Bewohner*innen nur sehr begrenzt organisch aus der alltäglichen Praxis heraus, sondern sind zumeist an institutionalisierte Treffen gebunden. Zwar gibt es, insbesondere im Sommer, wenn der Hinterhof genutzt werden kann und die Kinder dort spielen, auch jenseits der Treffen Kontakte zwischen den Bewohner*innen (vgl. P2I11: 18, P2B2: 30), dennoch spielen die institutionalisierten Praxisformen für das Projekt eine zentrale Rolle. So berichtet eine Bewohnerin, dass sich die Bewohner*innen teilweise ansonsten nur selten sehen würden (»manchmal sehen wir uns zwei Wochen lang nicht« (P2B1: 12)) – zumindest im Winter, wenn die Balkone nicht genutzt werden. Es gäbe ja keine gemeinsame Küche oder andere dauerhafte Gemeinschaftsräume, was von einigen Bewohner*innen bedauert wird (vgl. P2B1: 12). Auch darüber hinaus existieren in dem Gebäude nur wenige Orte, an denen man niedrigschwellig zusammenkommen könnte, sodass hier die sozio-materiellen Arrangements Vergemeinschaftungsprozesse hemmen oder zumindest nicht fördern. Dies liegt unter anderem daran, dass das Haus zunächst nicht als Wohnprojekt, sondern als Altenwohnheim geplant und erst im Laufe der Zeit umgewidmet wurde (vgl. P2I6: 26, P2I9: 36ff.). Umso wichtiger ist der Gemeinschaftsraum in den Räumlichkeiten des Sozialträgers für das Projekt, in dem sich fast alle gemeinschaftlichen Praktiken und Aktivitäten vollziehen.

Außer den monatlichen Hausversammlungen, auf denen überwiegend organisatorische Fragen verhandelt werden (vgl. P2P8, P2P9, P2P10, siehe auch Kapi-

tel 15.1.1), wird einmal im Monat im Wechsel ein gemeinsames Frühstück oder ein gemeinsames Kaffeetrinken veranstaltet (vgl. P2B2: 11). Jeden Dienstag und Donnerstag finden darüber hinaus am frühen Abend offene Treffen statt (vgl. P2B1, P2B2, P2B3, P2B5). In unregelmäßigen Abständen werden an diesen Terminen auch gemeinsame Spieleabende veranstaltet (vgl. P2B6, P2P52). Außerdem wurde im Laufe der Zeit noch ein Treffen am späten Abend für die Bewohner*innen eingeführt, die am frühen Abend keine Zeit haben (vgl. P2P17: 15. ff, P2P27: 16ff.). Schließlich findet einmal in Jahr ein Geburtstagsfest des Projektes statt (vgl. P2B8, P2P25: 20. ff.), bei dem neben Essen und Getränken auch gemeinsame Spiele und verschiedene weitere Aktivitäten für die Kinder organisiert werden und das finanziell von der Vermieterin, der städtischen Wohnungsbaugesellschaft, unterstützt wird, die auf diese Weise zur Gemeinschaftsbildung beitragen möchte (vgl. P2B8: 34ff.).

Immer wieder wird versucht, möglichst viele Bewohner*innen in die unterschiedlichen gemeinsamen Treffen einzubinden. So wurde das gemeinsame Kaffeetrinken eingeführt, das im Wechsel mit dem gemeinsamen Frühstück stattfindet, da einige Bewohner*innen am Vormittag keine Zeit hatten (vgl. P2B2: 11, P2B5: 14). Auch das Treffen am späten Abend wurde implementiert, um mehr Menschen zu beteiligen, die beispielsweise erst später von der Arbeit kommen und ihnen somit die Möglichkeit zu eröffnen, sich auszutauschen (vgl. P2P17: 15ff.). Diese Versuche sind nicht immer von Erfolg gekrönt. So hat etwa die Einführung des Kaffeetrinkens den Bewohner*innen zufolge nicht dazu geführt, dass sich diejenigen öfter beteiligen, für die diese Neuerung eingeführt wurde (vgl. P2B2: 11). Das monatliche Frühstück, bzw. das Kaffeetrinken werden im Wechsel von den unterschiedlichen Etagen des Hauses organisiert (vgl. P2B2: 12) und dienen in erster Linie dem Austausch unter den Bewohner*innen in lockerer Atmosphäre. In dem Gemeinschaftsraum wird hierfür aus Tischen eine große Tafel gebildet und jede*r Bewohner*in bringt etwas zu Essen oder zu Trinken mit, sodass ein reichhaltiges Buffet entsteht, an dem sich alle bedienen können (vgl. P2B4: 18). Von allen unterschiedlichen Formaten von Treffen, sind diese am besten besucht und werden sowohl von den älteren Bewohner*innen als auch von den jungen Familien und den Alleinstehenden wahrgenommen (vgl. P2B4: 18). Bei den Beobachtungen war die Stimmung gut. Während sich die Erwachsenen unterhielten, spielten die Kinder im Hof (vgl. P2B4: 18).

Bei den offenen Treffen dienstags und donnerstags handelt es sich um lockere Gesprächsrunden, in deren Rahmen sich die Bewohner*innen bei Tee und Keksen zusammensitzen und sich austauschen (vgl. P2B1: 10). Die Themen über die gesprochen wird, reichen von aktuellen öffentlichen Debatten, über persönliche Erlebnisse, wie Urlaube (vgl. P2B3: 11), Ausflüge (vgl. P2B5: 10), aber oftmals auch Krankheiten und Probleme der Bewohner*innen sowie andere alltägliche Herausforderungen (vgl. P2B1: 11, P2B2: 10, P2B5: 13), bis hin zu Diskussionen über ak-

tuelle Vorgänge und Probleme im Haus, wie etwa den dreckigen Hausflur (vgl. P2B3: 19), ein Problem mit einer Eingangstür (vgl. P2B3: 13) oder, dass sich einige Bewohner*innen immer weiter aus der Gemeinschaft zurückziehen würden (vgl. P2B5: 14). Die Gespräche erfolgen dabei durchaus emphatisch (vgl. P1B2: 10). Auch bei diesen Treffen herrschte während der Beobachtungen eine entspannte Atmosphäre. Die Treffen werden genutzt, um sich gegenseitig auf den neusten Stand zu bringen und zu erfahren, wer gerade unterwegs ist und was im Projekt passiert (vgl. P2B1: 12, P2B5: 11). Auffällig ist, dass an den Treffen überwiegend die älteren Bewohner*innen des Projektes teilnehmen (vgl. P2B1: 12, P2B2: 14). Oftmals sind es nur sehr wenige (vgl. P2B2: 7). Manchmal nur zwei oder drei (vgl. P2B1: 12).

Während bei dem offenen Treffen fast ausschließlich ältere Bewohner*innen zusammenkommen, nehmen an dem Treffen am späten Abend auch einige der jüngeren teil (vgl. P2B7). Die Themen ähneln sich jedoch und reichen von aktuellen öffentlichen bis hin zu projektbezogenen Themen. Auch hier erfolgen die Gespräche durchaus empathisch. Man tauscht sich aus und bringt sich auf den neusten Stand (vgl. P2B7: 19). Ganz ähnlich läuft es beim Spieleabend, der von einigen besonders aktiven Bewohner*innen organisiert wird (vgl. P2B6: 17, P2P52: 12ff.). Auch hier findet in erster Linie ein lockerer Austausch statt, wobei wiederum deutlich wird, dass sich an den regelmäßigen Treffen unter der Woche, immer wieder die gleichen Bewohner*innen beteiligen und immer wieder die gleichen fehlen (vgl. P2B6: 15ff.). Dies verweist auf ein Phänomen, das ganz grundsätzlich in dem Projekt beobachtet werden kann. Besonders aktiv sind die älteren Bewohner*innen und einige andere Bewohner*innen (vgl. P2B2: 9). Die anderen beteiligen sich nur selten, was von den Aktiven sehr bedauert wird (vgl. P2B5: 14).

All diese institutionalisierten Treffen und die damit verbundenen Praktiken tragen zur Gemeinschaftsbildung bei und bilden damit in vielerlei Hinsicht die Grundlage für weitergehenden Austausch und auch Praktiken der gegenseitigen Unterstützung, wie sie im nächsten Unterkapitel beschrieben werden. Indem nur ein Teil der Bewohner*innen regelmäßig an den gemeinsamen Treffen teilnimmt, fokussiert sich auch die Gemeinschaftsbildung auf diese Gruppe. Auf diese Weise entstehen verschiedene Subdifferenzierungen innerhalb der Gemeinschaft. Während die Beziehungen zwischen einigen, insbesondere älteren Bewohner*innen sehr eng sind, sind andere Bewohner*innen, durchaus auch auf eigenen Wunsch hin, eher außen vor. Dies zeigt sich auch daran, dass in erster Linie die aktiven Bewohner*innen an gemeinschaftlichen Praktiken jenseits der gemeinsamen Treffen beteiligt sind, wie etwa gemeinsamen Theater- und Konzertbesuchen (vgl. P2B2: 10, P2B6: 16), Ausflügen (vgl. P2B1: 11, P2I2: 18, P2I5: 24) oder gemeinsamen Grillabenden (vgl. P2I4: 42). Von diesen Bewohner*innen wird die Gemeinschaft insgesamt auch als deutlich wichtiger beschrieben (vgl. P2I5: 14). Sie verbinden damit Geborgenheit, soziale Integration und Teilhabe (vgl. P2B1: 12, P2I4: 5, P2I7: 30, P2I11: 12) und bezeichnen ihren Einzug in die Gemeinschaft mitunter als »Glücksfall über-

haupt« (P2I5: 16) oder als Möglichkeit »nicht zu vereinsamen« (P2I7: 24). So berichtet eine ältere Bewohnerin:

»Ein anderer Grund ist, dass man sich einfach geborgen fühlt. Also auch wenn man jetzt nicht so'n ganz engen Kontakt hat. Aber ich weiß genau, ich kann über mir, unter mir, rechts und links von mir, ich kann überall hingehen, wenn irgendwas ist und die werden mir alle helfen. Und umgekehrt, werde ich angesprochen oder eben auch nicht oder ich merke, dass was ist. Da ist doch ne große Hilfsbereitschaft gegenseitig da. Und das ist in unserer Gesellschaft sehr wichtig, denn das ist nicht selbstverständlich. [...] Das macht mich auch ganz ruhig, wenn ich an die Zukunft denke.« (P2I10:12)

Darüber hinaus biete das Projekt die Möglichkeit, durch viele Kontakte zu unterschiedlichen Menschen »lebendig zu bleiben« (P2I10: 12). Diese grundsätzlich positive Sicht auf das Projekt beschränkt sich nicht allein auf die älteren Bewohner*innen. So erzählt eine junge Mutter, dass sie es auch für ihre Kinder sehr gut findet, »dass die genau wissen, dass ist der, der wohnt da, dass ist der, ne, dass alles nichts Fremdes für die ist« (P2I11: 12).

Zugleich zeigt sich, dass es sich hierbei überwiegend um Bewohner*innen handelt, die schon früh in der Organisationsgruppe oder anderen Initiativgruppen für Gemeinschaftsgründungen aktiv waren oder zumindest viel mit der Idee der Gemeinschaft verbinden und diese suchend in das Projekt eingezogen sind (vgl. P2I1: 22, P2B2: 15). Andere ziehen sich eher zurück und sind nur wenig an gemeinschaftlichen Aktivitäten interessiert (vgl. P2I3: 12, P2I8: 10). Dies lässt sich unter anderem auf die Zusammensetzung der Bewohner*innen zurückführen. So berichtet ein Bewohner, dass er niemanden finde, der seine Interessen teilt, was unter anderem auch mit dem starken Überschuss an Frauen in dem Projekt zusammenhinge (vgl. P2I6: 22).

Die unterschiedlich starke Beteiligung an den gemeinschaftlichen Praktiken führt immer wieder zu Konflikten, da sich dadurch verschiedene Perspektiven, Normalitäten und Ansprüche hinsichtlich des Projektes reproduzieren (vgl. auch Kapitel 15.1 und 15.2). Die Konfliktlinie verläuft dabei hauptsächlich zwischen denjenigen, die sich vor ihrem Einzug noch deutlich mehr Gemeinschaftlichkeit und eine gemeinschaftlichere Lebensführung erhofft hatten und denjenigen, die sich durch den »Gemeinschaftswahn« (P2I8: 46) oder die individuellen Ansprüche an Kontakt und Austausch, die von einzelnen Bewohner*innen an sie gestellt werden, überfordert und eingeengt fühlen (vgl. P2I3: 12, P2I8: 10).

Dies verweist auf ein strukturelles Problem, das in der großen Heterogenität der Ansprüche und Erwartungen begründet ist und auch mit der Entwicklung der Gruppe zusammenhängt. Während viele der aktiven Kerngruppe sehr gezielt eine gemeinschaftliches Wohnprojekt gesucht haben, dabei mitunter schon mehrere Jahre auf der Suche waren und sich dementsprechend schon viel, oftmals in erster

Linie anhand von gelungenen Beispielen, mit gemeinschaftlichem Zusammenleben auseinandergesetzt haben, wurden andere erst unmittelbar vor ihrem Einzug damit konfrontiert (vgl. P2I1: 12). Viele von ihnen sehen die Gemeinschaft eher als nebensächlich und weniger als substantiellen Teil ihrer eigenen Lebensführung an. Die unterschiedlichen Einschätzungen hinsichtlich der Beteiligung kommen auch dadurch zustande, dass die Ansprüche der Bewohner*innen im Prozess der Projektgründung anscheinend oftmals nicht klar genug kommuniziert wurden (vgl. auch Kapitel 15.1.1). Während die einen eine enge Gemeinschaft erwarteten, die viel zusammen unternimmt (vgl. P2B5: 15, P2I10: 32), nahmen andere an, dass sich die gemeinschaftlichen Aktivitäten auf die monatlichen Treffen beschränken würden (vgl. P2I8: 2).

Darüber hinaus wurde offensichtlich die Bedeutung unterschiedlicher Zeitressourcen unterschätzt. So zeigte sich in der Praxis schnell, dass beispielsweise die jungen Familien, durch die doppelte Belastung durch Erwerbstätigkeit und Kindererziehung, nur sehr wenig Zeit für gemeinschaftliche Praktiken haben (vgl. P2I10: 32). Ähnliches gilt in etwas abgeschwächter Form auch für die berufstätigen Bewohner*innen mittleren Alters (vgl. P2I8: 10). Da auf der anderen Seite vielen Bewohner*innen aufgrund dessen, dass sie bereits verrentet sind, sehr viel Zeit zur Verfügung steht, entwickeln sich hier Ungleichgewichte, die die Gemeinschaft verarbeiten muss.

Dies verweist darauf, dass für eine gelingende Realisierung gemeinschaftlicher Lebensführung einerseits geteilte Bedeutungen, Ideale und Erwartungen vorhanden sein müssen oder zumindest vor dem Einzug, bzw. der Gründung von gemeinschaftlichen Wohnprojekten, ein ausführlicher Dialog darüber geführt werden sollte und andererseits die daraus resultierenden Ansprüche offen mit den Zeitressourcen der Bewohner*innen abgeglichen werden sollten. Dies könnte viele, wenn auch sicherlich nicht alle, Konflikte, die im Rahmen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens auftreten, verhindern. Darüber hinaus zeigt sich infolge der Analysen, dass gemeinschaftliche Praxis und geteilte Zeit eine wichtige Grundlage für weitergehende Vergemeinschaftungen bilden. Durch die Schaffung von geeigneten sozio-materiellen Rahmenbedingungen, etwa gemeinschaftlich geteilten Orten, aber auch eine Durchmischung der Wohnformen, wie sie in anderen Projekten besteht, könnte darauf hingearbeitet werden, dass diese sich niedrigschwellig und organisch aus der alltäglichen Lebensführung entwickeln kann. Dies ist auch deshalb wichtig, da institutionalisierten Treffen immer mit hohem Aufwand und hohem Frustrationspotenzial für beide Seiten verbunden sind. Während die einen sie als notwendig und vereinbart erachten und enttäuscht sind, wenn sie nur wenig frequentiert werden, sehen die anderen darin in erster Linie eine Belastung, da sie sich für diese zusätzlichen Termine immer wieder extra Zeit nehmen müssen und diese sich nicht ohne Weiteres in deren alltägliche Lebensführung integrieren lassen.

Dennoch lässt sich auch für das Projekt Rosengärten festhalten, dass viele Bewohner*innen sich grundsätzlich positiv über das Projekt äußern und es trotz aller Probleme als Bereicherung ihres Lebens ansehen. Insbesondere für die älteren Bewohner*innen, aber auch Bewohner*innen, die jenseits des Projektes nur wenig Anschluss finden, bietet das Projekt einen Schutz vor einer Vereinsamung (vgl. P2B6:17) und trägt auf diese Weise zur sozialen Inklusion und damit zur sozialen Nachhaltigkeit bei.

15.2.2 Praktiken der gegenseitigen Unterstützung

Neben diesen grundlegenden Beziehungspraktiken lassen sich in der gemeinschaftlichen Lebensführung auch unterschiedliche Formen und Praktiken gegenseitiger Unterstützung identifizieren. Viele von diesen Praktiken entwickeln sich spontan aus dem gemeinschaftlichen Zusammenleben. Es existieren aber auch stärker institutionalisierte Formen der gegenseitigen Unterstützung. Oftmals sind sie stark mit der Bedeutung von Gemeinschaft verbunden, die vielfach mit dem Anspruch verknüpft wird, aufeinander zu achten und sich gegenseitig zu helfen und zu unterstützen. In der Folge lassen sich *moralisch-emotionale* und *materiell-praktische* Formen der gegenseitigen Unterstützung differenzieren.

Im Projekt Gereonsplatz sind Praktiken der gegenseitigen Unterstützung weit verbreitet und bilden einen substantiellen Teil der gemeinschaftlichen Lebensführung. Indem die Bewohner*innen weite Teile ihres Alltags und auch der damit verbundenen Herausforderungen teilen, sind solche Praktiken alltäglich und niedrigschwellig. Dies gilt sowohl für moralisch-emotionale als auch für materiell-praktische Formen der Unterstützung. So ist es gelebte Normalität, sich gegenseitig mit Lebensmitteln zu versorgen und sie zu teilen, wenn irgendwo, beispielsweise zum Kochen etwas fehlt (vgl. P1B5: 5, P1I7: 15, P1I8: 31, siehe auch Kapitel 15.3.2). Auch andere materielle Artefakte zu teilen, zu verleihen oder zu verschenken, wenn jemand anderes sie braucht, ist alltäglicher Bestandteil der Lebensführung (vgl. P1I4: 8), was sowohl hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit, im Sinne der distributiven Gerechtigkeit, als auch hinsichtlich der ökologischen Auswirkungen relevant ist, da auf diese Weise vorhandene Dinge intensiver genutzt, anstatt neu gekauft werden. Während sich die meisten Praktiken der gegenseitigen Unterstützung aus dem geteilten Alltag ergeben, werden mitunter auch die gemeinschaftlichen Kommunikationsmittel in die Praktiken integriert, um sich an alle Bewohner*innen zu wenden. Dabei erweist sich das Projekt mit seinen 19 Bewohner*innen als starke Ressource. Als beispielsweise eine Bewohnerin für ein Kunstprojekt sehr viele Reisekoffer benötigte, hatte sie diese infolge einer E-Mail über den Hausverteiler in kurzer Zeit zusammen (vgl. P1Io: 49). Auch für andere Formen der praktischen Unterstützung bildet das Projekt einen großen Fundus, da die unterschiedlichen Bewohner*innen über eine Vielzahl von unterschiedlichen

Kompetenzen verfügen, vom »Regal bauen, bis zu Steuererklärung« (P1I6: 19). Entsprechend können die Bewohner*innen regelmäßig auf diesen Pool an Kompetenzen zurückgreifen.

Neben diesen alltäglichen Formen der gegenseitigen Unterstützung, finden sich auch solche, die stärker institutionalisiert sind. So existieren verschiedene institutionalisierte Praktiken der materiellen Umverteilung, die ebenfalls für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit im Sinne von distributiver Gerechtigkeit relevant sind. Sowohl in den einzelnen Wohngemeinschaften, etwa durch an die individuelle finanzielle Ausstattung angepasste Einzahlungen in die gemeinsame WG-Kasse (vgl. P1I0: 59, P1I7: 35, P1I8: 39, vgl. auch Kapitel 15.3.2), als auch innerhalb des Hauses. So wurde infolge von Diskussionen über Gemeinschaft und Gerechtigkeit eine Kasse eingerichtet, die im Keller deponiert wurde und in die Bewohner*innen, die überdurchschnittlich viel verdienen, Geld einzahlen. Wer finanzielle Schwierigkeiten hat, kann sich dort einfach Geld herausnehmen. Durch die Anonymisierung des Vorgangs soll ermöglicht werden, dass die Person, die sich Geld nimmt, nicht stigmatisiert wird, etwa indem sie allen sagen muss, dass sie sich die Miete diesen Monat nicht leisten kann (vgl. P1B2: 30). Das Ganze basiert somit sehr stark auf gegenseitigem Vertrauen. Hierfür bilden wiederum die große soziale Dichte und die Identifikation mit der Gemeinschaft eine wichtige Voraussetzung. Bevor diese Praktik etabliert wurde, konnten sich die Bewohner*innen vertraulich an die Finanz-AG wenden, wenn sie nicht in der Lage waren die Miete zu bezahlen. Anschließend wurde das Anliegen anonym auf dem Plenum des Projektes diskutiert. Weil die Bewohner*innen jedoch eine niedrigschwelligere Form der Umverteilung etablieren wollten, wurde die Kasse im Keller eingerichtet (vgl. P1G1: 3). Da sich die Praktik unterschwellig und anonym vollzieht, ist es schwer nachzuvollziehen, wie umfangreich die durch sie realisierte Umverteilung tatsächlich ist. Einem Bewohner zufolge wird sie jedoch zumindest regelmäßig vollzogen (vgl. P1G1: 4).

Neben diesen materiell-praktischen Formen, sind in dem Projekt insbesondere auch moralisch-emotionale Praktiken der gegenseitigen Unterstützung weit verbreitet (vgl. P1B3: 19, P1B6: 10), wie auch eine Bewohnerin berichtet:

»Also ich habe das Gefühl, wir unterstützen uns halt schon auch gegenseitig viel in der Alltagsbewältigung. Also das fand ich vor allem unten, also ich habe ja vorher in der 9er-WG unten gewohnt, also bis August. Im August bin ich hochgezogen. Da war sehr viel so dieses, es waren halt immer Themen da. Wem geht es gerade wie und warum? Und irgendwie haben dann alle mit drüber überlegt, soll ich jetzt den Job machen oder nicht. Und also es gibt irgendwie immer Leute, die für einen da sind, finde ich. Und ich habe auch immer dieses, wenn oben gerade mal niemand ist, dann laufe ich halt runter und guck: wer gerade da ist und kann mich irgendwo dazuhocken oder kann mal bei irgendwem anklopfen und das macht es für mich

voll aus. Dieses Gefühl von, ich fühl mich halt so voll sicher, oder so. So'n bisschen einfach zuhause irgendwie.« (P1I5: 5)

Diese Praktiken der gegenseitigen Unterstützung sind eng mit den oben beschriebenen Beziehungspraktiken, der damit verbundenen sozialen Nähe sowie Ideen von Gemeinschaft verknüpft. Zum einen gehen sie aus diesen hervor, zum anderen stärken sie auch wiederum den Zusammenhalt, die soziale Dichte und die Vergemeinschaftung. Von den Bewohner*innen werden diese Praktiken und Formen der gegenseitigen Unterstützung als sehr positiv und persönlich bedeutsam erlebt und mitunter auch aktiv gesucht, wie eine Bewohnerin berichtet:

»Es ist ganz simpel, wenn ich irgendwie merke mir geht's schlecht und ich will mit jemandem reden, dann gucke ich wer in meiner WG gerade da ist und wenn da niemand da ist, dann laufe ich hoch oder runter und [lacht] und klopfe an Türen und dann ist meistens irgendjemand da, der mir zuhört. Und das, also das weiß ich super zu schätzen.« (P1I1: 14)

Auch im Projekt Rosengärten finden sich unterschiedliche Formen der gegenseitigen Unterstützung. Auffällig ist dabei, dass Intensität und Umfang der Partizipation an diesen Praktiken zwischen den Bewohner*innen deutlich variieren, je nachdem, wie stark sie in die Gemeinschaft eingebunden sind, was ein deutlicher Hinweis darauf ist, dass eine gemeinsame Praxis und eine damit verbundene gesteigerte soziale Dichte tatsächlich eine wichtige Voraussetzung für Praktiken der gegenseitigen Unterstützung bilden.

An allgemeinen und niedrigschwelligen Praktiken der gegenseitigen Unterstützung im Sinne einer guten Nachbarschaft, wie etwa das Annehmen von Paketen, das Blumengießen oder ähnlichen Formen der Hilfe, beteiligt sich die große Mehrzahl der Bewohner*innen (vgl. P2P34: 19, P2P65: 19ff., P2I3: 4, 14). Darüber hinaus finden sich zwischen den aktiven Bewohner*innen noch eine ganze Reihe weitere Praktiken materiell-praktischer Unterstützung, wie etwa das Mitbringen verschiedener Produkte vom Einkaufen (vgl. P2B2: 10, P2B6: 18, P2I7: 34), die Erledigung von Fahrten mit dem Auto (vgl. P2I5: 28, P2I7: 30), die Unterstützung bei der Nutzung technischer Geräte (vgl. P2B6: 16) oder auch die praktische Hilfe bei der Reparatur von Möbeln:

»Ja, das habe ich echt, weil meine Schranktür war kaputt, da hat [Name der Bewohnerin] sich dermaßen ins Zeug gelegt [beide lachen] mit neuen Scharnieren, Baumärkte hier, dann nochmal ein Baumarkt und das zu machen.« (P2I7: 32)

Eine besonders große gegenseitige Unterstützung findet sich jedoch zwischen den überwiegend weiblichen, älteren Bewohnerinnen, von denen viele zu der Gruppe gehört, die sehr gezielt ein gemeinschaftliches Zusammenleben gesucht hat. Insbesondere wenn eine von ihnen erkrankt, kümmern sich die anderen um sie und

unterstützen sie in ihrem Alltag. Sie fahren sie in Krankenhaus, bringen ihnen Sachen, besuchen sie und unterstützen sie, sobald sie wieder zuhause sind im Haushalt (vgl. P2B2: 20, P1I4: 9, P1I5: 4, 34). Wie wichtig dies für die Bewohnerinnen ist, erläutert eine von ihnen folgendermaßen:

»Und ich bin *heilfroh*, wir sind im November alle, die meisten eingezogen und im Juni habe ich den Unfall. Also ohne Aufzug und ohne nachbarschaftliche Hilfe, ich weiß nicht, wie das gelaufen wäre in der anderen Wohnung.« (P2I5: 2)

Andere erzählen, das Wissen über diese gegenseitige Unterstützung vermittele ihnen Sicherheit und Geborgenheit (vgl. P2I10: 12, P2I2: 20). Zwischen den älteren Bewohnerinnen, dieser dichtereren »community of practice« (vgl. Lave/Wenger 1991: 29), haben sich auch stärker institutionalisierte Formen der gegenseitigen Unterstützung etabliert. So wurde eine Vorsorgegruppe gegründet, die sich einerseits mit rechtlichen Fragen auseinandersetzt, wie etwa Patient*innen- oder Betreuungsverfügungen, andererseits wurde aber auch besprochen, wie es möglich ist, im Notfall schnell Hilfe leisten zu können und es wurden in der Folge Wohnungstürschlüssel zwischen den Bewohnerinnen ausgetauscht (vgl. P2I4: 28). Durch den engeren Austausch finden sich hier darüber hinaus auch Praktiken der moralisch-emotionalen gegenseitigen Unterstützung, die sonst im Projekt weniger verbreitet sind (vgl. P2B3: 11, P2B1: 11). Zwar verlaufen die Gespräche zwischen den Bewohner*innen, wie in Kapitel 15.2.1 beschrieben, auch jenseits dieser Gruppe durchaus empathisch und die Bewohner*innen sind grundsätzlich sehr zugewandt und kümmern sich umeinander (vgl. P2I4: 22, P2I10: 22), oftmals bleiben die Gespräche und Verbindungen jedoch recht oberflächlich und umfassen, jenseits der Beziehungen einzelner Personen, keine intensivere emotionale Ebene (vgl. P2B5: 11, P2I3: 4). Dies lässt sich unter anderem auf verschiedene Lebensrealitäten und damit verbundene Interessen zurückführen. So befinden sich die stärker verbundenen Bewohner*innen in einer ähnlichen Lebensphase und sind mit vergleichbaren Fragen und Problemen konfrontiert.

Es wird deutlich, dass Praktiken der gegenseitigen Unterstützung zwar im Projekt verbreitet sind, die Intensität und der Umfang der Partizipation daran jedoch von der sozialen Integration der Bewohner*innen abhängt. Grundsätzlich existiert zwar bei vielen Bewohner*innen der Anspruch, alle Miteinzubeziehen und allen Unterstützung zukommen zu lassen. Es gab ihnen zufolge jedoch auch schon Situationen, in denen dies nicht so gut funktioniert habe (vgl. P2I2: 17, P1I3: 14). In diesem Zusammenhang wird von einer Bewohnerin sehr bedauert, dass die Unterstützung letztendlich doch auf persönliche Sympathien zurückzuführen sei. Sobald diese nicht vorhanden seien, würde die Unterstützung deutlich abnehmen oder sogar ausbleiben, was sie, auch wenn sie selbst nicht davon betroffen sei, sehr ärgere (vgl. P2I2: 19, 40). Zugleich hat sich aber bislang scheinbar immer jemand aus der Gemeinschaft gefunden, der die anstehenden Aufgaben übernommen hat,

sodass letztendlich niemand einfach vernachlässigt wurde, auch wenn die damit einhergehenden Aufgaben sehr ungleich verteilt waren (vgl. P2I2: 17, P1I3: 14, 46).

Die gegenseitige Unterstützung wird insgesamt stark mit der Idee der Gemeinschaft verbunden, insbesondere von denen, die hierzu einen Bezug haben (vgl. P2I6: 2, P2I10: 20). Anderen geht dies zu weit und sie möchten nicht, dass die Gemeinschaft einen zu starken Raum in ihrem Leben einnimmt (vgl. P2I8: 12, P1I3: 12). Welche Bedeutung die Idee der Gemeinschaft für das Zusammenleben in den untersuchten Wohnprojekten hat und wie sie genau erfüllt wird, soll in der Folge genauer beleuchtet werden.

→ *Die Idee der Gemeinschaft in den Projekten*

Grundsätzlich fungiert die Idee der Gemeinschaft im Rahmen gemeinschaftlicher Lebensführung der Projekte als geteilte Bedeutung, die identitätsstiftend wirkt und als diskursives Element auf das sich bezogen werden kann, um beispielsweise Ansprüche zu formulieren. Sie ist fluide und wird von den sich auf sie beziehenden Individuen mitunter sehr unterschiedlich beurteilt. Dementsprechend ist sie auch immer Bezugspunkt für Auseinandersetzungen darüber, wie eng der Austausch zwischen den Bewohner*innen und das allgemeine Zusammenleben gestaltet werden soll.

Zentral ist dabei, dass Gemeinschaft im Sinne einer geteilten Bedeutung aus der (geteilten) sozialen Praxis hervorgeht und diese wiederum beeinflusst. Sie wird performativ hergestellt und reproduziert und wirkt in der Folge auf die Lebensführung zurück. Ganz im Sinne der wechselseitigen Beziehung von Praxis und Praktik oder auch der Parallelität von Onto- und Soziogenese (vgl. Kapitel 10.2), lässt sich dementsprechend eine Verbindung zwischen gemeinschaftlicher Lebenspraxis und der Idee der Gemeinschaft herstellen. Dabei spielen auch Praktiken der Grenzziehung eine Rolle. So werden im Rahmen der (gemeinschaftlichen) Praxis immer auch Ein-, respektive Ausschlüsse (re-)produziert. Die Konstruktionsprozesse von Gemeinschaft sind dabei nicht notwendigerweise intentional – auch wenn es sicherlich Möglichkeiten und Praktiken gibt, durch die ein Gemeinschaftsgefühl provoziert werden kann. Vielmehr ist sie mitunter ein Nebenprodukt dichter sozialer Beziehungen. Dies entspricht in vielerlei Hinsicht den Überlegungen von Michaela Schier und Karin Jurczyk (vgl. 2008) zur Konstruktion von Familien. Auch diese vollzieht sich ihnen zufolge nicht immer »zielgerichtet, intentional und geplant, sondern häufig beiläufig« (ebd.: 8).

Die Idee der Gemeinschaft ist als Bedeutung und identifikationsstiftender Bezugspunkt für die gemeinschaftliche Lebensführung in *beiden* untersuchten Projekten von Relevanz. Sie wird jedoch zum Teil sehr unterschiedlich ausgefüllt. Im Projekt Gereonsplatz kommt ihr eine große Bedeutung zu (vgl. P1I7: 15, P1I8: 27) und sie bildet für viele Bewohner*innen einen wichtigen Teil ihrer Identität (vgl. P1I0: 152, P1I7: 27). Auch wenn keine klare gemeinsame Definition existiert (vgl.

P1I0: 141ff.), werden mit der Idee der Gemeinschaft in erster Linie positive Attribute assoziiert. Dazu gehören unter anderem Freiheit (vgl. P1I7: 15), Offenheit (vgl. P1I2: 6), Freundschaft (vgl. P1I4: 9, P1I5: 5), Geborgenheit (vgl. P1I6: 19, P1I7: 27, P1I8: 57) oder auch gegenseitige Unterstützung (vgl. P1I5: 5). Eine große Bedeutung kommt der Idee des Teilens zu. Dies geht weit über die rein materielle Ebene hinaus. Vielmehr verbinden die Bewohner*innen mit der Idee der Gemeinschaft neben dem Teilen von Dingen (vgl. P1I2: 4, P1I3: 9, P1I5: 5, P1I7: 29, P1I8: 33) auch das Teilen von Einstellungen und Werten (vgl. P1I2: 6, P1I5: 33, P1I0: 150) und das Teilen des Alltags, bzw. des Lebens (vgl. P1I3: 13, P1I7: 89, P1I8: 15), wobei ein besonderer Schwerpunkt darauf liegt, sich gegenseitig »mitzubekommen« (P1I8: 15, 37, P1I9: 78). Mitunter wird Gemeinschaft sogar als Familie, bzw. als Familienersatz jenseits der bürgerlichen Kleinfamilie interpretiert (vgl. P1I4: 9, P1I6: 17, P1I8: 11). Somit bildet die Idee der Gemeinschaft auch eine »Zukunftsperspektive« (P1I8: 29) für das eigene Leben und fast alle Bewohner*innen möchten in Zukunft weiterhin in Gemeinschaft leben (vgl. P1I1: 44, P1I2: 42, P1I3: 31, P1I4: 34, P1I5: 39, P1I7: 85f., P1I8: 27, P1I9: 78). Schließlich wird mit der Idee der Gemeinschaft auch immer wieder ein politischer Anspruch verbunden. Dies gilt sowohl für die Lebensführung im Allgemeinen als auch für (gemeinsames) politisches Engagement (vgl. P1I2: 28, P1I3: 9, P1I7: 19, P1I9: 61f.). Es wird zwar festgestellt, dass mit Gemeinschaft ein hoher Zeitaufwand verbunden ist, dieser wird jedoch von den allermeisten Bewohner*innen gerne in Kauf genommen (vgl. P1I2: 10, P1I6: 21, P1I7: 27, P1I9: 26).

Auch im Projekt Rosengärten wirkt die Idee der Gemeinschaft zumindest für einige Bewohner*innen identitätsstiftend (vgl. P2B1: 14, P2B8: 44, P2I5: 14, P2I9: 34). Andere jedoch stellen dies infrage (vgl. P2I1: 22, P2I3: 16, P2I6: 22). Schon hier deutet sich ein insgesamt deutlich ambivalenterer Bezug des Projektes zur Idee der Gemeinschaft an. Dies spiegelt sich auch darin wider, welche Attribute von den Bewohner*innen damit verbunden werden. So werden mit der Idee der Gemeinschaft einerseits viele positive Assoziationen verknüpft, etwa Geborgenheit (vgl. P2I1: 24, P2I4: 3, P2I7: 24, P2I9: 14, P2I10: 12, P2I11: 12), ein wohlwollendes soziales Miteinander (vgl. P2I9: 20, P2I10: 14, P2I11: 12), Freundschaft (vgl. P2I2: 19, P2I7: 30) oder auch gegenseitige Unterstützung (vgl. P2I1: 20, P2I4: 5, P2I7: 2). Insgesamt verdichten sich diese positiven Assoziationen dabei in dem Bild der »guten Nachbarschaft« (vgl. P2B2: 14, P2I1: 24, P2I5: 12, P2I8: 12, P2I9: 2, P2I11: 22, P2I12: 17). Ziel ist es »verlässliche Nachbarschaft« (P2I2: 5) für Jung und Alt zu leben. Ein Bewohner bringt dies auf den Punkt: »Also es fühlt sich ein bisschen so an, wie ne kleine Dorfnachbarschaft, in der sonst anonymen Stadt.« (P2I12: 19)

In den Interviews werden die Bewohner*innen, anders als im Projekt Gereonsplatz, zumeist nicht als Mitbewohner*innen, sondern als Nachbar*innen bezeichnet. Hierin spiegeln sich unter anderem alternative Vorstellungen von Gemeinschaft und damit verbundener sozialer Nähe wieder. Während Gemeinschaft im Projekt Gereonsplatz in erster Linie als positiv wahrgenommen und angestrebt

wird, sprechen die Bewohner*innen des Projektes Rosengärten vielmehr von einer »genau richtigen Mischung aus Nähe und Distanz« (P2I9: 16, vgl. auch P2I7: 14, P2I10: 22).

Darüber hinaus werden, anders als im Projekt Gereonsplatz, mit Gemeinschaft auch negative Attribute assoziiert. So fühlen sich einige Bewohner*innen unter Druck gesetzt zu partizipieren und verbinden dies mit der Idee der Gemeinschaft (vgl. P2I1: 8, P2I3: 12, P1I8: 10). Gemeinschaft wird somit von diesen Bewohner*innen in erster Linie als Verpflichtung erlebt. Dies führt soweit, dass bisweilen sogar von einem »Gemeinschaftswahn« (P1I8: 10) gesprochen wird. Hier zeigt sich eine grundlegende Ambivalenz zwischen dem Bedürfnis nach Gemeinschaft und Geborgenheit auf der einen und dem Bedürfnis nach Unabhängigkeit auf der anderen Seite. Andere verbinden mit der Idee der Gemeinschaft hingegen die Enttäuschung, dass zwischen Anspruch und Wirklichkeit eine Lücke klappt (vgl. P1I2: 15, P1I4: 5, P1I6: 18, P2I10: 22) und sich einige deutlich weniger beteiligen als in den Gesprächen vor dem Einzug angekündigt.

Während im Projekt Gereonsplatz mit der Idee der Gemeinschaft somit eine hohe soziale Dichte, eine alternative, mitunter gesellschaftskritische Lebensführung und ein politischer Anspruch verbunden wird, findet sich im Projekt Rosengärten eher ein Bezug im Sinne einer etwas lockereren »guten Nachbarschaft«. Diese unterschiedlichen Konzeptionen spiegeln auch die gelebte Praxis in den beiden Projekten wider (vgl. Kapitel 15.2). Dabei tragen nicht nur genuine Gemeinschaftspraktiken zur (Re-)Produktion von Gemeinschaftsvorstellungen bei, sondern eine große Vielfalt von, oftmals geteilten, alltäglichen sozialen Praktiken der Lebensführung.

15.3 Konsum

Ein weiterer wichtiger Praxisbereich der gemeinschaftlichen Lebensführung ist der Bereich Konsum. Er hat sowohl für die ökologische als auch die soziale Dimension der Nachhaltigkeit eine große Bedeutung. Der Begriff des nachhaltigen Konsums verweist dabei auf ein komplexes Phänomen, das eine Vielzahl an unterschiedlichen Praktiken umfasst:

»Praktiken der Wahrnehmung, Aneignung, Verwendung, Verwertung und Entsorgung nicht nur marktwirtschaftlich gehandelter, sondern auch nicht-marktwirtschaftlich vermittelter Entitäten, in denen sich individuelle Akteur/innen in spezifischen sozioräumlichen Kontexten aktiv oder passiv engagieren (Schneider 2000), ohne sich selbst, ihrer Umwelt wie auch zukünftigen Generationen zu schaden.« (Jonas 2016: 347)

Dies bedeutet für die Analyse, dass der Bereich der Konsumpraktiken nicht nur auf den Einkauf von biologischen, regionalen, saisonalen oder fair gehandelten

Gütern beschränkt ist, sondern alternative Formen der Beschaffung, des Teilens, der Herstellung, oder des Upcyclings ebenso umfasst wie Praktiken der Ernährung, des Kochens, der gemeinschaftlichen Nutzung oder der Reparatur. Der Konsumsoziologe Alan Warde (2005: 137) argumentiert diesbezüglich, dass der Begriff des Konsums eine »chronic ambivalence« zwischen zwei gegensätzlichen Dimensionen aufweise. Auf der einen Seite die Beschaffung, den Kauf, den Tausch von Gütern und auf der anderen Seite ihren Gebrauch, Verzehr, ihre Nutzung. Beide Dimensionen sind sowohl in die alltägliche Sprache als auch in wissenschaftliche Analysen eingeschrieben (vgl. ebd.). Anhand dieser beiden Dimensionen lassen sich auch die Konsumpraktiken in den untersuchten gemeinschaftlichen Wohnprojekten weiter unterteilen: zum einen in Akquisitionspraktiken, also Praktiken der Beschaffung, und zum anderen in Nutzungs- und Verbrauchspraktiken. Hier ist wiederum zu beachten, dass es sich um eine analytische Trennung handelt. In der Empirie hängen die verschiedenen Praktiken zusammen und bedingen sich miteinander gegenseitig. So setzen etwa Akquisitionspraktiken des »Lebensmittelrettens«, wie sie im Projekt Gereonsplatz zu finden sind, spezifische Formen der Verwertung voraus und sind in der Empirie eng mit Verbrauchs- und Nutzungspraktiken des gemeinsamen Kochens und Essens verbunden. Eine analytische Trennung ermöglicht jedoch eine strukturierte Beschreibung, in der genau diese Zusammenhänge herausgearbeitet und in den Blick genommen werden können.

15.3.1 Akquisitionspraktiken

Vergleicht man die Akquisitionspraktiken in den beiden untersuchten Projekten im Hinblick auf Nachhaltigkeit so wird deutlich, dass nachhaltige Formen der Beschaffung und der Herstellung in dem Projekt Gereonsplatz verbreiteter sind als in dem Projekt Rosengärten.

Praktiken des Einkaufens

Dies zeigt sich schon bei den gelebten Praktiken des Einkaufens. So werden im Projekt Gereonsplatz hauptsächlich Bio- und fairgehandelte Produkte (vgl. P1B2: 47) gekauft. Auch die Bezugsquellen sind mitunter außergewöhnlich. So wird das Gemüse teilweise direkt beim Bauern bezogen (vgl. P1I0: 67, P1I2: 63) und viele haltbare Produkte werden über eine sogenannte Food-Coop direkt beim Bio-Großhandel bestellt. Eine Food-Coop, also eine Lebensmittelkooperative, ist ein Zusammenschluss von unterschiedlichen Gruppen und Einzelhaushalten, die kollektiv organisiert wird und über die der Einzelhandel umgangen wird. Auf diese Weise ist es möglich, Bio- und Fair-Trade-Produkte zu einem verhältnismäßig günstigen Preis zu erwerben. Dabei werden in regelmäßigen Abständen große Mengen abgenommen. Die Food-Coop im Forschungsfeld wird von dem Projekt gemeinsam mit einigen größeren Wohngemeinschaften organisiert (vgl. P1I0: 67f.). Neben diesen

Formen der Beschaffung existieren noch weitere spezielle Bezugsquellen für einige Produkte. So werden Spül- und Handwaschmittel in einer der WGs von einem Bio-Fair-Trade-Kollektiv aus Griechenland bezogen (vgl. P1B2: 47), Kaffee über ein Kollektiv aus Hamburg (vgl. P1B5: 8). Der Einkauf in einem normalen Supermarkt wird als ärgerlich und vermeidbar dargestellt (vgl. P1I4: 19), auch wenn er immer wieder stattfindet.

Die unterschiedlichen Einkaufspraktiken sind im Projekt Gereonsplatz stark mit Bedeutungen und Ideen der Nachhaltigkeit verbunden (vgl. P1I5: 13), die in dem Projekt geteilt werden und sich in einem geteilten ökologischen Lebensstil niederschlagen. Dabei ist auffällig, dass der Einkauf nicht kollektiv im Haus, sondern zumeist innerhalb der drei Haus-WGs organisiert wird (vgl. P1I2: 56), was auf eine Fragmentierung der gemeinschaftlichen Lebensführung in diesem Bereich hindeutet. In der Zeit der Untersuchung gab es jedoch Bestrebungen, ohne die Food-Coop direkt beim Großhandel zu bestellen, wozu auch eine AG eingerichtet wurde (P1I9: 34). Dies wurde damit begründet, dass die notwendigen Mengen auch innerhalb des Hauses problemlos zusammenkämen und der Organisationsaufwand so deutlich reduziert werden könne (vgl. P1I9: 34f.).

An dieser Stelle deutet sich im Hinblick auf die Bedeutung gemeinschaftlicher Lebensführung für die Realisierung nachhaltiger Einkaufspraktiken, wie dem Bestellen über eine Food-Coop, an, dass diese zwar auch jenseits gemeinschaftlicher Wohnprojekte zu finden sind, das gemeinschaftliche Zusammenleben ihre Realisierung jedoch erleichtert. Erstens sind die notwendige Mengen für die Bestellungen beim Großhandel vorhanden, zweitens existieren innerhalb des Projektes Strukturen, um solche Praktiken zu realisieren und drittens besteht ein allgemeiner Konsens hinsichtlich der Erwünschtheit nachhaltiger Konsumformen, der im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung einerseits zu einer wechselseitigen Bestätigung und Unterstützung führt (vgl. P1I5: 13) und andererseits eine gewisse soziale Kontrollwirkung ausübt, die von den Bewohner*innen mitunter nicht negativ, sondern als wünschenswert wahrgenommen wird:

»Wenn ich hier was kaufe, was irgendwie, ich sag mal ethisch oder so nicht vertretbar wäre, oder ökologisch oder so, kriege ich dafür schon auch ne Rückmeldung. Aber ich finde das auch ganz gut. Also ich habe nicht das Gefühl dadurch zu denken, ach scheiße, jetzt kann ich nicht so sein, wie ich bin oder so, sondern eher, ja danke, mir ist das eigentlich auch wichtig.« (P1I7: 57)

Eng mit den Einkaufspraktiken verbunden sind darüber hinaus vegetarische und vegane Formen der Ernährung (vgl. Kapitel 15.3.2). Diese sind im Projekt weit verbreitet. Es wurde sogar im Konsensverfahren eine Regel institutionalisiert, die Fleisch im Haus verbietet. Dies trägt dazu bei, dass sich hinsichtlich des Konsums eine Normalität entwickelt, die sich von der restlichen Gesellschaft deutlich unterscheidet. Die wiederholte Praxis und die Etablierung durch Regeln und Institutio-

nen führen dazu, dass Vegetarismus und Veganismus und die damit verbundenen Akquisition ausschließlich vegetarischer und veganer Produkte als normal wahrgenommen wird. Fleisch zu essen oder zu kaufen wird hingegen erklärungsbedürftig (vgl. P1B9: 14).

Diese Verschiebung von Normalitäten, die als »relativ stabile Praktikenregime und Infrastrukturen, in denen Machtverhältnisse und Subjektivierungsprozesse reproduziert werden« (Alkemeyer/Sulmowski 2019) verstanden werden können, scheint eine große Rolle bei der Etablierung nachhaltiger Praktiken zu spielen (vgl. Shove 2003: 54). Sie ist zum einen Produkt der Lebensführung, indem sie erst durch die gelebten Praktiken und die damit verbundenen Arrangements hergestellt wird, zugleich wirkt sie aber wiederum auf die Praxis zurück und prägt diese mit, indem sie dazu führt, dass Abweichungen zumindest Irritation hervorrufen und darüber hinaus oftmals mit Normen und sozialen Sanktionen verbunden sind, wie in dem Zitat oben deutlich wurde. In diesem Sinne kann der gemeinschaftlichen Lebensführung in dem Projekt verbunden mit normativen Ideen von Nachhaltigkeit hinsichtlich des nachhaltigen Konsums eine Verstärkerfunktion zugewiesen werden, die dazu beiträgt nachhaltige Praktiken zu realisieren.

Im Gegensatz dazu zeichnen sie die Einkaufspraktiken im Projekt Rosengärten eher durch Konventionalität aus. Bei den gemeinsamen Treffen gibt es nur selten nachhaltige Produkte (vgl. P2B4 18, P2B6 17, P2B8 39). Wenn es diese doch gibt, dann werden sie von Einzelpersonen mitgebracht, die als Träger*innen nachhaltiger Konsumpraktiken auftreten (vgl. P2B1: 10, P2B6: 15, P2I10: 50). Mitunter finden sich auch Praktiken des Boykotts, bei denen Produkte oder Hersteller aufgrund von ethischen oder politischen Überlegungen gemieden werden, die sich jedoch in dem Projekt stets auf einzelne, ausgewählte Firmen beziehen (vgl. P2B8: 34). Grundsätzlich ist festzuhalten, dass sich die gemeinschaftlichen Konsumpraktiken im Projekt Rosengärten weitgehend auf die gemeinsamen Treffen und Veranstaltungen beschränken. Der überwiegende Teil des Konsums findet in den getrennten Einzelhaushalten statt. Zwar gaben viele Bewohner*innen im Rahmen der standardisierten Annäherungen an, regelmäßig nachhaltige Produkte einzukaufen (vgl. Kapitel 14.3), dies schlägt sich jedoch nicht, bzw. nur sehr begrenzt auf der Ebene der gemeinschaftlichen Lebensführung nieder.

Auch hier werden wieder mehrere interessante Aspekte in Bezug auf die gemeinschaftliche Lebensführung deutlich. So zeigt sich die Relevanz der allgemeinen Struktur des Wohnprojekts für die Lebensführung im Bereich Konsum. Aufgrund der Unterteilung in einzelne Wohneinheiten sind auch die Lebensführungen im Projekt Rosengärten im Unterschied zum Projekt Gereonsplatz stärker getrennt. Dies hat weitreichende Konsequenzen. Indem sich die gemeinschaftliche Lebensführung weitestgehend auf die gemeinsamen Treffen und Veranstaltungen reduziert, nimmt der Einfluss der Gemeinschaft auf die individuellen Konsumpraktiken deutlich ab. Dies zeigt sich unter anderem darin, dass sich zwar verschie-

dene Hinweise auf nachhaltige Konsumpraktiken in den Einzelhaushalten finden lassen, diese jedoch überwiegend partikular bleiben. Indem die Haushaltsführung fast ausschließlich bei den Einzelhaushalten verbleibt, haben es darüber hinaus gemeinschaftliche Praktiken der Beschaffung deutlich schwerer, Träger*innen zu rekrutieren.

Praktiken des »Lebensmittelrettens«

Neben nachhaltigen Praktiken des Einkaufens, bei denen es sich streng genommen weniger um neue, eigenständige Praktiken, sondern vielmehr alternative Formen von bestehenden konventionellen Praktiken des Einkaufens handelt, bei denen einzelne Elemente der Praktik (Materialien, Bedeutungen) variieren, zeigen sich insbesondere im Projekt Gereonsplatz noch grundsätzlich andere Praktiken der Akquisition, die sich von konventionellen Praktiken der Beschaffung deutlich stärker unterscheiden. So spielt hier etwa das »Retten« von Lebensmitteln, in Form von Foodsharing, sogenanntem Markten oder Containern, eine große Rolle. Praktiken des Lebensmittelrettens zeichnen sich im Gegensatz zu nachhaltigen Praktiken des Einkaufens dadurch aus, dass die materiellen Güter nicht mit Geld bei einem*iner Händler*in erworben, sondern Lebensmittel eingesammelt werden, die eigentlich entsorgt werden würden, da sie zum Beispiel kleine Fehler bzw. ästhetische Einschränkungen aufweisen oder ihr Mindesthaltbarkeitsdatum abgelaufen ist.²³ Dabei lassen sich verschiedene Praktiken des Lebensmittelrettens differenzieren, die jeweils unterschiedliche Strukturen aufweisen, an unterschiedlichen Orten stattfinden und unterschiedliche Kompetenzen erfordern. Zum Teil sind die Praktiken öffentlich und legal, zum Teil konspirativ und illegalisiert und entwickeln sich meist in den sozialen Nischen urbaner Milieus und alternativer Szenen.

Die wohl bekannteste und etablierteste Praktik des Lebensmittelrettens ist das *Foodsharing*, das mittlerweile deutschlandweit in einem Verein organisiert ist (vgl. Foodsharing e.V. 2020). Dabei werden Lebensmittel, organisiert und koordiniert von lokalen Initiativen, bei Supermärkten und Einzelhändler*innen abgeholt und anschließend weiterverteilt. Das *Markten*, bei dem Lebensmittel bei Wochenmärkten eingesammelt werden, funktioniert im Grunde sehr ähnlich, zeichnet sich jedoch oftmals durch einen niedrigeren Grad an Organisation aus und basiert eher auf Gewohnheiten und informellen Übereinkünften zwischen Händler*innen und Einsammelnden. Das *Containern* schließlich unterscheidet sich von den anderen beiden Formen des Lebensmittelrettens in erster Linie dadurch, dass die Lebensmittel nicht freiwillig von den Händler*innen zur Verfügung gestellt, sondern ohne

23 Insofern entsprechen Praktiken des Lebensmittelrettens den Überlegungen von Jonas (vgl. 2016) zu nachhaltigen Praktiken, der argumentiert, dass wirklich nachhaltigkeitsorientierte Praktiken auf einer »prinzipiellen Infragestellung marktförmig regulierter Konsumtion« (ebd.: 358) basieren.

Erlaubnis aus den Müllcontainern der großen Supermärkte entnommen werden (vgl. Hoffmeister et al. 2015: 257). Es ist somit gänzlich anders strukturiert und findet meist abends oder nachts statt.

Die Praktiken des Lebensmittelrettens sind eingebunden in übergeordnete Diskurse über Lebensmittelverschwendung, Konsumismus und Nachhaltigkeit. Ihre verbindenden »Elemente« (Shove et al. 2012: 14) sind erstens die damit verbundenen Bedeutungen, unter anderem die Idee, dass Lebensmittel nicht verschwendet werden sollten, aber auch Nachhaltigkeitsüberlegungen, zweitens die erforderlichen Kompetenzen und Wissensbestände, beispielsweise über Orte oder Vollzüge und schließlich drittens die involvierten Materialien, also die Lebensmittel, die eigentlich entsorgt werden würden oder die Hilfsmittel, die im Rahmen der Praktik verwendet werden.

Alle diese Praktiken des Lebensmittelrettens sind Teil der gemeinschaftlichen Lebensführung im Wohnprojekt Gereonsplatz (vgl. P1B9: 6, P1I2: 14, P1I7: 55). Bei Foodsharing und Markten waren das Projekt, bzw. einzelne Bewohner*innen sogar aktiv an der Etablierung der Praktiken in dem untersuchten urbanen Raum beteiligt (vgl. P1I2: 14, P1I7: 47, P1I9: 74). Wie sich solche Praktiken etablieren, welche Rolle gemeinschaftliche Wohnprojekte dabei mitunter spielen, aber auch welche Wirkungen sie entfalten und welche Mechanismen der sozialen Ungleichheit damit verbunden sind, soll in der Folge am Beispiel der Praktik des Marktes und ihrer Genese im Untersuchungsfeld illustriert werden.

→ *Die Praktik des Marktes*

Das Markten entwickelte sich im Forschungsfeld zunächst im Umfeld des Wohnprojekts Gereonsplatz und einiger politisch aktiver Wohngemeinschaften, indem sie damit begannen, regelmäßig kurz vor Marktschluss die Stände abzulaufen, um nach übriggebliebenem Gemüse zu fragen, das nicht mehr verkauft werden konnte (vgl. P1I9: 74). Dabei wurden Kompetenzen, Erfahrungen und Wissensbestände integriert, die bereits in anderen Praktiken, wie dem Containern und dem Foodsharing, an denen die Initiator*innen partizipierten, zu finden sind. Die Bedeutungen Lebensmittel vor dem Wegwerfen zu »retten«, aber auch spezifische Kompetenzen und Know-how, wie dabei vorzugehen ist, überschneiden sich mitunter deutlich. Darüber hinaus kannten einige der Bewohner*innen die Praktik aus anderen Kontexten (vgl. P1I5: 25). Im Laufe der Zeit entwickelte sich aus diesen ersten Versuchen eine eingespielte lokale Praktik. Es entstanden lose Verbindungen mit einigen Marktständen, die immer wieder Lebensmittel abgaben und die Praktik wurde zur gewohnten Normalität. Darüber hinaus etablierte sich in dem Wohnprojekt selbst eine lokale *Mikroinfrastruktur*, die die Verteilung der Lebensmittel innerhalb des Projektes und des Bekanntenkreises erleichterte. So wurde im Flur des Wohnprojektes ein Kühlschrank aufgestellt, in dem die eingesammelten Lebensmittel allen Bewohner*innen zur Verfügung gestellt wurden (vgl. P1B9: 6, P1I3: 15).

Außerdem wurden auch weitere materielle Artefakte und technische Hilfsmittel eingesetzt, etwa ein Fahrradanhänger, der als Transporthilfe diente, oder der projektinterner Mailverteiler sowie das Schwarze Brett des Projektes zur Koordination der Abholungen (vgl. P1B9: 6, P1IO: 392ff., P1I9: 72).

Nachdem sich die Praktik über einige Zeit hinweg stabilisiert hatte, zog sie immer mehr neue Träger*innen an, darunter Aktivist*innen der lokalen Foodsharing-Initiative, aber auch andere, die vom Markten gehört hatten (vgl. P1I9: 74). Dies führte zu Konflikten mit den Markthändler*innen, da die Anfragen aus ihrer Sicht überhandnahmen, den Verkauf behinderten und Kund*innen irritierten. Dies wurde dadurch verstärkt, dass nicht mehr nur junge, überwiegend studentische Personen an der Praktik partizipierten, sondern zunehmend auch ältere und ärmere Menschen, was dazu führte, dass das Markten von vielen Händler*innen und Kund*innen nicht mehr allein mit dem Retten von Lebensmitteln, sondern auch mit Betteln assoziiert wurde (vgl. P1I7: 47). Die Konflikte verstärkten sich, bis schließlich als Lösung eine stärkere Institutionalisierung der Praktik umgesetzt wurde. Seitdem sammeln die Aktivist*innen der Foodsharing-Initiative die Lebensmittel ein und verteilen sie anschließend zunächst unter sich und dann in einem bei Studierenden beliebten Café (vgl. ebd.).

Betrachtet man das Markten, seine Genese und Entwicklung nun aus praxistheoretischer Perspektive mithilfe des Modells von Shove et al. (vgl. 2012: 14), so wird zunächst deutlich, dass es sich um eine voraussetzungsvolle Verbindung von Bedeutungen (Nachhaltigkeit, Kampf gegen Verschwendung etc.), Materialien (Lebensmitteln, Verteilungsorte, Transportmitteln etc.) und Kompetenzen (Wissen um Zeiten, kooperative Marktstände, das richtige Auftreten, das Überwinden von Scham etc.) handelt. Neben den notwendigen Kompetenzen und dem Know-how, die mitunter stark milieuabhängig sind, existieren weitere Zugangsvoraussetzungen für potenzielle Partizipierende. So ist die Praktik an bestimmte Zeiten gebunden, da das Markten nur kurz vor Schließung möglich ist, wenn die Händler*innen bereits damit beginnen, die Stände abzubauen. Diese Zeiten sind nicht immer (etwa unter der Woche) mit verbreiteten gesellschaftlichen Zeitrhythmen kompatibel (etwa den üblichen Arbeitszeiten). Darüber hinaus existieren jedoch auch milieuspezifische Zugangshürden, die auf die Dimension der sozialen Ungleichheit verweisen. So wird die Praktik scheinbar anders wahrgenommen und interpretiert, je nachdem wer als Träger*in auftritt. Bei jungen, oftmals studentischen Partizipierenden wird das Retten von Lebensmitteln gelobt, während das gleiche Verhalten bei älteren oder bedürftigen Menschen als Betteln interpretiert und negativ bewertet wird. Ausgerechnet diejenigen, denen durch die Lebensmittel am meisten geholfen wäre, werden dadurch ausgegrenzt, was hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit problematisch erscheint.

Eine solche Abwertung führte in dem beschriebenen Beispiel sogar mit dazu, dass die Praktik in der bislang existierenden Form untersagt wurde und nur

noch von spezifischen Gruppen (in diesem Fall Aktivist*innen, die sich durch einen Foodsharing-Pass ausweisen können) durchgeführt werden darf, was wiederum dazu führte, dass eine große Anzahl der ursprünglichen Träger*innen von der Praktik defektierten (vgl. P1I9: 74). Hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit erscheint die neue, institutionalisierte Form der Organisation problematisch, da sie Bedürftigen wiederum weitere Hürden in Form von erforderlichlichem Wissen und Zugängen auferlegt. Darüber hinaus zeigen sich hier auch »Summierungsprobleme« (Hirsch 1980: 19) von nachhaltigen Praktiken, die sich in Nischen entwickeln. So wurde die Existenz der Praktik durch eine Ausweitung der Träger*innengruppe gefährdet, was auf Schwierigkeiten der gesellschaftlichen Verbreitung innovativer nachhaltiger Praktiken verweist.

Schließlich ist festzustellen, dass die Praktik nicht in einem freien Raum existiert, sondern mit anderen Praktiken verbunden ist. So etwa mit der Zubereitung der Lebensmittel, die durch die Praktik des Marktens – wie auch durch andere Praktiken des Lebensmittelrettens – stark beeinflusst wird, denn sie erfordert neben spezifischen Kompetenzen der Zubereitung und Verarbeitung von nicht mehr ganz frischen, ungewöhnlichen oder einfach nur großer Mengen der gleichen Lebensmittel auch mehr Zeit als die Zubereitung konventioneller Waren.

Aus den Überlegungen zu der Praktik des Marktens können verschiedene Aspekte abgeleitet werden, die für Praktiken des Lebensmittelrettens im Speziellen und die nachhaltige Lebensführung in gemeinschaftlichen Wohnprojekten im Allgemeinen von Bedeutung sind. Zunächst zeigt sich auch hier, dass die Träger*innen der Praktik des Marktens nicht nur und nicht einmal in erster Linie Bewohner*innen von gemeinschaftlichen Wohnprojekten sind. Zugleich deuten sich jedoch verschiedene strukturelle Bedingungen an, die die Realisierung der Praktik in gemeinschaftlichen Lebenskontexten erleichtern. Zunächst ist durch die größere Anzahl von Bewohner*innen der Aufwand des Marktens geringer. Da meist nur wenige Personen die Lebensmittel abholen, nimmt die Praktik pro Person weniger Zeitressourcen in Anspruch. Mitunter nehmen Bewohner*innen auch nur selten am Markten teil, da sie aufgrund von beruflichen Verpflichtungen stärker eingebunden sind und gehen dafür häufiger einkaufen, sodass es hier zu einem Ausgleich kommt (vgl. P1B7: 39, P1I4: 19ff., P1I5: 13). Die größere Anzahl an beteiligten Subjekten erweist sich auch bei der Verteilung und Weiterverarbeitung der Lebensmittel als hilfreich. Im Gegensatz zum konventionellen Einkaufen kann beim Markten, wie auch bei anderen Praktiken des Lebensmittelrettens, nur sehr begrenzt gesteuert werden, welche Lebensmittel genau eingesammelt werden. So werden oftmals große Mengen einzelner Lebensmittel abgeholt, die einen Einzelhaushalt schnell überfordern würden. Diese großen Mengen können in dem Wohnprojekt deutlich leichter verteilt und verarbeitet werden (vgl. P1B2: 25). Dabei werden die Lebensmittel nicht nur im Haus, sondern auch an die vielen Besucher*innen des Projektes weitergereicht (vgl. P1B9: 8). Mitunter werden die Lebensmittel einer Be-

wohnerin zufolge auch an bedürftige Menschen aus dem Viertel verteilt (vgl. P1I4: 77). An dieser Stelle zeigt sich auch die Bedeutung lokaler Mikroinfrastrukturen, die im Rahmen einer Praktik entstehen und anschließend ihre (Re-)Produktion unterstützen. So wurde in dem Projekt für die unterschiedlichen Praktiken des Lebensmittelrettens ein Gemeinschaftskühlschrank im Hausflur aufgestellt, in den viele der eingesammelten Lebensmittel eingelagert werden und aus dem sich jede*r bedienen kann, was dazu beiträgt, die Praktiken zu erleichtern und zu normalisieren (vgl. P1I3: 15, siehe auch Kapitel 15.3). Neben solchen speziell für die Praktik geschaffenen Infrastrukturen, erleichtern auch andere bereits im Haus bestehenden Infrastrukturen, wie etwa die hausinternen Kommunikationsmittel, sowie die hohe soziale Dichte in dem Projekt die Verteilung der Lebensmittel (vgl. P1B9: 10, P1I0: 387ff.).

Neben diesen strukturellen Bedingungen erweist sich das Wohnprojekt in Bezug auf solche nachhaltigen Akquisitionspraktiken auch als Lernfeld, als »community of practice« (Lave/Wenger 1991: 98), in dem Anfänger*innen in die Praktiken eingeführt und ihnen das entsprechende Wissen und die entsprechenden Kompetenzen vermittelt werden. Hierbei kommt mitunter einzelnen Subjekten als Träger*innen bestimmter Praktiken eine besondere Bedeutung zu, etwa wenn Subjekte Praktiken wie das Container oder das Markten aus anderen Kontexten »mitbringen« und sich in der Folge eine lokale Version der Praktik etabliert.

Die Überlegungen zum Markten sind auch auf die verwandten Praktiken des Lebensmittelrettens, also Foodsharing und Containern übertragbar. Zwar stehen die Praktiken mitunter in Konkurrenz zueinander – so zeigt sich im Zeitverlauf mal die eine, mal die andere Praktik im Projekt als dominant (vgl. P1I3: 15). Zugleich greifen sie aber auf die gleichen (Mikro-)Infrastrukturen und sehr ähnliche Kompetenzen und Wissensbestände zurück. Darüber hinaus überschneiden sich auch die Bedeutungen, die mit den unterschiedlichen Praktiken des Lebensmittelrettens verbunden werden. Es handelt sich dabei in erster Linie um Nachhaltigkeit, Konsumkritik und Kritik an der Lebensmittelverschwendung, oftmals verknüpft mit kapitalismuskritischen Überlegungen (vgl. P1I2: 18). Dabei werden sowohl ökologische als auch soziale Aspekte betont, wie etwa die Arbeitsbedingungen von Erntehelfer*innen in Südeuropa (vgl. P1I4: 22). Darüber hinaus spielt aber auch die Möglichkeit eine gewisse Rolle, günstig, bzw. umsonst Lebensmittel zu beziehen (vgl. P1I2: 40).

Neben diesen Bedeutungen, die mit Praktiken des Lebensmittelrettens verbunden werden, spielen die Praktiken auch für die Identität des Projektes, bzw. der Bewohner*innen eine gewichtige Rolle. Denn solche nachhaltigkeitsorientierten und konsumkritischen Praktiken repräsentieren für die Bewohner*innen ihren alternativen, ökologischen, kapitalismuskritischen und politischen Lebensstil und konstituieren so auch das Narrativ einer alternativen Hausgemeinschaft mit (vgl. P2I2: 18, P1I4: 19ff.).

Auch wenn sich hier verschiedene Potenziale des gemeinschaftlichen Lebens für eine nachhaltige Lebensführung identifizieren lassen, so zeigt sich durch den Vergleich mit dem Projekt Rosengärten, dass diese Verbindung keineswegs eine Kausalität darstellt, sondern vielmehr über milieuspezifische Praktikenkonstellationen vermittelt ist. So verbreiten sich Praktiken des Lebensmittelrettens oftmals in spezifischen Milieus und sind hier besonders anschlussfähig, da sie mit alternativen Bedeutungen versehen werden. Während etwa das Containern oder das Markten in einem Milieu mit dem Retten von Lebensmitteln, mit Nachhaltigkeit und Konsumkritik verbunden ist, stehen sie in anderen Milieus noch stärker für das Betteln oder »im Müll-wühlen« und werden aus diesem Grund sozial abgewertet. Somit wird deutlich, dass nicht nur die strukturellen Bedingungen, sondern auch die orts- und zeitspezifischen Bedeutungszuschreibungen die Realisierungsmöglichkeiten von nachhaltigen Praktiken beeinflussen (vgl. auch Görgen 2020: 78f.). Diese ändern sich nur langsam. Es lässt sich jedoch beobachten, dass auch in öffentlichen Diskursen das Thema Lebensmittelverschwendung und die damit verbundenen Praktiken eine erhöhte Aufmerksamkeit auf sich ziehen. So wurde in Frankreich 2016 ein Gesetz erlassen, dass Supermärkten mit mehr als 400 Quadratmetern Ladenfläche, das Wegwerfen von Lebensmitteln verbietet (vgl. Thiele 2019) und Hamburgs Justizminister Till Steffens forderte im Jahr 2019, eine Gesetzgebung zu entwickeln, um Containern straffrei zu machen. Diese Initiative wurde jedoch von der Justizministerkonferenz abgelehnt, was wiederum die Widerständigkeit von bestehenden Bedeutungszuschreibungen dokumentiert (vgl. SpiegelOnline 2019, vgl. auch Hoffmeister et al. 2015: 258ff.).

Praktiken des Tauschens und Schenkens

Ein weiterer Typus von Akquisitionspraktiken, der sich in den Projekten finden lässt, sind Praktiken des Tauschens und Schenkens, bzw. des Bezugs von materiellen Gütern im Rahmen von Tausch und Schenkung. Diese Kategorie beinhaltet somit Praktiken der (Um-)Verteilung materieller Güter, wie etwa Kleidung oder Bücher. Dabei geht es weniger um den Gebrauch und die gemeinsame Nutzung (vgl. Kapitel 15.3.2), sondern in erster Linie um die Beschaffung. Die Praktiken zeichnen sich dadurch aus, dass die materiellen Güter nicht ausgeliehen oder gemeinsam genutzt werden, sondern den*die Besitzer*in wechseln. Aus diesem Grund sind sie auch den Akquisitionspraktiken zugeordnet. Zugleich zeigt sich jedoch, dass die Übergänge zwischen Akquisitions- und Verbrauchspraktiken mitunter fließend sind und nur analytisch differenziert werden können.

Die Verbreitung und der Umfang der Praktiken des Tauschens und Schenkens unterscheiden sich zwischen den Projekten deutlich. Im Projekt Rosengärten sind sie nur vereinzelt zu beobachten und finden meist unregelmäßig statt, etwa wenn eine Person zu viel gekocht hat und den Überschuss an andere Bewohner*innen

weiterreicht (vgl. P1I1: 32). Eine Ausnahme bildet hierbei die habitualisierte Weitergabe von Zeitungen innerhalb des Projektes. So berichtet eine Bewohnerin:

»Wenn ich nach Hause komme, liegt die Zeitung von meiner Nachbarin immer vor der Tür, weil sie sie halt morgens liest und ich bin dann quasi die Zweitverwertung und geb sie am nächsten Tag noch zur Drittverwertung weiter.« (P2I9: 20)

Diese Weitergabe entfaltet neben der Ressourceneinsparung durch die mehrfache Verwendung scheinbar auch inkludierende Wirkungen. So berichtet eine Bewohnerin, dass sie infolge dieses Arrangements wieder verstärkt Zeitung lesen würde, was sie vorher aufgrund der hohen Kosten nicht mehr getan hätte. Die Praktik ermöglicht und fördert in diesem Fall die Praktik des Zeitungslesens und bietet somit einen erweiterten Zugang zu gesellschaftlichen Diskursen. Dies wäre sicherlich auch außerhalb gemeinschaftlicher Lebenszusammenhänge möglich. Zugleich erscheint ihre Realisierung jedoch in einem gemeinschaftlichen Rahmen aufgrund der gesteigerten sozialen Nähe wahrscheinlicher.

Im Gegensatz zum Projekt Rosengärten sind Praktiken des Tauschens und Schenkens im Projekt Gereonsplatz sehr verbreitet. Dabei werden insbesondere Kleidungsstücke, aber auch Bücher und andere Güter (um-)verteilt, was hinsichtlich der distributiven Gerechtigkeit relevant ist. Mehrere Bewohner*innen berichten, dass sie einen großen Teil ihrer Garderobe über die Weitergabe im Haus beziehen (vgl. P1I0: 454, P1I5: 13, P1I7: 81). Eine Bewohnerin erzählt gar: »Kleidung habe ich seit ich hier lebe, abgesehen von Unterwäsche, nie wieder gekauft.« (P1I8: 62) Zugleich zeigt sich, dass Praktiken des Tauschens und Schenkens nicht exklusiv für das Projekt sind. Vielmehr waren viele Bewohner*innen schon aus anderen Zusammenhängen mit solchen Praktiken vertraut (vgl. z.B. P1I4: 49). Dies deutet darauf hin, dass bei den potenziellen Träger*innen bereits Kompetenzen und Affinitäten zu den Praktiken vorhanden waren, was dazu führte, dass sich die Praktiken leichter im Projekt »einnisten« konnten. Es fällt auf, dass hinsichtlich der Bedeutung dieser Praktiken explizit auf Fragen der Nachhaltigkeit verwiesen wird. Dies wird unter anderem daran deutlich, dass in den Interviews Konzepte und Bedeutungen wie etwa »weniger Ressourcenvergeudung« (P1I4: 49), »Nachhaltigkeit« und »Unterstützung« (P1I2: 40) sowie »weniger Konsumieren« (P1I5: 13) mit den Praktiken verknüpft werden. Für den Vollzug der Praktiken des Tauschens und Schenkens im Projekt Gereonsplatz kommt dem sogenannten Umsonstregal eine große Bedeutung zu, weshalb in der Folge ausführlich darauf eingegangen wird.

→ *Das Umsonstregal*

Das Umsonstregal, von den Bewohner*innen mitunter auch als »Free-Shelf« (P1I9: 77) bezeichnet, ist eine sozio-materielle Institution, die im Rahmen des Vollzugs der Praktiken des Tauschens und Schenkens entstanden ist und seitdem ermögli-

chend und verstärkend auf diese Praktiken zurückwirkt. Es besteht aus mehreren Regalen und Kleiderstangen, die im Eingang des Wohnprojektes aufgebaut und sowohl für die Bewohner*innen als auch für Besucher*innen und Menschen außerhalb des Projektes zugänglich sind.

An der Entstehung und Entwicklung des Umsonstregals lässt sich gut die sukzessive Institutionalisierung von *Mikroinfrastrukturen* als speziellen Typus sozio-materieller Arrangements im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung darstellen. Infolge des Vollzugs von Praktiken des Tauschens und Schenkens entstanden zunächst Orte innerhalb des Hauses, an denen materielle Artefakte gesammelt wurden, die von einzelnen Personen nicht mehr benötigt und weitergegeben werden sollten. So etwa »Verschenkecken« (PIIo: 448) oder auch »Zu-Verschenken-Kisten« (PII5: 23). Diese waren jedoch immer wieder überfüllt und wenig sortiert. Darüber hinaus wurden sie bei einer Brandschutzbegehung moniert (vgl. PIIo: 350). Dies führte zu der Idee, vor der Tür ein Umsonstregal zu installieren, zu dem nicht nur die Bewohner*innen und ihre Gäste, sondern auch andere Menschen Zugang haben sollten. Anschließend wurde die Einrichtung des Regals auf einer Hausversammlung beschlossen und durch einen Teil der Bewohner*innen umgesetzt (vgl. PI14: 51-53). Bei der Einrichtung des Umsonstregals spielt erneut das architektonische Umfeld eine wichtige Rolle. Erst durch den großen überdachten Hauseingang war es überhaupt niedrigschwellig möglich, das Umsonstregal außerhalb des Hauses wettergeschützt aufzustellen und es auf diese Weise auch für Menschen jenseits des Projektes zugänglich zu machen.

Durch die Einrichtung des Umsonstregals wurden die schon zuvor gelebten Praktiken des Tauschens und Schenkens gewissermaßen institutionalisiert, was eine verstärkende Rückwirkung auf sie entfaltet. Das Umsonstregal entwickelte sich dabei nicht in einem luftleeren Raum, aus einer abstrakten Idee heraus, sondern war vielmehr Ergebnis des Vollzugs von Praktiken des Tauschens und Schenkens im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung. Darüber hinaus war das Prinzip des Umsonstregals bereits aus anderen Zusammenhängen bekannt. Es wird von den Bewohner*innen weniger als »soziale Innovation« (vgl. hierzu Jaeger-Erben et al. 2017: 10ff.), sondern vielmehr als »normal« (POIo: 448) empfunden, was vermutlich auf die milieuspezifische Sozialisation der Bewohner*innen zurückzuführen ist. Umsonstregale und Umsonstläden – mitunter auch als »Freeboxen« oder »Free Shops« bezeichnet (vgl. Habermann 2009: 70) – finden in den letzten Jahren eine starke Verbreitung und entstehen an den verschiedensten privaten und öffentlichen Orten. In der wissenschaftlichen Debatte werden sie oftmals mit alternativer Ökonomie, Nachhaltigkeit oder einer suffizienten Lebensweise in Verbindung gebracht (vgl. ebd.: 70f., Bließert 2013: 53ff., Lage-Diestel 2017: 333f.). Auch von den Bewohner*innen wird das Umsonstregal – ebenso, wie die damit verbundenen Praktiken des Tauschens und Schenkens – diskursiv mit einer ressourcenschonenden, konsumkritischen und nachhaltigen Lebensführung verbunden (vgl. POIo:

460, P1I2: 40, P1I4: 49). Soziale Aspekte spielen hier ebenfalls eine Rolle. Das Umsonstregal ermögliche »Leuten, die vielleicht nicht das Geld haben oder ausgeben wollen, um sich neue Sachen zu kaufen, [...] Sachen zu kriegen« (P1I4: 49). Schließlich wird auch Bequemlichkeit mit dem Umsonstregal verbunden. So sei es »auch einfach das bequemste der Welt, [Dinge] auszusortieren und [...] einfach vor die Haustür zu stellen« (P1I7: 81).

Zugleich ist mit dem Umsonstregal jedoch auch ein gewisser Aufwand verbunden, da es immer wieder aufgeräumt werden muss, was mitunter als »nervig« (P1I5: 23) erlebt wird. Aus diesem Grund finden in dem Projekt regelmäßig Aushandlungs- und Organisationsprozesse statt, die Verantwortung zuschreiben und das regelmäßige Aufräumen gewährleisten, was den Bewohner*innen zufolge nicht immer einfach ist (vgl. P1I9: 77):

»Dann irgendwann gab es halt Einzelpersonen, die dafür verantwortlich waren, den [Umsonstladen] sauber zu halten und das ist halt ultraschwierig, weil der schon immer mal wieder super chaotisch ist. Und deswegen ist das gerade eher so'n Ding, von ›alle sind dafür verantwortlich‹ und das klappt halt mal mehr und mal weniger gut.« (P1I4: 53)

Die Notwendigkeit das Umsonstregal regelmäßig aufzuräumen ist unter anderem auf die Tatsache zurückzuführen, dass es intensiv von Menschen außerhalb des Projektes genutzt wird, die vermittelt über das Umsonstregal zu Partizipierenden der Praktiken des Tauschens und Schenkens im Rahmen des Wohnprojektes werden. Dies konnte unter anderem in der Feldphase beobachtet werden:

»Als ich unten aus der Tür gehe, sucht ein Mann gerade im Umsonstladen herum. Ich frage ihn, ob er ihn häufiger nutzen würde und er bestätigt dies. Er erzählt, dass er sich regelmäßig Bücher holen und sie später gegen neue tauschen würde.« (P1B4: 6)

Regelmäßig kommen den Bewohner*innen zufolge Menschen, die entweder Dinge mitnehmen oder auch Dinge in das Umsonstregal stellen (vgl. P1I9: 76). »Also es gibt definitiv auch Leute von außen, die irgendwas vorbeibringen, also weiß ich nicht, ich mein, wir haben hier schon mal ne Geige gefunden.« (P1I0: 456). Dabei besteht eine Herausforderung darin, dass es sich bei den zugestellten Dingen nicht immer um noch intakte Gegenstände handelt. Vielmehr werde das Regal manchmal auch »zugemüllt« (P1I9: 76). Darüber hinaus komme es teilweise dazu, dass einfach zu große Mengen abgestellt werden:

»Das waren dann auch teilweise Sachen, wie, da wurde der Free-Shelf da vorne beim [Platz in der Nähe] weggemacht und die Leute haben einfach all die Bücher eingepackt und die halt vor unser Ding [beide lachen] hingeknallt. Sowas ne, also

ich weiß nicht, wie viele Bücher wir schon insgesamt weggeschmissen haben, weil wir halt, was sollen wir machen.« (P19: 76)

Um diesen Problemen entgegenzuwirken wurden von den Bewohner*innen Schilder mit Hinweisen und Regeln für die Nutzung aufgestellt, etwa dass keine Bücher mehr abgestellt werden sollen. Dies führte einem Bewohner zufolge zwar zu einer Besserung der Situation, zugleich würden sie jedoch zum Teil auch ignoriert, was wiederum dazu führe, dass regelmäßig aufgeräumt werden müsse (P19: 76). Die Aufrechterhaltung der Mikroinfrastrukturen – in diesem Fall das Umsonstregal –, die nachhaltige Praktiken ermöglichen, bzw. fördern, erfordert somit nicht nur Raum, sondern immer auch Zeit.

Insgesamt zeigt sich, dass sich im Rahmen der gemeinschaftlichen Lebensführung in den untersuchten Wohnprojekten unterschiedliche Praktiken des Tauschens und Schenkens beobachten lassen. Zugleich ist festzustellen, dass sich das Ausmaß der Verbreitung dieser Praktiken zwischen den beiden untersuchten Projekten stark unterscheidet. Während diese Form der Praktiken im Projekt Rosengärten nur vereinzelt und isoliert auftritt, sind sie im Projekt Gereonsplatz weit verbreitet und institutionalisiert. Doch wie kann diese auffällige Differenz erklärt werden? Hier spielen mehrere Faktoren eine Rolle. Zunächst deutet sich im Material an, dass die starke Trennung der individuellen Lebensführungen im Projekt Rosengärten hierbei von Relevanz ist, denn die Entstehung solcher Praktiken lässt sich im Projekt Gereonsplatz unter anderem auf die ausgeprägte soziale Dichte zurückführen. Darüber hinaus finden sich Hinweise, dass unter anderem die große Anzahl von Bewohner*innen und auch an Gästen hierbei eine Rolle spielt. Zwar sind Praktiken des Tauschens und Schenkens auch außerhalb gemeinschaftlicher Wohnprojekte verbreitet, es scheint jedoch immer eine kritische Masse an Partizipierenden notwendig, damit sich solche Praktiken dauerhaft etablieren und institutionalisieren können. So entwickelten sich die Praktiken im Projekt Gereonsplatz unter anderem dadurch, dass immer wieder Gäste daran partizipierten, indem sie materielle Artefakte mitnahmen oder auch ins Projekt brachten (vgl. P15: 23). Eine stärker gemeinschaftliche Lebensführung stellt somit Bedingungen bereit, die die Realisierung von Praktiken des Tauschens und Schenkens ermöglichen und erleichtern.

Darüber hinaus scheinen aber auch milieuspezifische Erfahrungen eine Rolle zu spielen. So werden Praktiken des Tauschens und des Schenkens von den Bewohner*innen des Projektes Gereonsplatz als normal und alltäglich beschrieben und viele berichten, dass sie bereits an anderer Stelle mit solchen Praktiken und auch den damit verbundenen institutionalisierten sozio-materiellen Arrangements, wie Umsonstläden und Umsonstregalen, in Kontakt gekommen seien. Im Projekt Rosengärten hingegen scheinen diese Praktiken für viele Bewohner*innen nicht zur Normalität zu gehören. Dies verweist auf die Relevanz von milieuhängigen So-

zialisationsprozessen und damit verbundenen Kompetenzen und Wissensbeständen sowie die Bedeutung der beteiligten Subjekte, die als ihre Träger*innen auftreten. Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, ob hier auch Lebensverlaufseffekte eine Rolle spielen. So bleibt offen, ob die Bewohner*innen, wenn sie älter werden, sich ihre Lebenslage verändert und sie unter Umständen mehr finanzielle Ressourcen zur Verfügung haben, Träger*innen dieser Form von Praktiken bleiben oder von konventionellen, ressourcenintensiven Praktiken als Träger*innen rekrutiert werden.

Neben diesen Überlegungen zu den Praktiken des Tauschens und Schenkens in den beiden untersuchten Wohnprojekten, konnte am Beispiel des Umsonstregals im Projekt Gereonsplatz angedeutet werden, wie die Realisierung nachhaltiger Praktiken im Rahmen einer gemeinschaftlichen Lebensführung durch die Schaffung von Mikroinfrastrukturen unterstützt werden kann. Es wird deutlich, dass hierbei sowohl materielle Arrangements, wie die Architektur des Hauses, als auch Bedeutungen, wie Ressourcenschonung und (soziale) Nachhaltigkeit, sowie Wissen und Kompetenzen, die mitunter in anderen Zusammenhängen erworben wurden, eine Rolle spielen. Es zeigt sich, dass die Entwicklung von Mikroinfrastrukturen zwar mit Diskursen und Erfahrungen zusammenhängt, die über das Projekt hinausweisen, sich aber aus der konkreten Lebenspraxis heraus generiert.

DIY-Praktiken

Ein letzter Typ von Akquisitionspraktiken, die sich in den Projekten finden lassen, sind Do-it-yourself-, bzw. DIY-Praktiken, die auch als Praktiken des Selbermachens bezeichnet werden können. Sie reichen von der Herstellung von Geschenken, über das Reparieren oder das Upcycling von Gegenständen und die bauliche Gestaltung des Wohnraums bis hin zu Subsistenzpraktiken, wie etwa die Produktion von Gemüse im eigenen Garten. In der wissenschaftlichen Debatte wird DIY-Praktiken eine große Bedeutung für Nachhaltigkeit und eine sozial-ökologische Transformation zugeschrieben (vgl. z.B. Baier et al. 2016: 34f., Greve 2017: 77f., Kropp/Stinner 2018: 29, Jaeger-Erben et al. 2019: 48f.). So argumentieren Bartling und Leggewie (2016: 278) etwa hinsichtlich der Praktik des Reparierens: »Zusammenfassend darf der Reparierbarkeit und dem Reparieren in Bezug auf nachhaltiges Produzieren und Konsumieren eine wichtige Treiberfunktion zugewiesen werden.«

Für die Projekte zeigt sich, dass auch dieser Typ von nachhaltigen Akquisitionspraktiken im Projekt Gereonsplatz deutlich stärker verbreitet ist als im Projekt Rosengärten. So ist die Herstellung oder das Upcycling von Produkten, wie etwa Geschenken oder Einrichtungsgegenständen im Projekt Gereonsplatz alltägliche Praxis (vgl. P1B5: 6ff., P1M1: 3). Auch viele der Möbel sowie gemeinschaftliche Einrichtungen, wie die Küchen in den Wohngemeinschaften (vgl. P1I7: 11) oder große Plattformen in mehreren Etagen, die als Gemeinschaftsraum und Schlafplatz für

Gäste dienen sollen (vgl. P1I0: 218, P1I0: 87), wurden gemeinsam hergestellt. Insgesamt werde in dem Projekt »immer was gebaut« (P1I6: 19, vgl. auch P1I1: 14). Die Möglichkeit, das Haus und damit den eigenen Lebensraum zu gestalten wird dabei von den Bewohner*innen als »Freiheit« (P1I1: 14) erlebt. Hierzu stehen ihnen ein Holzlager und eine kleine Holzwerkstatt im Keller des Projektes zur Verfügung. Das verwendete Holz wird zum Teil für diesen Zweck gekauft, oftmals handelt es sich aber auch um Holz oder Holzreste, die auf diese Art und Weise wiederverwertet werden. Wie gut ausgestattet die Holzwerkstatt gerade ist, hänge immer auch von der Zusammensetzung der aktuellen Bewohner*innen ab:

»Das ist ein bisschen davon abhängig, ob du jetzt gerade Holzmenschen oder andere Menschen im Haus hast und ob die Bock haben ihre Werkzeuge zu teilen. Meistens haben sie am Anfang Bock, später weniger, nachdem die Hälfte der Werkzeuge irgendwo verschwunden ist.« (P1I0: 426)

An dieser Stelle werden zwei Dinge deutlich: Zum einen zeigt sich die Bedeutung der Subjekte für die Realisierung und Verstetigung nachhaltiger Praktiken, die als Träger*innen sowohl die entsprechenden Praktiken als auch die damit verbundenen Kompetenzen und Materialitäten in das Projekt einbringen. Zum anderen werden jedoch auch Schwierigkeiten gemeinschaftlicher Nutzung angesprochen. Hier der mitunter wenig pflegliche Umgang mit den gemeinschaftlich genutzten Werkzeugen. Dieses Problem wird in der ökonomischen Forschung oftmals unter den Begriffen »Allmende-Dilemma« (vgl. Huber 2011b: 188ff.) oder »Allmende-Klemme« diskutiert (vgl. Neugebauer 2004: 28f.). Auch wenn alle ein Interesse daran haben, ein kollektives Gut zu erhalten, »kollidieren kurzfristige individuelle Interessen [oder Unachtsamkeiten] langfristig mit den Interessen der Gemeinschaft« (ebd.: 29). Zugleich scheint es aber in dem Projekt immer wieder Lösungen zu geben, mit diesem Problem umzugehen. So existiert neben der Holzwerkstatt im Keller des Projektes auch noch eine Fahrradwerkstatt, die alle Bewohner*innen, aber auch Besucher*innen nutzen können (vgl. P1I5: 5ff.). Hierfür wurden gemeinschaftliche Werkzeuge angeschafft und farblich markiert, um einer Verwechslungsgefahr vorzubeugen und auf diese Weise den Verlust von Werkzeug zu reduzieren (vgl. P1I0: 398).

Auch verschiedene Praktiken der Reparatur sind in dem Projekt zu beobachten (vgl. P1M1: 3, P1I7: 67f.). Da diese zumeist in gemeinschaftlichen Kontexten stattfinden, kommt es hier mitunter zu einer Vermittlung von Kompetenzen, etwa wenn sich die Bewohner*innen gegenseitig helfen, Dinge zu reparieren und es Reparaturpraktiken somit möglich wird neue Träger*innen zu rekrutieren. Unterstützend wirkten dabei auch die gemeinschaftlichen Infrastrukturen, wie die Holz- und die Fahrradwerkstatt. DIY-Praktiken gehen zum einen mit einer Reduzierung des Ressourcenverbrauchs einher, indem die Nutzungsdauer von materiellen Artefakten verlängert wird. Zum anderen spielen sie jedoch auch durch die Vermitt-

lung von Kompetenzen eine Rolle für Nachhaltigkeit (vgl. auch Bertling/Leggewie 2016: 278f.). Im Rahmen der Realisierung dieser Praktiken werden Kompetenzen vermittelt, die für verschiedene nachhaltige Praktiken von Bedeutung sind und somit fördernd auf sie zurückwirken. Darüber hinaus werden solche Praktiken normalisiert und in der Folge niedrigschwelliger zugänglich, wie an dem folgenden Interviewausschnitt illustriert werden kann:

»Ok, also auch ganz praktisch gesehen sind zum Beispiel so handwerkliche Geschichten. Also da habe ich zum Beispiel, da hat sich voll was bei mir geändert, zum Beispiel im Umgang damit. Dann, ach ja, doch auf jeden Fall, [Interviewer: Also das es dir einfacher fällt handwerkliche Dinge einzugehen?] genau, dass ich selbst auch Dinge machen kann. Zum Beispiel, dass ich es selbstverständlicher finde sowas zu machen, dass ich auch Bock drauf habe, sowas zu machen.« (P116: 33)

Es ist zu betonen, dass für die Realisierung von DIY-Praktiken nicht nur die materiellen Grundlagen und entsprechende Kompetenzen vorhanden sein müssen, sondern immer auch Zeit, da diese Praktiken oftmals zeitintensiv (mindestens aber zeitintensiver als ein (Neu-)Kauf) sind und sie dementsprechend stets in Konkurrenz zu anderen Praktiken, etwa der Erwerbsarbeit stehen. Zugleich sind gemeinschaftliche DIY-Praktiken auch für die Vergemeinschaftungsprozesse von großer Bedeutung. Dies zeigt sich besonders deutlich anhand der Phase nach dem Wiedereinzug infolge der Renovierung des Projekts Gereonsplatz, in der das ganze Projekt in gemeinschaftlicher Arbeit neu eingerichtet werden musste. Diese Zeit wird von den Bewohner*innen als sehr intensiv und stark gemeinschaftsbildend empfunden:

»Ja, also am Anfang ist so'n super, super starkes Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden, aber auch weil wir halt das ganze Haus renovieren mussten. Also es wurde kernsaniert, aber renovieren mussten wir das komplett selber und wir haben halt alle Küchen selber gebaut und sowas. Und dann war halt ganz viel so'n, ah das Zimmer ist noch nicht bewohnbar, ok, wir schlafen alle in dem Zimmer. [Interviewer lacht] Und, ah ok, es gibt nur eine Küche, ok, wer kocht heute für 20 Leute, damit die anderen 20 noch bauen können und so. Genau und das hat so die ersten ein, zwei Jahre so'n sehr, sehr starkes Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen.« (P117: 11)

Ein anderer Bewohner berichtet über diese Zeit:

»Da ist das total familiär geworden für mich und was ich von den anderen weiß, auch für viele andere. Und es hat sich tatsächlich echt so der Lebensmittelpunkt ganz, ganz, ganz, ganz stark irgendwie hierauf bezogen. Und die Zeit war total schön und intensiv. Also einfach sozusagen dieses gemeinschaftliche, also ja, wenn du fragst, was macht das aus so die Gemeinschaft und auch sozusagen das,

genau das sich auf diese, auf diese Lebensgemeinschaft wirklich jetzt sozusagen zu konzentrieren.« (P1I6: 17)

Auch wenn dieses sehr enge Gemeinschaftsgefühl den Bewohner*innen zufolge anschließend wieder abnahm, da sich die Ausnahmesituation mit der Zeit auflöste und anschließend das große gemeinsame Projekt fehlte (vgl. P1I7: 11, P1I6: 17, P1I9: 12), so wird an dieser Stelle doch deutlich, welch große Bedeutung gemeinsame Projekte und geteilte Praxis für das Projekt und für die Vergemeinschaftung von Menschen im Allgemeinen besitzen. Dies gilt einerseits für »Großprojekte«, wie die Renovierung des Hauses, aber auch für alltäglichere Formen gemeinschaftlicher Praxis, wie sie im Rahmen von DIY-Praktiken zu beobachten sind. Erstens werden im Rahmen dieser Praktiken geteilte Bedeutungen, wie etwa Konsumkritik oder Ressourcenschonung, aber auch Vorstellungen von Gemeinschaftlichkeit reproduziert und zweites schreibt sich die Praxis in das sozio-materielle Arrangement des Projektes als geteilte Umwelt ein. So ist z.B. der Hausflur bunt und mit einer Vielzahl von politischen Parolen und Forderungen bemalt. Außerdem finden sich verschiedene Holzkonstruktionen (vgl. P1B9: 6, P1I0: 319). Diese Arrangements tragen dann wiederum zur speziellen Atmosphäre des Hauses bei und wirken auf diese Weise identitätsstiftend auf die Subjekte zurück (vgl. P1I1: 14, P1I2: 22).

Schließlich finden neben den bisher diskutierten DIY-Praktiken auch Verweise auf Subsistenzpraktiken, wie der Anbau von Gemüse im gemeinschaftlichen Schrebergarten des Projektes. Dieser wurde gemeinsam angeschafft und über das Vereinskonto des Projektes finanziert (vgl. P1I0: 85). Um die Bewirtschaftung zu organisieren wurden verschiedene Institutionen, wie etwa ein »Gemeinschaftsarbeitskalender« für den Garten geschaffen, der am Schwarzen Brett des Hauses für alle Bewohner*innen zugänglich ausgestellt wurde (vgl. P1I0: 389). Im Laufe der Zeit stellte sich jedoch heraus, dass die Bewirtschaftung zu aufwendig war und sich zu wenige Bewohner*innen dafür verantwortlich fühlten, sodass der Garten in der Folge wieder abgeschafft wurde, wodurch auch die damit verbundenen Subsistenzpraktiken nicht mehr realisiert wurden (vgl. P1I5: 41). Dies verweist erneut auf die nicht zu unterschätzende Bedeutung des Faktors Zeit für eine gemeinschaftliche, mithin nachhaltige Lebensführung.

Auch im Projekt Rosengärten besitzt eine Bewohnerin einen Schrebergarten, in dem sie einen großen Teil ihres Gemüses selbst anbaut. Im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz sind die damit verbundenen Praktiken jedoch nicht Teil der gemeinschaftlichen Lebensführung, sondern auf die individuelle Lebensführung dieser Bewohnerin begrenzt (vgl. P2I10: 30). Auch andere Formen von DIY-Praktiken werden zwar mitunter von einzelnen Bewohner*innen realisiert, spielen jedoch für die gemeinschaftliche Lebensführung ebenfalls keine Rolle. Dies kann wiederum unter anderem auf die geringere soziale Dichte innerhalb des Projektes zurückgeführt werden. Große Teile der Lebensführungen der Bewohner*innen verlaufen

hier getrennt, sodass sich die vorhandenen DIY-Praktiken nicht im Rahmen einer gemeinsamen, geteilten Praxis niederschlagen und mit einem Teilen der notwendigen Materialien und Kompetenzen einhergehen. Auch bestehen im Gegensatz zum Projekt Gereonsplatz keine gemeinschaftlichen Infrastrukturen, wie eine Werkstatt oder ähnliches, die allen Bewohner*innen zugänglich sind und als Orte für einen solchen Austausch dienen könnten (vgl. auch Jaeger-Erben et al. 2019: 59), was dazu führt, dass es für nachhaltige DIY-Praktiken schwieriger ist, Eingang in die Lebensführungen der Bewohner*innen zu finden.

15.3.2 Nutzungs- und Verbrauchspraktiken

Nachdem in dem vorangegangenen Kapitel ein Einblick in die Akquisitionspraktiken in den Projekten gegeben wurde, liegt der Fokus im Folgenden auf Nutzungs- und Verbrauchspraktiken, also Praktiken, in deren Rahmen Dinge verarbeitet und verwendet werden. Wie im Rahmen der Analyse deutlich wurde sind Akquisitionspraktiken in der alltäglichen Lebensführung eng mit Nutzungs- und Verbrauchspraktiken verwoben und oftmals durch zeitliche und räumliche Logiken und Strukturen miteinander verflochten. So bedingen bestimmte Akquisitionspraktiken, etwa das oben ausführlich beschriebene Markten, auch spezifische Praktiken der Verarbeitung, etwa, wenn große Mengen des gleichen Lebensmittels eingesammelt werden. Wie auch schon die Akquisitionspraktiken lassen sich auch die Nutzungs- und Verbrauchspraktiken weiter ausdifferenzieren und beschreiben, was im Folgenden systematisch umgesetzt wird.

Praktiken der Ernährung

Ein Typ der Nutzungs- und Verbrauchspraktiken, der stark mit den vorgestellten Praktiken der Beschaffung zusammenhängt, sind nachhaltige Praktiken der Ernährung. Für Fragen der Nachhaltigkeit sind sie insbesondere deshalb von Bedeutung, da sie einen geringeren Ressourcenumsatz haben als konventionelle Ernährungspraktiken und auf diese Weise mit der ökologischen, vermittelt jedoch auch mit der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit im Sinne der Umwelt- und Klimagerechtigkeit verbunden sind. So weist etwa eine Ernährungsweise ohne tierische Produkte verschiedene Potenziale für eine nachhaltige Entwicklung auf:

»Today, and probably into the future, dietary change can deliver environmental benefits on a scale not achievable by producers. Moving from current diets to a diet that excludes animal products (table S13) (35) has transformative potential, reducing food's land use by 3.1 (2.8 to 3.3) billion ha (a 76 % reduction), including a 19 % reduction in arable land; food's GHG emissions by 6.6 (5.5 to 7.4) billion metric tons of CO₂eq (a 49 % reduction); acidification by 50 % (45 to 54 %); eutrophication by 49 % (37 to 56 %); and scarcity-weighted freshwater withdrawals by 19 % (–5 to 32 %) for a 2010 reference year.« (Poore/Nemecek 2018: 991)

Auch gemeinschaftliche Nutzungspraktiken sind für die ökologischen und sozialen Auswirkungen der Lebensführung relevant, da sie geringere Mengen an Energie bei der Zubereitung der von Speisen erfordern als individuelle Zubereitungsformen, indem sich hier Effizienzvorteile realisieren, etwa hinsichtlich der Erwärmung der Lebensmittel. Auch ist es in ihrem Rahmen einfacher möglich, Lebensmittel zu verarbeiten, die im Rahmen von nachhaltigen Akquisitionspraktiken, wie Märkten und Foodsharing, eingesammelt wurden und die sich oftmals durch große Mengen einzelner Produkte auszeichnen. Schließlich tragen gemeinschaftliche Ernährungspraktiken auch zur Gemeinschaftsbildung bei, wirken dabei inkludierend und sind auf diese Weise auch mit Fragen der sozialen Nachhaltigkeit im Sinne der Anerkennung und der partizipativen Gerechtigkeit im sozialen Nahraum verbunden.

Wie auch schon in anderen Bereichen unterscheiden sich die untersuchten Projekte hinsichtlich der beobachteten Ernährungspraktiken deutlich. Im Projekt Rosengärten beschränken sich die gemeinschaftlichen Formen der Ernährung in erster Linie auf die gemeinsamen Treffen und Feste. Diese zeichnen sich überwiegend durch konventionelle Formen von Ernährungspraktiken aus. Jenseits davon verlaufen die Praktiken der Ernährung recht unverbunden in den Einzelhaushalten. Zwar gibt es in dem Projekt durchaus Vegetarier*innen (vgl. P2I4: 50, P2I7: 47, P2I12: 28), die Ernährungspraktiken verbleiben insgesamt jedoch fast ausschließlich auf der Ebene der individuellen Lebensführung und schlagen sich nur marginal in der gemeinschaftlichen Lebensführung nieder. Dies wird von einzelnen Bewohner*innen als problematisch markiert und als ein Grund dafür, dass sich auch in anderen Bereichen eine gemeinschaftliche Lebensführung weniger stark etablieren könne, da mit dem gemeinsamen Essen eine wichtige gemeinschaftsfördernde Praktik nicht oder nur in Ausnahmefällen, wie etwa gemeinsamen Festen realisiert werde (vgl. P2I6: 32). Dies ist wiederum in erster Linie auf die grundsätzliche Aufteilung des Wohnprojektes und seine sozio-materiellen Arrangements zurückzuführen. Auch unterschiedlichen Zeitrhythmen der Bewohner*innen und ihre im Vergleich zum Projekt Gereonsplatz, größere Heterogenität hinsichtlich ihres Alters, ihrer Interessen und ihrer Einstellungen spielen hierbei eine wichtige Rolle.

Im Projekt Gereonsplatz sind nachhaltige und ressourcenschonende Ernährungspraktiken, wie gemeinsames Kochen (vgl. P1B3: 14, P1B5: 5) oder eine vegetarische Ernährung (vgl. P1B2: 8, P1B9: 14, P1I0: 145ff.) deutlich stärker verbreitet. Zwar wird manchmal auch alleine gekocht, etwa wenn Bewohner*innen gerade nur bestimmte Nahrungsmittel essen (vgl. P1I0: 203), insgesamt überwiegt jedoch das gemeinsame, bzw. gemeinschaftliche Kochen deutlich. Dieses findet meist in den Küchen der einzelnen Wohngemeinschaften statt, ist dabei jedoch nicht exklusiv, sodass Bewohner*innen aus verschiedenen Etagen und oftmals auch einige der vielen Gäste gemeinsam Kochen und Essen. Den Küchen kommt dabei als sozio-materiellen Infrastrukturen eine wichtige Bedeutung zu, da sie der Ort sind

an dem sich die gemeinschaftlichen Ernährungspraktiken, aber auch andere Gemeinschaftspraktiken vollziehen (vgl. P1I0: 197, P1I9: 12). In diesem Sinne wirkt das Teilen der Küchen durch mehrere Bewohner*innen ermöglichend auf die gemeinschaftlichen Ernährungspraktiken. Zugleich werden durch das architektonische Arrangement des Hauses auch weiterführende Vergemeinschaftungsprozesse und noch stärker kollektive Ernährungspraktiken verhindert, indem die Küchen der unterschiedlichen Etagen getrennt sind (vgl. P1I8: 25).

Im Vollzug der Ernährungspraktiken wird meist mehr gekocht als die Beteiligten verbrauchen können, sodass sich immer auch andere noch spontan anschließen können. Weggeschmissen wird trotzdem recht wenig, da sich immer wieder Menschen finden, die das Gekochte aufessen. Grundsätzlich findet man im Haus immer eine Möglichkeit, irgendwo etwas mitzuessen (vgl. P1B2: 21). Es stellt sich heraus, dass das Mitessen bei anderen als eine selbstverständliche Normalität wahrgenommen wird (vgl. P1B2: 27, P1B3: 21). Dabei kommt neben der hohen sozialen Dichte und der sozio-materiellen Struktur des Projektes auch den integrierten Artefakten eine Bedeutung zu. Da ein großer Teil der verarbeiteten Lebensmittel durch alternative Akquisitionspraktiken, wie Märkten oder Foodsharing (vgl. Kapitel 15.3.1), beschafft wurde und es sich somit im weitesten Sinne um Gemeinschaftseigentum handelt, ist das Teilen des Essens naheliegender und niedrigschwelliger als in anderen Zusammenhängen (vgl. P1B5: 5, 21, P1B7: 7). Die auf diese Weise eingesammelten Lebensmittel stellen aber auch Ansprüche an spezifische Kompetenzen bei der Verarbeitung. Darüber hinaus beansprucht die Verarbeitung der Lebensmittel mitunter deutlich mehr Zeit. Beides kann anhand des folgenden Ausschnitts aus einem Beobachtungsprotokoll illustriert werden:

»Nachdem wir fertig sind, gehen wir hoch in die Küche. Dort ist [ein Bewohner] bereits am Kochen. Er bereitet eine große Pfanne Bratkartoffeln vor. Wir gesellen uns dazu und beginnen als Beilage Spinat vorzubereiten. Ich sortiere den Spinat. Es ist sehr mühsam, da viele Blätter schon nicht mehr gut sind und es eine etwas nervige Aufgabe ist, die guten und schlechten Blätter voneinander zu trennen. Gerade bei der Tüte, die ich erwischte habe. Aber das gehört wohl zum Märkten dazu.« (P1B9: 12)

Es wird grundsätzlich vegetarisch, oftmals sogar vegan, gekocht (vgl. P1I0: 332). Dies ist, wie in Kapitel 15.3.1 bereits ausgeführt, sogar durch eine Regel institutionalisiert, die besagt, dass Fleisch im Haus verboten ist. Im Rahmen der geteilten Lebensführungspraxis werden auch Kompetenzen für eine vegetarische Ernährung vermittelt:

»Dann, was sich auf jeden Fall verändert hat, du hattest gerade so Vegetariersachen angesprochen, das war ich vorher schon, aber auf jeden Fall eine bewusster Ernährung, habe ich auf jeden Fall bekommen. Also und auch »ne gesündere.

Das auf jeden Fall einfach dadurch, dass hier Menschen Quinoa essen und weiß was ich, wie das alles heißt [beide lachen]. [...] Ja, wirklich genau, also ja. Und mittlerweile kann ich das auch zubereiten und so, aber am Anfang kannte ich das überhaupt nicht.« (P1I6: 33)

Darüber hinaus tragen die gemeinschaftlichen und vegetarisch-veganen Ernährungspraktiken auch zur Gemeinschaftsbildung bei (vgl. P1I0: 51, P1B2: 6) und wirken subjektivierend und identitätsstiftend auf die Bewohner*innen, indem sie mit Bedeutungen, wie Nachhaltigkeit und Aktivismus verbunden werden (vgl. P1I8: 9). Schließlich ist auffällig, dass hinsichtlich der Ernährung eine Verschiebung von Normalität zu beobachten ist, die in der Folge ausführlicher dargestellt werden soll, da sie für theoretische Überlegungen zu einer nachhaltigen Lebensführung von Bedeutung ist.

→ *Vegetarismus, Veganismus und Normalität*

Während Vegetarismus und Veganismus in der deutschen Gesellschaft trotz stetig wachsender Verbreitung weiterhin ein Nischendasein fristen (vgl. Statista 2017), bilden sie in dem Wohnprojekt Gereonsplatz eine alternative Normalität. Dies zeigt sich unter anderem daran, dass sie als selbstverständlich wahrgenommen werden und eine Abweichung von vegetarischen und veganen Ernährungspraktiken irritiert. Als etwa ein Bewohner, während des gemeinsamen Kochens, erzählt, dass er Weihnachten bei seiner Familie Fleisch esse, wird dies im darauffolgenden Gespräch als überraschende Abweichung von der Norm interpretiert. So sagt eine Besucherin, die mit am Tisch sitzt: »Ich bin es nicht mehr gewohnt, dass jemand linkes Fleisch ist, den ich kenne.« (P1B9: 14)

In einer anderen Situation erzählt eine Bewohnerin, dass sie am Abend zuvor Hirschgulasch gegessen habe. Dass sie dies berichtet, stellt sie im Gespräch, wenn auch scherzhaft, als »Beichte« (P1B2: 8) dar. Selbst der Konsum von Eiern wird als Besonderheit markiert. So argumentiert ein anderer Bewohner »Eier ist ja fast wie Fleischessen« (P1B3: 34). Als er sich zum Abendessen ein Brot mit Käse und Spiegelei zubereitet, präsentiert er es, als würde er sich dies nur ausnahmsweise gönnen. An diesen Verweisen auf das empirische Material werden mehrere Aspekte deutlich. Zum einen zeigt sich, dass sich nicht nur die Normalität, sondern auch die Norm verschoben hat. Fleisch oder auch Eier und Milchprodukte zu essen wird in dem Projekt als ethisch problematisch markiert, sodass vegetarische und insbesondere vegane Praktiken auf- und Fleischessen abgewertet wird (vgl. P1I8: 49). Demzufolge ist es, wenn überhaupt, in Ausnahmesituationen zulässig tierische Produkte zu konsumieren und wird ansonsten durch Missachtung sozial sanktioniert. Zum anderen verweist das erste Zitat darauf, dass die Verschiebung der Normalität nicht exklusiv in dem Projekt stattfindet, sondern in den Habitus und die Verhaltenskodizes eines sozialen Milieus eingebunden ist. Dies zeigt sich

auch daran, dass die meisten interviewten Bewohner*innen angeben, sich schon vegetarisch, bzw. vegan ernährt zu haben, bevor sie in das Projekt zogen (vgl. P1I3: 11, P1I4: 17, P1I5: 14f., P1I6: 33).

Dennoch spielt auch die gemeinschaftliche Lebensführung in dem Projekt für die Reproduktion der Normalität vegetarischer, bzw. veganer Ernährungspraktiken eine wichtige Rolle und wirkt verstärkend, bzw. erleichternd auf sie (vgl. P1I4: 17). So bietet sie eine Nische, in dem sich die alternative Normalität entfalten kann und den Subjekten Rückzugsräume, in denen ihre Praxis nicht als deviant wahrgenommen wird (vgl. P1I8: 9). Dies wirkt verstärkend, bzw. vereinfachend auf die Realisierungsmöglichkeiten der alternativen Ernährungspraktiken zurück. Zum einen indem eine vegetarische, bzw. vegane Ernährung nicht mehr gerechtfertigt werden muss, ein Problem, mit dem sich viele Vegetarier*innen und Veganer*innen im Alltag konfrontiert sehen – sowohl in familiären als auch in beruflichen und öffentlichen Kontexten.²⁴ Darüber hinaus ist es für alle Bewohner*innen immer möglich an den gemeinschaftlichen Ernährungspraktiken teilzunehmen, ohne sich hinsichtlich der Gerichte einschränken zu müssen, was auch dazu führt, dass mögliche Konflikte abgeschwächt oder vermieden werden, die mit Fragen der Ernährung zusammenhängen. Schließlich führt die Verschiebung der Normalität, die sogar durch die Regel kein Fleisch im Haus zu essen institutionalisiert wurde, zu einer Komplexitätsreduktion im Sinne der Einschränkung von Möglichkeiten und damit zu einer Entlastung der Subjekte. Dies ist auch deshalb relevant, da viele der Bewohner*innen angeben, Fleisch und andere tierische Produkte durchaus zu mögen (vgl. P1B3: 34). Eine Verschiebung der Normalität in dem skizzierten Sinne führt, in Kombination mit der sozialen Kontrolle im Rahmen des gemeinschaftlichen Zusammenlebens, die von den Bewohner*innen nicht als bevormundend und einschränkend, sondern positiv wahrgenommen wird (vgl. P1I7: 47), dazu, dass nachhaltige Ernährungspraktiken normalisiert und in der Folge vermehrt realisiert werden. Dabei ist die Wirkrichtung nicht einseitig, sondern die Praktiken und Normalitäten beeinflussen sich gegenseitig in ihrer Entwicklung (vgl. auch Shove 2003: 115).

Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung

Ein weiterer Typ nachhaltiger Praktiken, die mitunter eng mit den Praktiken der Ernährung zusammenhängen, sind Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung. Für Nachhaltigkeit sind sie relevant, da sich durch das Teilen, respektive die gemeinschaftliche Nutzung von Gütern sowohl der Ressourcenverbrauch reduzieren lässt, da Gegenstände nicht mehrmals angeschafft werden müs-

24 Dies wurde in einem Lehrforschungsprojekt zum Thema Nachhaltige Lebensführung herausgearbeitet, das ich gemeinsam mit Björn Wendt im Sommersemester 2017 an der WWU Münster gehalten habe.

sen, zum anderen tragen sie aber auch zur sozialen Integration bei und spielen für das gemeinschaftliche Zusammenleben aus diesem Grund eine bedeutende Rolle.

Im Projekt Rosengärten finden sich nur vereinzelt nachhaltige Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung. So werden in dem Projekt zwar mitunter materielle Artefakte, wie Werkzeuge (vgl. P2B6: 20) oder auch Zeitungen (vgl. P2B5: 13, P2I9: 20, siehe auch Kapitel 15.3.1) geteilt, dies geschieht jedoch auf einem geringen Niveau und ist zumeist nur wenig institutionalisiert. Zwar ist zu vermuten, dass innerhalb der – verhältnismäßig wenigen – Haushalte in denen Familien oder zumindest Paare wohnen, verschiedene Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung sowie damit verbundene Formen der gemeinsamen Ökonomie existieren, diese schlagen sich jedoch zum allergrößten Teil nicht auf der Ebene der gemeinschaftlichen Lebensführung nieder. Auch Gemeinschaftsgüter existieren nur in sehr begrenztem Maße und beschränken sich auf Artefakte, wie etwa das Gartenmobiliar (vgl. P2P69: 15ff.), die keine (Rück-)Wirkungen auf nachhaltige Konsumpraktiken entfalten.

Wie auch in den anderen diskutierten Bereichen des nachhaltigen Konsums sind auch Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung im Projekt Gereonsplatz deutlich stärker verbreitet. Dabei lassen sich zwei Ebenen differenzieren. Zum einen das Teilen und die gemeinschaftliche Nutzung innerhalb der einzelnen Wohngemeinschaften und andererseits Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung, die das ganze Haus umfassen und über die einzelnen Wohngemeinschaften hinausweisen.

Innerhalb der einzelnen Wohngemeinschaften wird grundsätzlich sehr viel geteilt, insbesondere Lebensmittel und andere alltägliche Güter, sodass in diesen Bereichen von partiellen Formen einer gemeinschaftlichen Ökonomie gesprochen werden kann. Dabei existieren sehr unterschiedliche Ausprägungen der Organisation, die sich den Bewohner*innen zufolge im Laufe der Zeit auch immer wieder wandeln (vgl. z.B. P1I0: 59ff.). Bei allen Differenzen in der konkreten Ausgestaltung zeigt sich jedoch konstant, dass, bis auf wenige Ausnahmen, alle Güter des alltäglichen Bedarfs geteilt werden, was diese Formen des Zusammenlebens von vielen anderen WGs außerhalb von Hausprojekten unterscheidet und auch von den Bewohner*innen hervorgehoben wird (vgl. P1I7: 29, P1I8: 33). Die Modelle der Organisation innerhalb des Projektes unterscheiden sich in erster Linie danach, wer wie viel und in welcher Weise beiträgt und reichen von regelmäßigen Einzahlungen in eine WG-Kasse, über das Aufschreiben der Einkäufe, bis hin zu völlig freien Formen, bei denen jede*r das beiträgt, was er*sie kann und möchte. Je nach Modell finden sich dabei auch verschiedene Umverteilungsmechanismen, wobei im Sinne distributiver Gerechtigkeit diejenigen, die finanziell mehr haben, auch mehr einzahlen (vgl. P1B3: 20, P1I0: 59, P1I7: 35, P1I8: 39). Somit besteht hier eine Verbindung zur sozialen Dimension der Nachhaltigkeit.

An dieser Stelle zeigt sich auch die Bedeutung von Lerneffekten für ein gemeinschaftliches Zusammenleben. So berichtet eine Bewohnerin, dass ihr das Teilen am Anfang schwergefallen sei, sie jedoch im Laufe der Zeit gelernt hätte, dass es für alle einen Mehrwert biete:

»Ja, ich habe auf jeden Fall sehr profitiert von Leuten, die schon sehr, sehr, sehr lange hier leben und glaube ich auch einfach eine lockere Einstellung haben. Ich war am Anfang auch eher so kleinkariert und dachte mir hä, wir haben gar keine Liste zum Abhaken, das ist doch nicht transparent und hatte dann auch ein längeres Gespräch mit einer Person, die auch meinte, ja und? [beide lachen], das ist doch völlig egal, oder? Solange das Geld ausreicht ist es doch völlig, total egal. Ich hatte irgendwie so'n anderes Bild von Gerechtigkeit, so alle müssen das Gleiche tun, was ja auch irgendwie völlig verschoben war, was ich auch erst irgendwie viel später so wahrgenommen hab, dass es total egal ist. [...] Ja da denke ich viel über so'n Gerechtigkeitsbegriff nach, dass ich mir denke, ok, so super vieles im Leben ist irgendwie nicht gerecht und so. Dass wäre zu einfach zu sagen, allen das Gleiche, weil wir alle unterschiedliche Voraussetzungen haben und einfach zu gucken, wie können wir zusammenleben, dass wir alle ein gutes Leben haben, obwohl wir unterschiedliche Voraussetzungen haben. Und dass es nicht messbar ist an irgendeinem Betrag, den eine Person abhaken muss, damit alle sehen, dass die Person den eingezahlt hat, sondern auch einfach mal zu sagen: Irgendwie kriegen wir es schon hin.« (P118: 39)

Darüber hinaus existieren mitunter auch unterschiedliche Möglichkeiten etwas beizutragen, wie eine andere Bewohnerin erläutert:

»Ja, und es gibt halt auch einfach verschiedene, ich sag mal Wege, um Essen zu besorgen. Sowas wie, ich geh halt jetzt arbeiten, mir ist das gerade einfach zu viel, zum Beispiel Markten zu gehen, Containern zu gehen. Andere Leute machen das und ich find's super und die haben dann ja genau so viel Essen rangebracht, wie ich sozusagen, [...] haben halt nichts bezahlt. Genau und so finde ich, also freue ich mich auch, weil ich denke, ah wir haben Essen gerettet und aber auch, ok, wir haben alle irgendwie gleich viel dazu beigetragen.« (P117:35)

Neben den Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung in den einzelnen Wohngemeinschaften, finden sich auch solche, die das ganze Projekt einschließen. In der alltäglichen Lebensführung sind diese nicht klar getrennt, sondern es bestehen vielmehr fließende Übergänge zwischen den Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung innerhalb der Wohngemeinschaften und innerhalb des Hauses. Auch innerhalb des Hauses kommt dem Teilen von Lebensmitteln eine große Bedeutung zu und es gehört zur alltäglichen Praxis in anderen Wohngemeinschaften zu »klauen« (P110: 47, vgl. auch P112: 6.), wie es eine Bewohnerin scherzhaft bezeichnet. Falls etwas fehlt, beispielsweise zum Kochen, würde in

den anderen WG's geschaut, ob es dort noch etwas gibt (vgl. P1I7: 15, P1I8: 31). Dabei werde »überhaupt nicht darüber nachgedacht, [...] haben wir jetzt den Reis gekauft oder die andere WG. Also das ist so'n bisschen so, da ist so'n Fluss von Sachen im Haus« (P1I5: 5). Hierbei spielt anscheinend wiederum auch eine Rolle, dass durch das gemeinsame Lebensmittelretten viele Lebensmittel als Gemeinschaftsgut angesehen werden und das Teilen somit als normal und selbstverständlich wahrgenommen wird. Neben Lebensmitteln wird auch Küchengeschirr in die Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung integriert (vgl. P1I0: 133; P1I2: 6). Dabei ist es teilweise nur schwer nachzuvollziehen, welcher Wohngemeinschaft was gehört, was mitunter dazu führt, dass in einer Küche sehr viele Gabeln, aber kaum Messer zu finden sind (vgl. P1B3: 36). Auch kann es dazu kommen, dass Lebensmittel, mit denen von einer Person geplant wurde, nicht mehr vorhanden sind, wenn sie verarbeitet werden sollen (vgl. P1B5: 5). Dies wird jedoch nicht als problematisch wahrgenommen (vgl. P1I0: 133). Vielmehr werden die positiven Seiten der Praktiken des Teilens und der gemeinschaftlichen Nutzung betont. So assoziieren die Bewohner*innen damit eine gewisse Freiheit in der Lebensführung:

»Viel, viel auch so'n Freiheitsding, was sich in so ganz kleinen Sachen widerspiegelt. Ich sach mal, wenn mir sonntags morgens der Zucker ausgeht, ist völlig klar, ich geh woanders hin und geh mir Zucker holen ohne, dass ich das mit irgendwem besprechen muss. Und das machen alle so.« (P1I7: 15)

Darüber hinaus werden sie auch mit einer Idee von Gemeinschaft verbunden, die das Projekt auszeichnet (vgl. P1I2: 6, P1I7: 15, P1I8: 31), führen immer wieder zu Kontakten zwischen den Bewohner*innen (vgl. P1I3: 10) und tragen somit zur sozialen Integration bei:

»Insofern, wenn ich Lust habe mich zu unterhalten, dann geh ich Kaffee klauen unten in der Eins [lacht]. Da finde ich jemanden und mit dem kann ich Kreuzworträtsel machen.« (P1I0: 47).

Neben Lebensmitteln und Küchengeschirr werden auch viele weitere Dinge und Gegenstände geteilt (vgl. P1I0: 87, P1I2: 6, siehe auch Kapitel 15.3.1):

»Ja, auch von irgendwie, man leiht sich alles Mögliche. Also von Diktiergeräten, über das Werkzeug, über irgendwie Klamotten und weiß ich nicht was. Also so dieses viel tauschen und gemeinsam nutzen, ist für mich glaube ich voll so'n Ding, was irgendwie das Haus, oder was uns als Gruppe irgendwie auszeichnet.« (P1I5: 5)

Schließlich existieren auch verschiedene Gemeinschaftsgüter, wie etwa die Werkzeuge in Fahrrad- und Holzwerkstatt, gemeinschaftlich genutzte Waschmaschinen oder große Teile der Einrichtung des Hauses außerhalb der einzelnen Zimmer. Diese Gemeinschaftsgüter, die mitunter auch von Besucher*innen und Gästen genutzt werden können (vgl. P1I5: 5ff.), werden entweder von dem gemeinsamen Vereins-

konto gekauft oder sie werden zunächst von Personen in das Haus eingebracht und gehen anschließend in den Besitz der Gemeinschaft über, wie beispielsweise der Fahrradanhänger, der für das Markten und das Foodsharing genutzt wird (vgl. P1I5: 27). Eines dieser Gemeinschaftsgüter ist ein gemeinsam genutzter Kühlschrank, der im Hausflur des Projektes aufgestellt ist, und in dem »gerettete« Lebensmittel einsortiert und geteilt werden. Da sich an dieser sozio-materiellen Institution gut veranschaulichen lässt, welche Bedeutung Mikroinfrastrukturen für das gemeinschaftliche Zusammenleben und eine nachhaltige Lebensführung haben, wird in der Folge genauer auf ihn eingegangen.

→ *Der Gemeinschaftskühlschrank*

Der Gemeinschaftskühlschrank ging aus den Praktiken des Lebensmittelrettens hervor und entfaltet als Mikroinfrastruktur, ähnlich wie das Umsonstregal (vgl. Kapitel 15.3.1), eine fördernde Wirkung auf die Realisierung nachhaltiger Konsumpraktiken. Dabei stellt er gewissermaßen ein Bindeglied, einen Kreuzungspunkt, zwischen den nachhaltigen Akquisitionspraktiken des Lebensmittelrettens und den nachhaltigen Nutzungs- und Verbrauchspraktiken dar.

Die Idee für den Gemeinschaftskühlschrank wurde, wie auch die Praktik des Marktens (vgl. P1I5: 25), von einer Person in das Projekt eingebracht, die die Kombination aus Lebensmittelretten und einem Kühlschrank, in dem die geretteten Lebensmittel allen Bewohner*innen und Gästen des Projektes zur Verfügung gestellt werden (vgl. P1B9: 10), aus einem anderen Wohnprojekt kannte. In der Folge wurde ein Kühlschrank, der an anderer Stelle übrig war, aufgestellt und wirkt seitdem auf die gemeinschaftliche Praxis des Projektes zurück. An dieser Stelle wird deutlich, dass nachhaltige Praxis-Arrangement-Bündel oftmals nicht an verschiedenen Orten ganz neu entstehen, sondern durch Subjekte, die als Träger*innen dieser Praktiken und den damit verbunden Wissensbeständen und Kompetenzen auftreten, in die bestehenden Zusammenhänge der Lebensführung eingebracht werden und sich an die gegebenen Situationen anpassen, sodass sich in der Folge lokale Variationen dieser Bündel etablieren und verfestigen. So wurde der Kühlschrank im Laufe der Zeit nicht nur fürs Markten oder Foodsharing, sondern auch dafür genutzt, regelmäßig größere Mengen übrig gebliebenen Caterings aus einem lokalen Club weiterzuverteilen (vgl. P1I0: 379, P1I5: 25).

Einmal institutionalisiert, wirkt der Gemeinschaftskühlschrank ermöglichend auf nachhaltige Konsumpraktiken ein. So berichtet beispielsweise ein Bewohner, dass er zwar schon vor dem Einzug mit Praktiken des Lebensmittelrettens in Kontakt gekommen war, die Partizipation an solchen Praktiken jedoch in dem Projekt aufgrund der spezifischen Rahmenbedingungen der gemeinschaftlichen Lebensführung noch einmal zugenommen habe:

